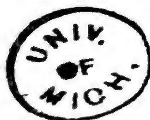
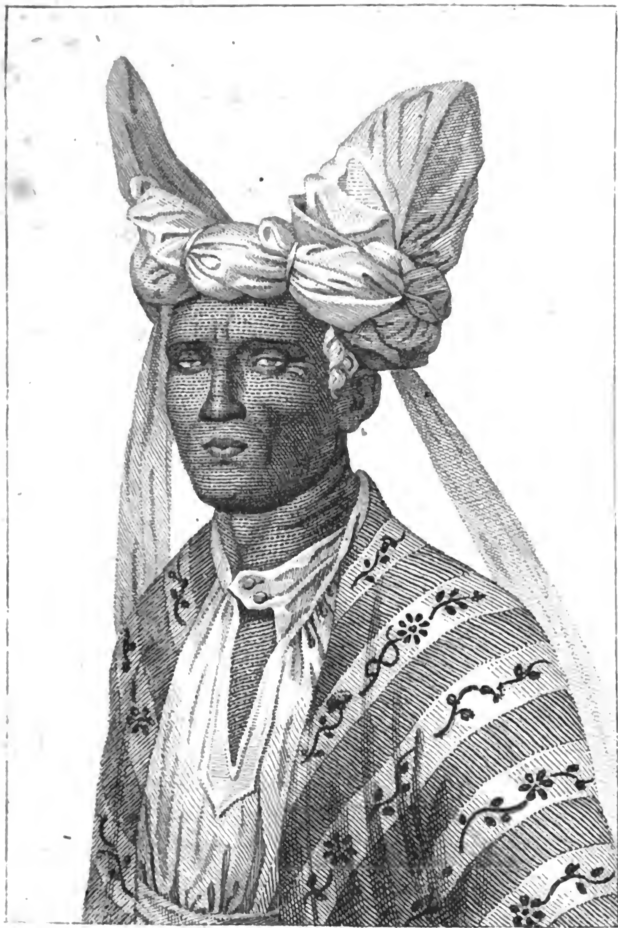

Digitized by Google


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD





J. Bolt f. 1818.

NABA LEBA,

König von Solor.

E. A. W. von ZIMMERMANNS

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

auf Länder - Völker - und Productenkunde.

Fortgesetzt

von

F. RÜHS und H. LICHTENSTEIN,

Professoren an der Universität zu Berlin.

Vierzehnter Jahrgang

oder

achtzehntes Bändchen.

Mit 11 Kupfern und 1 Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1 8 1 9.



NABA

König v

Vorrede.

Indem wir dem Publikum in gegenwärtigem Bändchen die Fortsetzung unsrer Beschreibung der ostindischen Inseln übergeben, haben wir zunächst die Verzögerung seiner Erscheinung zu entschuldigen, welche theils durch das längere Ausbleiben einiger wichtiger neuer Werke, deren Benutzung uns unerläßlich schien, theils durch mancherlei Schwierigkeiten bei Anfertigung der Kupfer und Karte veranlaßt worden ist.

Außer den in der Vorrede zum vorigen Bande genannten Quellen haben wir für den gegenwärtigen besonders Rafles History of Java, Mayers historical view of the Philippine Islands und die neuesten Bände von dem Asiatic Journal und den Asiatic Researches benutzt, der älteren Werke nicht zu gedenken, die für einzelne Gebiete oder für das Ganze in Anwendung gekommen und jedesmal treulich von uns genannt sind.

*

Am Schluß unsrer Arbeit haben wir versucht, die Hauptresultate unsrer Nachforschungen in allgemeinen Betrachtungen über das ganze Gebiet, dessen einzelne Theile vorher beschrieben worden, wiederzugeben, wie auch der sel. Etatsrath von Zimmermann dergleichen in einigen der frühern Jahrgänge jedoch mehr vorbereitend und einleitend geliefert hat.

Eine besonders erfreuliche Zugabe wird unsern Lesern, wie wir hoffen dürfen, die Karte der ostindischen Inseln sein, welche ein neuer Beweis ist, daß die Verlagshandlung das Taschenbuch immer reichlicher und würdiger auszustatten sich bemüht. Allein nicht bloß in künstlerischer, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht wird sich diese Karte vor denen der frühern Bändchen auszeichnen, indem sie mit der größten Sorgfalt aus allen den neuesten Materialien zusammengetragen ist, die uns zu Gebot standen, und daher nicht eine bloße Copie, sondern eine in dieser Gestalt noch nicht vorhandne neue Karte darstellt. So ist die Insel Sumatra nach Marsden, Java nach Thorne, Borneo und die Sulu-Inseln nach Dalrymple, die Philippinen nach Mayer, der ganze südöstliche Theil nach Arrowsmith eingetragen und von dem fleißigen Zeichner dahin gestrebt worden, die Umrisse und Gebirgszüge der Inseln selbst in diesem kleinen Format auf das Genaueste und Bestimmteste wiederzugeben. Was die Ortsnamen betrifft, so war es freilich eine schwere Aufgabe, aus der großen Menge derselben mit

iner gewissen Consequenz und nach dem Bedürfniß unsrer Leser gemäß auszuwählen, ohne unsre kleine Karte durch Ueberfüllung mit Namen undeutlich zu machen. Wir haben aber dieser, zur Erleichterung der Uebersicht durchaus erforderlichen Deutlichkeit alle andern Zwecke untergeordnet, und diese Karte, wie sehr wir ihr eine gewisse allgemeine und unabhängige Brauchbarkeit versprechen dürfen, dennoch hauptsächlich als Erklärerin unsers Textes. (im 11ten, 13ten und 14ten Jahrgang) betrachtet, so daß alle einigermaßen erhebliche Ortsnamen, die im Taschenbuch vorkommen, auch auf der Karte verzeichnet sind, indessen vielleicht wichtigere hin und wieder vergeblich gesucht werden, wenn ihrer im Text nicht erwähnt ist. Eine Bezeichnung der unterschiednen Wichtigkeit dieser Ortsnamen durch größere und kleinere Schrift, war nur in wenigen Fällen anwendbar, da in dieser merkwürdigen Erdgegend manches kleine Negerdorf in seiner historischen und politischen Bedeutung den Glanz eines daneben liegenden sogenannten Königreichs oder Kaiserthums überstralt, und da in einzelnen Gebieten (z. B. der Gruppe von Banda) die wichtigen Ortsnamen sich dicht auf einen Punct zusammendrängen, indessen an andern Stellen (wie im Innern Borneo's) eine Leere von mehrern Tausend Quadratmeilen die große Mangelhaftigkeit unsrer geographischen Kenntniß verräth. — Es ist noch zu bemerken, daß wir alle indische Namen, soweit es ohne Pedanterie ge-

schehen konnte, nach deutscher Aussprache geschrieben, dagegen die zahlreichen, von den europäischen Schiffervölkern gegebnen Namen in ihrer ursprünglichen Schreibart wieder hergestellt haben.

Die folgenden Bändchen werden unsre Darstellung von Vorder-Indien, Afghanistan, Persien u. s. w. enthalten, um zuerst die Abhandlung der asiatischen Länder, von welchen die nördlichen bereits in den früheren Jahrgängen des Taschenbuchs beschrieben werden, zu vollenden. Bei dem ungemein raschen Wachsthum unsrer Kenntnisse von diesem in jeder Hinsicht so wichtigen Ländergebiet, dürfen wir hoffen, den vor uns liegenden Theil unsrer Arbeit dem Ideal, das uns vorschwebt, näher zu führen, als es in den beiden letzten Bändchen möglich gewesen ist und ihm, unbeschadet der für alle Stände belehrenden und anziehenden Darstellungsweise, diejenige innere wissenschaftliche Vollendung zu geben, welche die Würde des Gegenstandes von uns zu fordern scheint.

Berlin im August 1818.

Rühs.
Lichtenstein.

Inhalt.

Seite

Seite

Verzeichniß der Abbildungen.

5.) Ansicht der Insel Neira in der Banda-Gruppe aus Valentyns Werk; zu S. 101. — Links neben dem feuerspeienden Gunong-Api ist der Durchweg (Gat) von Lonthoir, rechts neben demselben das sogenannte Sonnenloch. Das große Gebäude neben dem Landungsplatz ist das Castel Nassau, über demselben auf der Anhöhe liegt das Castel Belgica. Im äußersten Hintergrund der rechten Seite erhebt sich das hohe Land von Banda, das durch den Canal, der Celams-Gat genannt wird, von Neira getrennt ist.

6.) Der Tarsier (Tarsius Daubentonii), aus Auderberts Naturgeschichte der Affen; zu S. 108. Eine der merkwürdigen Säugethierformen, die diesem Theil der Erde ganz eigenthümlich sind; den Makis nahe verwandt, aber schon auf dem Uebergange zu den Nagern.

7.) Das Colugo (Galeopithecus rufus), aus demselben Werk; zu S. 110. Auch diese Thiergattung gehört ausschließlich auf den ostindischen Inseln zu Hause. Sie steht unter allen flatternden Thieren den Fledermäusen am nächsten, denn die Flughaut umgiebt den ganzen Körper und es fehlt nur noch, daß die Zehen der Vorderfüße verlängert und in die Flughaut verwachsen wären.

8.) Landschaft von der Insel Buro aus Labillardiere's Reisen; zu S. 127. Ein sehr characteristisches Bild, da es einige der Hauptformen

aus der üppigen indischen Pflanzenwelt neben einander darstellt. Es ist die Gegend eines kleinen Flusses, nicht weit von dessen Ausfluß ins Meer, der Wasserplatz der anlegenden Schiffer; ein kleines Boot, in der Form der Coraçora, ist vorn auf den Strand gezogen. An der rechten Seite des Flusses stehn zunächst einige kurzstämmige Sagopalmen, hinter welchen sich schlanke Pinangbäume (Arecapalmen) erheben; weiter hin breitet ein indischer Lorberbaum seine laubigen Aeste aus, zwischen beiden sieht man, vorn ein Grabmal von Stein, hinten eine Hütte von Rohr. Ueber den Fluß führt eine leichte Brücke von Bambusrohr; mit einem Schiffdach versehn, zum kühlen Aufenthalt für die Müßigen. Am linken Ufer sieht man vorn breitblättrige Sumpfgewächse (Arten von Pothos oder Caladium), über welchen ein Bananenstamm hervorwächst. Zwischen den hohen Stämmen der dahinter stehenden Pinangbäume ranken die Gehänge einer indischen Schling-Pflanze. Das Gebäude daneben kann für einen Tempel oder Pallast genommen werden, denn welches von beiden es wirklich sei, ist nicht zu entscheiden, da Labillardiere selbst keine Erklärung dieses Blattes gegeben hat.

9.) Indische Krieger aus Nieuhof; zu S. 145 (und S. 36). Rechts der Amboinese mit kurzem Säbel, dessen Griff mit dem Hauptbaar eines erschlagenen Feindes geschmückt ist,

in der Linken ein langer Schild mit Muscheln und Metallplatten belegt. Der Kopf ist mit einem Tuch von dünnem Gewebe umwunden, das Haar mit Perlen und frischen Blumen durchflochten.

Links der Buginese, fast nackt, ein Speer seine Waffe; Kopfdecke und Schild bestehn aus einem Korbgeflecht von gespaltenem Rotang (Stuhlrohr).

10.) Das Kuskus (Balantia orientalis), nach der Natur; zu S. 152. Die große Manchfaltigkeit in der Gestalt der Zähne macht das Gebiß sehr merkwürdig, daher ist es im Umriß hier nebengestellt.

11.) Die Börsenkrabbe (Thylacurus Latro), aus Seba's Thesaurus; zu S. 155.

C e l e b e s.

Die Klage über den Mangel an neuen, einigermaßen genügenden Nachrichten, die wir bei Borneo führten, müssen wir bei Celebes wiederholen: wir sind fast ganz auf die ältern Berichte der Holländer eingeschränkt, die beinahe ausschließend von ihren Kriegen mit den Eingebohrnen handeln. Ein amerikanisches, nach Manilla bestimmtes Schiff ward im Febr. 1793 durch widrige Winde sechs Wochen lang in der Straße von Makassar aufgehalten; der Schiffer schickte seinen Obersteuermann David Woodard nebst fünf Matrosen in einem Boot ab, um von einem Fahrzeuge, das sich in der Entfernung zeigte, einige Lebensmittel einzukaufen. Die Ausgesandten erreichten es gegen Abend, allein ihre Hoffnung, sich mit Vorräthen zu versehn, ward vereitelt; indessen blieben sie die Nacht über an Bord, aber am Morgen war ihr eignes Schiff verschwunden; dennoch entschlossen sich Woodard und seine Gefärthen, lieber es aufzusuchen, als mit den Fremden nach Sina zu segeln, wohin es bestimmt war. Kaltblütig überließ der hartherzige Schiffshauptmann

die Unglücklichen ihren Schicksal; eine Flasche Branntwein war Alles, was er ihnen auf den Weg gab. Sechs Tage schifften sie in der Straße umher, und bisweilen ein kärglicher Schluck aus ihrer Flasche war während dieser Zeit ihre einzige Erquickung, aber ihre Hoffnung wieder zu ihrem Schiffe zu kommen, blieb unerfüllt. Das Ufer von Celebes zeigte sich ihnen jetzt in der Entfernung und sie beschlossen zu landen, Lebensmittel zu suchen und nach der holländischen Niederlassung auf Makassar zu gehen. Aber sie schienen der drohenden Gefahr auf den Fluthen nur entgangen zu seyn, um in ein noch tieferes Elend zu stürzen; gierig fielen die habsüchtigen Eingebohrnen über sie her, Einer von ihnen ward vor den Augen seiner Unglücksgefährthen ermordet, während die Uebrigen zu Sklaven gemacht wurden. An verschiednen Orten wurden sie nun zu mancherlei Arbeiten gebraucht, aber so schlecht behandelt, daß sie oft an den ersten Bedürfnissen Mangel litten. Verschiedne Versuche zur Flucht mißlangen, bis sie endlich in die Gewalt des Radscha von Pambun geriethen, der sie im Junius 1795 nach Makassar schickte; hier wurden sie von den holländischen Behörden mitleidig aufgenommen und zur Rückkehr in den Stand gesetzt. Woodard verlebte freilich drittehalb Jahre auf Celebes, allein er war nicht in der Lage, frei und unbefangen Beobachtungen anzustellen, selbst seine ganze Bildung erhob sich nicht über die eines gewöhnlichen Seemanns und es fehlte ihm an allen

Vorkenntnissen, um seinen Aufenthalt in einem so wenig gekannten Lande für die Wissenschaft nützlich zu machen. Er hat nicht einmal selbst die Geschichte seiner Schicksale beschrieben, sondern sie sind von einem gewissen William Vaughan nach seinen mündlichen Erzählungen abgefaßt, mehr um durch die Gefahren und Beschwerden, die er und seine Gefährten erduldeten, die Einbildungskraft und das Mitgefühl zu beschäftigen, als die Länder- und Völkerkunde zu bereichern *). Die Wahrheit der Begebenheiten ist durch manche glaubwürdige Zeugnisse bestätigt, und es zeigen sich auch in ihnen selbst keine Spuren von Erdichtung oder Uebertreibung, allein unsre Kenntniß von dem Lande und den Einwohnern ist durch Woodard im Grunde gar nicht erweitert, er unterscheidet nicht einmahl die verschiednen Stämme, die auf der Insel leben, sondern bedient sich immer des höchst unbestimmten Ausdrucks Malayen; ja die allgemeine Beschreibung scheint von dem Herausgeber aus Büchern sehr ergänzt zu seyn.

Celebes ist auf den meisten Charten höchst fehlerhaft gezeichnet, namentlich ist die Ostseite auf Valentyn's Charte unbegreiflich verfehlt, die man bei derjenigen zum Grunde gelegt, die im ersten Theile von Sprengels und Forsters neuen Beiträgen zur Völkerkunde befindlich ist;

*) The narrative of Capt. David Woodard and four Seamen n. s. w. London 1805. gr. 8. Deutsch Weimar 1805. 8.

auch der Umriß bei Woodard ist roh und verzeichnet, nur bei Thorn scheint die Lage einigermaßen richtig zu seyn, und vermuthlich ist sie aus neuern englischen Seecharten geschöpft: in Hinsicht auf Oerter sind aber alle diese Charten so dürftig, daß man die meisten von den Schriftstellern angeführten Namen vergebens sucht. Die Insel liegt zwischen dem 1° 30′ n. B. und dem 5° 30′ s. B. und die Breite soll etwa 45 Meilen betragen, aber die Gestalt wird durch tiefeinschneidende Meerbusen an der Ost- und Südseite sehr unregelmäßig. An der Westseite wird sie von der Straße Makassar, die an den engsten Stellen etwa drittehalb Längengrade breit ist, bespült und von Borneo getrennt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird die Westseite Makassar, die Ostseite aber Celebes genannt. Die erste große Bucht heißt die Tomini oder Gunong Tello Bay, die von der westlichen Seite nur durch eine schmale Landenge, die bey Palos nicht über eine Tagereise breit ist, getrennt wird. Zwei Halbinseln, wovon die eine sich nordöstlich, die andre südlich erstreckt, bilden wieder eine Bucht an der Südostseite, die Tellobay, und im Süden bildet die gedachte südliche Halbinsel mit dem eigentlichen Makassar die große Bay von Boni, oder die Buggesen-Bay. Das Land wird von einem Gebirgrücken durchschnitten, dessen eigentliche Richtung jedoch nicht bekannt ist. Berge und Hügel wechseln mit Thälern und ausgebreiteten Ebnen ab, die mit den üppigsten Reisfeldern und mit Kokoshainen be-

deckt sind; das Meer und die vielen Flüsse vermehren die Mannigfaltigkeit und bringen die gefälligsten und lachendsten Ansichten hervor. An der Nordostseite giebt es viele feuerspeiende Berge, die ausnehmend viel Schwefel enthalten; ihre Ausbrüche sind daher oft mit den fürchterlichsten Zerstörungen und Umwälzungen begleitet. In der Landschaft Mogonde ward im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein großer Landstrich neben einem Strome, der mit vielen tausend Kokosbäumen besetzt war, so umgekehrt, daß die Postbeamten von Manado den so wohlbekannten Weg gar nicht wieder erkannten: an der Stelle des Flusses war ein Landsee entstanden; die ungeheuersten Bäume hatten sich umgekehrt, ihre Kronen waren in der Erde und die Wurzeln erhoben sich in die Luft. Das Eiland hat eine Menge von Strömen und Bächen, die den Landbau sehr begünstigen. Der bedeutendste ist der Tsinrana, er kommt aus einem Landsee Tempe, der alle Gewässer aus den Gebirgen in diesem Theile der Insel aufnimmt, er läuft nach Osten und ergießt sich in die Bay von Boni; der See trocknet aber in der dürren Jahreszeit fast ganz aus. Die Küste ist überall mit einer Menge von kleinen Inseln und unzähligen Riffen und Untiefen besetzt, die die Schiffarth in ihrer Nähe gefährlich machen.

Das Clima ist dem auf den benachbarten Eilanden ähnlich: allein weil das Land höher liegt und die Ufer nicht wie auf Borneo und Java aus Sümpfen bestehen, ist es nicht so ver-

derblich für die Gesundheit: unter allen holländischen Niederlassungen waren die auf Makassar und Celebes am gesundesten. Auch hier bilden die Gebirge eine merkwürdige Wetterscheide; in dem Gebiete von Bontani findet auf der östlichen Seite des Gebirgrückens grade die entgegengesetzte Witterung als auf der westlichen Statt, und man darf in der schönen Jahrszeit nur über das Gebirge reisen, um sich in einem Abstande von kaum einer Meile plötzlich in den Winter der tropischen Himmelsstriche zu versetzen. An der Westseite dauert die Regenzeit von der Mitte des Novembers bis zur Mitte des May: die Strömung in der Straße nimmt dann eine südliche Richtung, aber an der Küste behalten Ebbe und Flut ihren regelmäßigen Wechsel. Gegen Abend ereignen sich beinahe täglich heftige Gewitter und auch Erderschütterungen sind sehr häufig.

Celebes bringt fast dieselben Producte hervor, als die übrigen sundischen Inseln, es ist ein sehr fruchtbares Land; vornehmlich die Ostseite, wo auch das Getreidemaaß größer als gewöhnlich ist, besonders liefert es einen Ueberfluß von Reis, der an Geschmack, Farbe und Geruch vortrefflich ist, aber doch, weil er früher verdirbt, weniger als der javanische geschätzt wird. Die Einwohner scheinen ziemlichen Fleiß auf den Ackerbau zu verwenden, der mit vieler Arbeit verbunden ist; da die Ströme nicht aus ihrem Bette treten, muß die Bewässerung künstlich geschehen. Ein abschüssiger Boden wird mit klei-

nen Gräben, die etwa 20 Ellen von einander entfernt sind, durchschnitten; Weiber und Kinder bringen die Erde von den obern Abtheilungen auf die untern und so entstehen Terrassen. Das Land wird 14 bis 16 Tage lang 6 Zoll hoch unter Wasser gesetzt, dann werden 20 Ochsen hinaufgetrieben, um es aufzulockern, nach einer abermaligen Ueberschwemmung wird es gepflügt; die Weiber setzen die Reispflanzen in den so zubereiteten Boden, der darauf wieder so lange unter Wasser gesetzt wird, bis der Reis die Hälfte seines Wachsthums erreicht hat, und im Stande ist, den Boden selbst zu beschatten. Bei'm Schneiden verfährt man wie auf Java; es sind nur wenige und einfache Ackergeräthe im Gebrauch. Die Einwohner gewinnen auch viel indisches Korn, das sie in Büscheln zwischen zwei Krücken an einer Stange aufhangen; sie bedecken es gegen den Regen mit einer Matte und auf diese Weise erhält es sich sechs Monathe. Die Felder sind genau getheilt und die Rechte des Eigenthums werden sehr heilig gehalten. Außerdem fehlt er nicht an Sagopalmen, Brodfruchtbäumen, Kokosnüssen und den andern eßbaren Früchten und Wurzeln, womit die Natur gegen diese Gegenden so freigebig gewesen ist. Das Zuckerrohr wird größer als in Westindien, aber die Einwohner wissen nicht Zucker zu machen, sondern sie kochen blos den Saft ein, den sie hauptsächlich zu Confect gebrauchen. Auch die Baumwolle kommt gut fort und die Einwohner wissen sie durch ein eignes Werkzeug gut

zu reinigen; sie weben sehr starke und feste buntwürflichte Tücher, die sehr geschätzt werden, ein Stück reicht zu einem Kleide hin. Auch verfertigen sie seidene Lundschi's oder Gürtel, worin sie die Kriße tragen. Die Bugginesen bereiten aus der innern Rinde eines Baumes Papier, um ihre baumwollenen Zeuge hineinzuwickeln. Es findet sich ferner eine Mannichfaltigkeit von Holzarten zum Färben und zu feinen und zierlichen Arbeiten; nur die feinen Gewürze scheinen nicht recht zu gedeihen. Auch Wachs und Honig ist im Ueberfluß, die Einwohner tödten die Bienen durch Feuer um den Baum, auf welchem sie bauen, und hauen ihn alsdann um. Auch die Viehzucht ist beträchtlich; sonderbar ist es, daß man die Kühe und Ziegen nicht melkt. Die Pferde sind klein, aber lebhaft, und obgleich die hiesigen Völker sich derselben nicht zum Kriege, sondern nur zur Jagd bedienen sollen, sind sie doch geschickte Reiter. Für die Jagd haben die Makassaren eine leidenschaftliche Neigung und wer auf derselben den Hals bricht, stirbt nach ihren Ansichten, den Tod eines Helden. Alles kommt dabei auf gut abgerichtete Pferde an. Ein Wald wird vorher mit einer Leine von Schilf eingeschlossen, an welcher unzählige Büschel flattern. In der Mitte dieses Gehegs wird ein freier Platz ausgesucht, und für die vornehmen Zuschauer schnell mit einer Hütte aus Bambus versehen, die auf einem etwa 4 Fuß hohen Gerüste steht. Die Jäger versammeln sich auf den schönsten und muthigsten Pfer-

den, die ohne Sattel, blos mit einer Decke versehen sind; jeder hat eine Stange mit einer Schlinge, deren Ende am Halse des Pferdes befindlich ist. Dann wird von aufgebotnen Fußgängern das Wild nach diesem Platze getrieben, wo die Reiter sich vertheilt haben. Erscheint ein Hirsch, so eilt der Nächste hinter ihm her, das flüchtige Pferd kommt ihm bald an die Seite, der Reiter hält die Stange vor sich und wirft die Schlinge dem Hirsche über's Geweih: das Pferd zieht alsdann rückwärts und ist nicht von der Stelle zu bringen, bis die Schlinge ganz zugezogen ist; oft fangen zwei zugleich dasselbe Thier, denn jeder sucht die Ehre davon zu tragen. Es entsteht ein verwirrtes Getümmel, hier stürzt ein Reiter, dort setzt ein Hirsch über einen andern hinweg und schlägt ihn mit den Läufen von seinem Roß. Im Triumph reitet der Fänger mit der Beute nach der Hütte der Zuschauer, um von dem vornehmsten in der Gesellschaft das Zeichen zum Abfangen zu erhalten: selbst die Bewegungen des wiehernden Pferdes drücken das Gefühl des Siegs aus. Sobald der Hirsch getödtet ist, wird das Blut in ausgehölten Bambusröhren aufgefangen, und alle Vornehme und Große nebst dem Fänger nehmen einen Schluck davon; der Ueberrest belohnt das Pferd, dem auch die Nase damit bestrichen wird. Während die Reiter die Jagd fortsetzen, wird der Hirsch zerlegt und auf Rösten von Bambus gebraten: das Herz wird von dem Großen roh

mit etwas Pfeffer verzehrt *). Dies Mahl heißt Lor Dara, das Fest des blutigen Herzens, und besonders bedient man sich desselben, wenn Salz und Limonen häufig sind. Bisweilen werden die Hirsche auch mit Hunden gejagt. Die Makassaren essen, wie Woodard versichert, Pferdefleisch: was auch auf der kleinen sundischen Insel Sawu (s. unten) der Fall ist. Die Schildkröten hingegen dienen nicht zur Speise und werden nur um der Schale willen gefangen. Eßbare Vogelnester finden sich auch hier, doch wie es scheint nicht in großer Menge.

Celebes ist reich an mancherlei mineralischen Erzeugnissen, Eisen, Kupfer, Bergkristall, Edelsteinen, Schwefel und Gold. Die Berge, die Gold enthalten, fangen auf der Nordseite bei Bulan an und erstrecken sich bis an die Bay von Tomini und an der Ostseite bis nach Dampelas; südlich von diesem Striche soll sich kein Gold weiter finden. Die Bewohner der Gegenden, die es hervorbringen, suchen alle Fremde abzuhalten, sie erschrecken sie durch abentheuerliche Erdichtungen; bei dem Dorfe Dampelas, erzählen sie, sey ein Goldfluß, aber furchtbare Stürme, heftige Erderschütterungen und zischende Blitze scheuchen den Verwegnen zurück, der aus Begierde nach dem allersehnten Metalle seine Fluten zu beschiffen wagt. So suchten die Araber im Mittelalter die Fremden von weitern Nachforschungen über das Vaterland der köstli-

*) v. Wollzogen.

chen Gewürze, die sie nach Aegyptens Märkten aus Indien brachten, durch die Sage abzuhalten, daß der Nil sie herbeiführe aus dem irdischen Paradiese. Die Einwohner von Celebes verstehen aber den Bergbau nur höchst unvollkommen, nie entschließen sie sich an irgend einer Stelle zu graben, ehe ihnen ein Wahrsager oder Talenga durch Hülfe eines Vogels die Versicherung eines günstigen Erfolgs ertheilt hat. Tiefe Schachten wissen sie nicht anzulegen, auch kein Gestein zu sprengen: sondern ihre Arbeit beschränkt sich darauf, das Gold aus dem Sande zu waschen. Es ist immer ein sehr ungewisses Geschäft, und da die Arbeiter nicht sicher sind, was sie finden, zu behalten, sondern die Großen ihnen durch allerlei Künste ihre Ausbeute abzubetteln suchen, so haben sie auch keine Lust dazu; die Arbeit ist auch sehr beschwerlich, es ist in den Bergwerken sehr kalt und die Leute sitzen vom Morgen bis Abend im Wasser, so daß ihre Leiber nach vollendetem Tagewerke ganz weiß mit Salpeter bedeckt sind. Sie bedienen sich schlechter und einfacher Werkzeuge, einer Art Brecheisen, einer Hacke, eines Beils, eines runden hölzernen Bretts (Dulang) zum Waschen des Goldes und eines Schächtelchens. Nach einer höchst verdächtigen Angabe, die Forrest mittheilt, erhielten die Holländer für etwa 124,000 Pfund St. Gold aus Celebes; allein wäre das der Fall gewesen, so würde die Niederlassung unmöglich einen so bedeutenden Zuschuß erfordert

haben, oder man muß annehmen, daß die Compagniebeamten die ganze Ausbeute sich selbst zueigneten.

Von einheimischen wilden Gewächsen wird uns keines von einigem Belang namhaft gemacht, das nicht auch den übrigen Inseln angehörte, und dessen nicht schon bei Java erwähnt wäre. Doch sind die Angaben hier bei weitem mangelhafter, und wenn auf der einen Seite wohl zu vermuthen steht, daß eine viel größere Zahl von javanischen Bäumen und Pflanzen sich auf Celebes finde, als die Berichterstatter wahrscheinlich machen, so ist auf der andern Seite, aus den oben angegebnen Verschiedenheiten in der natürlichen Beschaffenheit beider Inseln auch ohne Bedenken der Schluß zu ziehn, daß die waldigen Höhen von Celebes dem reisenden Botaniker dereinst auch nach einer befriedigenden Untersuchung von Java, trotz ihrer Nähe, noch ganz neue Schätze aufschließen werden.

Auch hier wachsen neben dem Brodbaume (Jaaka), der nur drei Monate im Jahre aufhört reife Früchte zu bringen, neben den wohlschmekkenden Mangostan, Rambustan und Jambos die schädlichsten Giftpflanzen, von welchen die größern jenem berühmten Boan-Upas *) nahe verwandt seyn müssen. Wenigstens ist auffallend,

*) M. s. das letzte Bändchen S. 166.



Makassaren,
Giftpfeile aus dem Blaserohr schiessend.

daß viel früher als sich durch Förtsch das Mährchen von diesem javanischen Wunderbaume so allgemein verbreitete, schon Barchewitz *) dasselbe bei Celebes erzählt. Dieser Reisende erwähnt dabei zugleich eines kräftigen Gegengiftes, das er Waduk nennt; der Baum der es hervorbringt, wachse, berichtet er, immer in der Nähe des Giftbaums, seine Frucht gleiche einer Eichel und enthalte viel Oel, das eben die heilkräftige Wirkung habe. Ein noch älterer Reisender, Nieuhof **), beschreibt ausführlicher die vergifteten Waffen selbst. Es sind etwa einen Fuß lange Pfeile, deren Spitzen aus scharfen Fischzähnen verfertigt und lange vor dem Gebrauche in das Gift getaucht und wieder getrocknet werden; das hintere Ende des Pfeils besteht aus einem runden Knopfe von verwittertem Holze, der genau in den Lauf eines langen Blaserohrs paßt, aus welchem diese Wilden auf einen Abstand von 24 Fuß, bei stillem Wetter, ihr Ziel mit vieler Sicherheit treffen ***). Den Ursprung des Giftes giebt Nieuhof sehr richtig und ohne fabelhafte Zusätze an und vergleicht es dem Harze der Fichten. Als Gegenmittel rühmt er besonders schleuniges Erregen eines

*) Ostindische Reise 2te Ausgabe von 1751. S. 117 und folgende. Barchewitz reisete von 1711 bis 1721.

**) Zee en landreizen, II, S. 217.

***) S. die Abbildung.

starken Erbrechens, auch äußerlichen Gebrauc einer bittern Wurzel, die gekäuet auf die Wund gelegt wird, doch sey dies Alles in den mehrste Fällen ohne Erfolg und selbst den Makassare kein sicheres Mittel dagegen bekannt. Wir füge hier die Abbildung des merkwürdigen Gewächse bei, wie es neuere ausländische Werke *) dar stellen.

Unter den Thieren, welche Celebes bewohnen, treten die größern Formen der Wiederkäuer, an denen Ostindien so reich ist, auch hie auffallend hervor, Büffel nämlich und Hirsche Außer dem gemeinen Büffel, der auch hier gezähmt zum Ackerbau gebraucht wird, nennen die Systematiker **) den Anoa als eine diese Insel eigenthümliche Art. Er hat nur di Größe eines Schafes, lebt in kleinen Heerden in den Gebirgen und ist von äußerster Wildheit, so daß es sehr schwer ist, ihn einzufangen, unmöglich aber, ihn zu zähmen. Von Hirschen sind ebenfalls außer den mit dem Ganges-Hirsch verwandten Arten, (Cervus unicolor et albicornis) wahrscheinlich auch die Zwergformen des Muntjak und Schweinhirsches (C. Muntjac et porcinus) hier zu Hause.

Affen

---

*) Annales du Mus. d'hist. nat. Vol. XVI. p. 478. Colonial Journal 1816. No. II. p. 321.

**) Pennant Synopsis of Quadrupeds pag. 36. Zimmermann geogr. Gesch. II. S. 93.



Tilesius del.

Boan-Upas.


UNIV.
OF
MICH.

Affen bevölkern die Waldungen an manchen Stellen dieser Insel in solchem Uebermaaße, daß sie den Einwohnern in hohem Grade lästig werden. So waren sie nach Valentyns *) Zeugnisse eine der Ursachen, um deren willen in der Mitte des 17ten Jahrhunderts eine Colonie von 1000 Menschen die kleine Insel Manado verlassen und sich auf die gegenüberliegende Küste begeben mußte; denn weder Getreide noch Baumfrüchte konnten vor den Diebereien dieser Thiere gedeihen. Von bestimmteren Nachrichten über dieselben ist aber nirgends etwas zu finden.

Befremdend ist die Nachricht bei Nieuhof **), daß die gemeinste Art von Makis (Lemur Mongor) auf Makassar sich finde, indessen übrigens diese ganze Thiergattung dem westlich asiatischen Inselgebiete angehört, doch wohl möglich, daß hier statt Makassar nur Madagaskar zu lesen ist, eine Verwechslung, die bei diesem Schriftsteller nicht sehr befremden kann und die schon früher den Naturbeschreibern hätte verdächtig seyn müssen.

Von welchem Thiere die Substanz herrühren mag, deren Woodard unter dem Namen Timpost erwähnt, ist nicht zu enträthseln; doch bleibt es sehr bemerkenswerth, daß eine solche, wahrscheinlich dem Moschus oder Bibergeil ver-

---

*) Oud en nieuw Oostindien I, 2, S. 62.

**) a. a. O. S. 294.

wandte, heilkräftige und kostbare Substanz auch innerhalb dieses Insular-Gebietes gewonnen, wird und bisher so unbekannt geblieben ist.

Die Insel zerfällt in eine Menge kleiner Staaten unter eignen Oberhäuptern, die man Königreiche zu nennen pflegt, obgleich der Umfang der meisten auf wenige Quadratmeilen eingeschränkt ist; Kriege und innere Revolutionen haben häufige Veränderungen zur Folge gehabt und die Namen, die in ältern Berichten und Charten vorkommen, sind wohl zum Theil untergegangen oder verändert. Am bekanntesten ist die Südwestseite oder das eigentliche Makassar, wo der Hauptsitz der Holländer ist. Hier sind zwei einheimische Reiche zu bemerken, die abhängig von den Holländern, doch das größte Ansehn behaupten; an der Westseite der südlichen Bucht liegt das Reich von Boni; die Stadt dieses Namens ist nicht die Residenz des Königs, sondern sein Pallast ist etwas südlicher zu Tsinrana, zu demselben gehören verschiedene große Häuser aus Bambus, von denen eins auf 91 hohen und dicken Bäumen ruht. Südlich folgen dann die unmittelbaren Gebiete der Holländer, Pulebanking, Galisson, Bonthain u. s. w. bei dem Dorfe Bonthain ist ein guter Ankerplatz. An der Ostseite im eigentlichen Makassar unter 5° 7′ s. Br. liegt die Hauptniederlassung der Holländer, das alte **Udjong Pandang**, oder

das jetzige Fort Rotterdam, wie es nach der Vaterstadt des Eroberers Cornelius Spelmann genannt worden ist. Es ist von den Portugiesen erbauet, die Mauern sind aus Granit, hoch und stark, und die Eingebohrnen betrachten die Festung als unüberwindlich; sie ist auch mit einer zierlichen und geräumigen Kirche versehen. Die meisten Europäer wohnen in dem Dorfe Vlaardingen, dem alten Makassar, das auf einer geräumigen Ebne liegt; die Sinesen haben ihre eigne Straße und die einheimischen Völkerschaften ihre besondern Campongs. Die Rhede ist zur Zeit der Südostwinde eine der schönsten in Indien, die von mehrern Eilanden gesichert wird, selbst Linienschiffe können auf einen Pistolenschuß weit vom Ufer vor Anker gehn; aber die Holländer verwehrten allen fremden Schiffen den Einlauf, nur einige sinesische Junken durften sich jährlich einfinden; dennoch fanden die Engländer bei der Eroberung den Ort in einem sehr blühenden Zustande.

Nördlich von Rotterdam liegen die Reiche Goach und Tello, und verschiedene andere kleine Gebiete unter eigenen, zum Theil abhängigen Herrschern; mehrere stehen unmittelbar unter den Holländern. Alles Land von Cajeli bis nach der Bucht von Tomini war dem Könige von Ternate unterworfen, der aber ebenfalls von den Holländern abhängig war, und deswegen gehörte dieser ganze Strich auch in politischer Hinsicht zu der Statthalterschaft von Ternate; es giebt hier eine Menge kleiner Oberhäupter, die ziem-

lich unabhängig zu seyn scheinen, sich auch nicht selten bekriegen. Unter diesen ist der König von Bulan auf der Nordseite der mächtigste. In dem Gebiete von Manado haben die Holländer ein Fort Amsterdam, das 1703 von einem Sergeanten, der den Befehl führte, ohne höhern Auftrag mit einer steinernen Mauer umgeben ward. Es ist der Hauptort, dem alle Dörfer an der ganzen nördlichen und nordöstlichen Küste unterworfen sind. Bei der Eroberung durch die Engländer am 24. Jun. 1810 waren in dem Fort 50 Kanonen und die Besatzung bestand aus 109 Mann *). Die Bevölkerung des ganzen zu Ternate zugehörigen Gebiets ward im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf 55066 Seelen berechnet, worunter 18000 streitbare Männer waren. Der südliche Theil der Ostküste unterhalb des Meerbusens Tomini ist fast ganz unbekannt; es scheinen sich an derselben unabhängige Völker aufzuhalten; man darf sich aus Furcht vor ihrer Verrätherei diesen Gestaden nur mit großer Vorsicht nähern.

Unter den Inseln, die Celebes umgeben, verdienen nur zwei einer besondern Erwähnung: im Süden der östlichen Halbinsel liegt etwa 3 bis 4 Seemeilen von Celebes die Insel Buton, (d. i. Markt) 5° 27′ s. Br. 122° 48′ östl. L. v.

*) Die besten Nachrichten über den ganzen zu Ternate gehörigen Strich finden sich bei Valentyn im ersten Bande, in der Beschreibung der Molucken.

Greenwich, sie ist 25 Meilen lang und ungefähr halb so breit, hoch und waldig; sie wird von einem eignen Könige beherrscht, der sich aus den Drachenenern entsprungen zu seyn wähnt, von dem auch die moluckischen Könige stammen. Er erhielt von den Holländern ein Jahrgeld und hatte sich dagegen anheischig gemacht, alle Näg-leinbäume auf Buton und den umliegenden kleinen Eilanden, die ihm unterworfen sind, auszurotten. Der Hauptort heißt Kalla Su-song. Die Einwohner sprechen malayisch. Südlich von der Bucht von Lassam zeigt sich die gebirgigte Insel Saleyer; sie ist voller Waldungen, die mit Hirschen angefüllt sind, und bringt die Wurzel Ubi, eine Art Gerste und Baumwolle hervor; mit dem Garne und den Tüchern, die daraus verfertigt werden, bezahlten die Einwohner ihren Tribut an die Holländer, die hier einen Unterkaufmann hielten. Die Einwohner stehen unter 14 Oberhäuptern und sind ihrer knechtischen und halsstarrigen Gesinnung wegen verrufen. Auf dem Eilande Bonerata ließ der alte Radscha Palacka seine Tänzerinnen erziehen und unterrichten.

Die Völkerschaften.

Offenbar wird Celebes von einem Hauptstamme bewohnt, der in zwei Zweige, Bugginesen und Makassaren vertheilt, wenigstens den beträchtlichsten Theil des Eilandes und die westlichen und nordöstlichen Küsten besetzt haben; gewöhnlich werden sie als ganz verschieden be-

trachtet, aber die Sitten, Gebräuche, Verfassungen und selbst die Sprachen kündigen diese Völker, die im Vergleich mit den übrigen Inseln noch sehr zahlreich sind, als verwandt an. Die Schriftsteller, die von ihnen handeln, sind zu wenig besorgt, die Verschiedenheit genau aufzufassen; daher ist es schwierig, aus ihren vereinzelten Angaben ein allgemeines Gemählde zusammenzusetzen, dem nicht bisweilen ein fremder Zug eingemischt seyn sollte; wir werden es versuchen, müssen aber im Voraus bemerken, daß das, was wir nach Anleitung der Quellen, aus denen wir schöpfen, nur von einem Stamme anführen, auch wohl von dem andern gelten mag. Woodard nennt die Bewohner von Celebes, deren Gefangener er war, beständig Malayen; allein es ist klar, daß ihn wohl nur die Meinung, als wenn alle Einwohner des großen indischen Archipelagus zu diesem Volke gehörten, zu einem Irrthum veranlaßt, der selbst durch die von ihm mitgetheilten Nachrichten über Lebensart und Gebräuche der Einwohner widerlegt wird; allerdings haben sich auch an diesen Küsten Malayen niedergelassen und hier scheint auch die malayische Sprache im Gebrauche zu seyn; Woodard's Erzählung ist sogar ein kleines malayisches Wörterbuch beigefügt, was indessen auch von dem Herausgeber herrühren kann, der sichtbar den Band auf alle Weise anzuschwellen suchte. Auf Celebes scheint eine alte Cultur einheimisch gewesen zu seyn, obgleich wir keine Nachrichten von Denkmählern und Ueberbleibseln derselben haben; aber die Holländer mögen sie eben so

gleichgültig betrachtet haben, als die wunderbaren Ruinen auf Java. Die Europäer lernten diese Völker nur in ihrem Verfall kennen, aber sie zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Energie vor den Einwohnern auf den andern Inseln aus. In ihrer äußern Bildung unterscheiden sie sich durch eine gedrungene, nervigte Gestalt, die platte Nase, die für schön gilt, und deswegen auch von Jugend auf eingedrückt wird, eine hellbraune oder röthlich gelbe Farbe, die bei einigen, besonders den Frauen sogar weiß ist, schwarzes, langes Haar, das sie gewöhnlich aufwickeln, und schöne Gesichtszüge. Die Weiber werden zu den ersten Schönheiten Indiens gezählt, und da sie mit den äußern Reizen zugleich ein artiges und gefälliges Betragen verbinden; wählen auch die Europäer sie gern zu Beischläferinnen; nur darf ihre Eifersucht nicht gereizt werden, denn sie sollen Mittel wissen, Männern, deren Treulosigkeit sie bestrafen wollen, unfähig zum Genuß der Liebe zu machen. Bugginesen und Makassaren sind stark und können große Lasten tragen. Bei ihrer mäßigen Lebensart erreichen sie ein hohes Alter. Von Krankheiten scheinen sie nicht viel zu wissen und ihre Heilmittel sind äußerst einfach; in Fiebern schlagen sie eine Trommel, und wenn es nicht hilft, eine messingene Kette, bis der Kranke genest oder stirbt,

Ueber den Charakter dieser Völker äußern die Schriftsteller sich sehr verschieden; während einige ihre Aufrichtigkeit und Redlichkeit in Handelsgeschäften rühmen, beschuldigen Andere sie der Verrätherei; indessen stimmen doch die

Meisten darin überein, daß die Bugginesen sich vor allen Orang Tinior oder Ostleuten durch ihren Muth und ihre Treue auszeichnen. Deswegen waren sie gleichsam die Schweizer des Ostens und dienten in fremden Heeren, in Siam, Kambodscha u. s. w. Die Makasaren werden auch wegen ihrer Klugheit gerühmt. Die Tapferkeit dieser Völker ist allgemein anerkannt und der Name Buggines ist in diesen Gegenden sogar gleichbedeutend mit Soldat; man hat viele Beispiele, daß sie sich lieber selbst umgebracht haben, als sich der Gewalt ihrer Gegner ergaben. Auch in dem letzten Kampfe auf Java bewährten sie ihren alten Ruhm und fochten mit großer Entschlossenheit; den Engländern hat es indessen nicht glücken wollen, Rekruten unter ihnen zu werben. Wenn sie in die Schlacht gehen, ermuntern sie sich, wie einst auch unsere germanischen Väter, durch Gesänge, worin der Ruhm ihrer Vorfahren verherrlicht wird. Ihre Eifersucht kennt keine Grenzen und die Weiber müssen daher sehr eingezogen leben. Ueberhaupt sind sie im höchsten Grade rachgierig; deswegen muß man auch bei bugginesischen Sklaven sehr auf seiner Huth seyn, denn man hat viele Beispiele, daß sie ihre Herren, wenn sie sie entweder mißhandelten oder zu vertraut mit ihren Weibern wurden, niedergestoßen haben. Ihre angebohrne Wildheit veranlaßt sie häufig, ihren Blutdurst an dem Ersten, der ihnen begegnet, zu stillen, und sie scheuen sich nicht vor einem Mord, blos um ihre Dolche zu versuchen. In

Makassar versetzte ein Bugginese einem andern, den er nie gesehen hatte und der mit Holz aus dem Walde zurückkehrte, mit dem Kriß einen gefährlichen Stoß; dieser vertheidigte sich mit seiner Haue und nach einem verzweifelten Kampfe, den Niemand zu stören suchte, ward der Angreifende ganz in Stücken gehauen. — Ein Eingebohrner, der mehrere Verbrechen begangen hatte, sollte verhaftet werden; der Radscha, in dessen Gebiete er sich aufhielt, schickte eine bewaffnete Schaar nach dem Hause des Uebelthäters, um ihn nach dem herrschenden Gebrauche in der Nacht hinterlistig zu überfallen, allein der Verbrecher merkte die Ankunft der Häscher, und rüstete sich zu ihrem Empfange. Er rief ihnen zu, hineinzukommen; aber der Erste, der es wagte, ward gekrißt, und mehrere von seinen Gefährthen hatten dasselbe Schicksal. Während sie sich berathschlagten, was zu thun sey, löschte er das Licht im obern Zimmer aus und warf einen Balken die Leiter hinab; seine Gegner glaubten, er sey es selbst und hieben mit ihren Krißen hinein. Unter dieser Verwirrung stürzte er kühn in den Haufen und verbreitete nach allen Seiten Tod und Verderben; erst nachdem er zwanzig von seinen Gegnern niedergemacht hatte, erlag er unter ihren Streichen; seine Frau, die sich nicht von seiner Leiche trennen wollte, ward neben derselben getödtet. (Thorn.) Die Makassaren betragen sich sonst sehr höflich gegen einander; es giebt bestimmte Regeln der Wohlanständigkeit, worauf sie

mit vieler Strenge halten; nichts gilt für so unsittlich, als einem Vornehmern den Weg zu versperren. Sollte sich Jemand dieser Unschicklichkeit auch nur aus Unvorsichtigkeit gegen den Fürsten zu Schulden kommen lassen, so wird er mit dem Tode bestraft.

Der sinnlichen Liebe sind sie äußerst ergeben; die Männer haben viele Weiber und eine zahlreiche Nachkommenschaft wird für ein großes Glück gehalten. Die Kinder werden bereits in früher Jugend mit einander verlobt. Die Frauen, die gar nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, haben die Besorgung der Küche und des Hauswesens, während die Männer Häuser bauen, das Feld bestellen, an welchem Geschäfte aber auch die Weiber Theil nehmen, und in den Krieg ziehn. Die Knaben werden nach der Erzählung bei Gervaise *) nicht im älterlichen Hause, sondern bei Verwandten sehr streng erzogen und zu allerlei Arbeiten angehalten; Woodard erwähnt jedoch dieser Erziehungsart nicht und bemerkt, daß die Aeltern

*) Nic. Gervaise, ein franz. Jesuit, war in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts mehre Jahre als Missionair in Siam; schrieb aber auch eine Description historique du royaume de Macaçar, Par. 1688. 12. die freilich nur aus den Berichten und Erzählungen Andrer geschöpft und sehr einseitig abgefaßt ist; aber doch ist das Buch noch das Vollständigste, was wir über Celebes besitzen.

bei der Behandlung ihrer Kinder blos ihrer augenblicklichen Laune folgen.

Das Bugis kann für die ursprüngliche Sprache auf Celebes gehalten werden; eben so wie es das Javanische auf Java. Die Sprache zerfällt in sehr viele, zum Theil bedeutend verschiedene Mundarten: wie die von Lambu, Mandar, Enrekang und besonders Ta-Rajja, die ganz eigne Sprachen zu seyn scheinen. Selbst die Bonier und Makassaren können sich wohl schwerlich ohne Dolmetscher verstehen. In den Sprachproben von dem Bugischen und Makassarischen Dialecte sind viele Wörter einander gleich, allein manche sind eigenthümlich; eine Menge ist sichtbar aus dem Malayischen, selbst aus den europäischen Sprachen hat sich Einiges eingeschlichen, z. B. Bottolo, die Flasche. Die Monathe werden mit den arabischen Namen bezeichnet. Rein findet man die Bugissprache nur noch im Innern und in alten Büchern; die Wörter selbst zeigen viel Eigenthümliches, aber in den Constructionen ist eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Malayischen und Tagalischen unverkennbar. Samsskridworte enthält sie fast gar nicht.

Das Bugisalphabet besteht aus 22 Buchstaben, die durch 6 Selbstlauter verändert werden; ihr Charakter hat viele Aehnlichkeit mit der javanischen Schriftart; (nach Forrest mit der der Battas und Redsangs auf Sumatra;) es giebt übrigens mehre Arten von Alphabeten in den verschiedenen Gebieten.

Die Bugginesen sollen viele Bücher über ihre alte Geschichte, ihre Mythologie und Traditionen besitzen. Jedes wichtige Ereigniß wird in den verschiedenen Staaten genau verzeichnet, um der Vergessenheit entrissen zu werden. Auch die Addat oder die Gesetzbücher der Buggis haben ein hohes Alter, stehen bei östlichen Völkern in großem Ansehn und sind zum Theil in's Malayische und Javanische übersetzt. Die Muhamedaner haben auch für eine bugissche Uebersetzung des Koran gesorgt. Die Einwohner besitzen eine Menge von Sagen, die sich auf ihre Volkshelden und bei den Makassaren auch auf ihre Fehden mit den Holländern beziehen. Leyden führt 53 Titel solcher Dichtungen an. Die makassarischen Romanzen und Lieder sind überall berühmt und zeichnen sich sehr aus einer der Haupthelden ist Sawira Gading, Beherrscher des alten Reichs von Luhu oder Luwu, im Innern der Bai von Boni. Der Reim ist weniger als bei den Malayen gebräuchlich. Die Melodie der Verse hängt von dem Takte und Rhytmus ab. In historischen Gedichten ist das Versmaaß dem im Samskrid gebräuchlichen ähnlich. Die Makassaren führen auch das Ruder nach dem Takte eigner Schiffs- oder Ruderlieder.

Folgendes ist der Anfang einer Romanze: Im Morgenzwielicht, als der Tag zu dämmern begann, erwachte Wepaletei und ging aus der Burg; sorgsam schritt sie über die Schlafenden, die in regelmäßigen Reihen sich ausstreck-

ten und wo ihr älterer Bruder ruhte, hier und dort, zwei und zwei schliefen; neben ihr g…nen Pamai ihre Amme und ihre Dienerin Wullizidschawa von Sopeng. Sie trat hervor und nachdem sie das schöne Fenster geöffnet hatte, begann sie ihre Klage. O meine ältere Schwester Pamai, bestimme mir die Lage von Sina*) und zeige mir, in welcher Richtung Sarang liegt, wo Passaundsche wohnt, der Bruder Latschu Temo's. „Siehe," antwortete Pamai, „wie schön die schwimmenden Wolken auf den stattlichen Bäumen von Sina ruhn, als hätte die Kunst sie geordnet." Wie schön sind die Wiesengründe, als wollte die Erde aus eignem Antriebe sich zum Ruheplatz für die Menschen gestalten. Wie reizend dem Auge wehen die Bäume mit ihrem Laube und die goldnen Bambus, die die Wiesengründe einfassen." In der Ursprache lautet der Anfang:

Narételandschi napapabaja natokonruna Wepalétei,
Lalo Saliwang pasisi atschi uió matindro sesimpandschi.

Ihre Lieder bestehen zum Theil aus kurzen Denksprüchen in Versen, die oft eine große Stärke sowohl der Sprache als des Gedankens zeigen. Einige Beispiele, die wir Leyden's Aufmerksamkeit verdanken, verdienen hier ausgehoben zu werden.

*) Eine Gegend auf Celebes.

Im Kampfgetümmel sind drei Dinge feil,
Der Lanze Schneide, aus dem Rohr die Kugel,
Und das Harz des Giftbaums Sangala.

Gespräch zwischen einem Liebhaber, der in die Schlacht zieht, und seiner Gebieterin, die ihm zum Andenken eine Beteldose schenkt.

Er.

O Vorwurf meiner stillen Neigung, sey nicht traurig,
Was auch für Kunde von der Schlacht du hörest,
Bis daß du Radscha Tumpa meinen Kris, genommen
Mir aus dem Gürtel, siehst, dann traure um den Todten.

Sie.

Befolg die drei Verbote in der Beteldose,
Sie sind gehüllt im Betelblatte: sprich nicht zur Zeit der Schlacht,
Im Zelte zaudre nicht, und naht der Feind, verbirg dich nicht.

Die folgende Ausforderung spielt auf das Hahnengefecht an, das auch hier Lieblingsvergnügen ist.

Wo ist der muthige Hahn, der ächte Streithahn, zum Kampf gewöhnt?
Hier ist sein Obmann, voll von jugendlichem Geist, noch unbesiegt;

Laßt ihn dann in den Kampf treten mit mir,
wenn er besiegt seyn will,
Bis dahin unbesieglich, werd' ich je besiegt,
wird's jezt geschehn.

An der Küste ist seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der Islam herrschend, der sich ziemlich weit ausgebreitet hat; der Einfluß der Priester ist sehr groß, weil die Oberhäupter sie um Rath fragen, wenn sie in den Krieg ziehen wollen; der priesterliche Ausspruch bestimmt ihren Entschluß; auf die Amulete, die sie austheilen, wird bei allen Gefahren das größte Vertrauen gesetzt. Auch die Frauen sind der Beschneidung unterworfen (obgleich Woodard es leugnet). Von der ursprünglichen Religion, die auch noch bei den Stämmen im Innern zu herrschen scheint, finden sich nur sehr zerstreute Winke, die aber auch hier auf einen Zusammenhang mit den Systemen Indiens schließen lassen. Sonne und Mond, lautet eine von Gervaise mitgetheilte mythische Sage, übten immer eine unumschränkte Macht am Himmel aus; sie hatten lange in Frieden gelebt, aber endlich entstand doch unter ihnen Zwietracht, die Sonne verfolgte den Mond um ihn zu mißhandeln, im Fliehen ward er verwundet und gebahr die Erde; während des Falls eröffnete sie sich und es gingen zwei Arten von Riesen aus ihr hervor; die einen warfen sich zu Herrn des Meers auf; sie führten den Befehl über die Fische und die Stürme sind die Folgen

ihres Zorns; so oft sie niesen, ereignet sich ein Schiffbruch. Die Riesen der zweiten Art wählten ihren Aufenthalt im Mittelpunkte der Erde und bringen in Verbindung mit Sonne und Mond die Metalle hervor; wenn sie sich zu stark bewegen, entstehen Erdbeben und bisweilen stürzen sie ganze Städte um. Der Mond ist noch mit vielen andern Erden schwanger, von denen er nach und nach auf eine natürliche Weise und nicht wie das erste Mal durch Zufall entbunden werden wird, um diejenigen zu ersetzen, die von hunderttausend zu hunderttausend Jahren durch die Hitze der Sonne zerstört werden. Mond und Sonne erkannten, daß die Erde nicht ohne sie bestehn könne und kamen daher überein, sich die Herrschaft zu theilen, und zwar so, daß sie halbjährlich wechseln sollte. —

Die verschiedenen Stämme leiten ihren Ursprung von Thieren ab; die Bulamer z. B. halten das Krokodil, die Einwohner von Bivol gar das Schwein für ihren Ahnherrn. Es scheint, daß sie vor ihrer Bekehrung zum Islam kein Rindfleisch zu essen pflegten. Die Todten werden begraben. Die Wittwe eines verstorbenen Radscha muß einen Monath in einem Hause nahe bei seinem Grabe sich aufhalten. Ist diese Trauerzeit verflossen, so wird ein junges Mädchen unter dem Lärm des Kriegsgeschrei's niedergestoßen und das abgehauene Haupt des unglücklichen Schlachtopfers wird dem Nachfolger überreicht. (W o o d a r d.) Merkwürdig ist

ist es, daß der Islam eine so wilde Sitte nicht hat ausrotten können, die ihren Grund wahrscheinlich in dem Wunsche hat, dem Verstorbenen eine Beischläferin nachzuschicken.

Zur Zeit der Portugiesen soll das Christenthum eingeführt gewesen seyn; nur weil es nicht kräftig genug unterstützt ward, entriß ihm, nach Gervaise's Versicherung, der Islam den Sieg; ein König von Makassar schickte zu gleicher Zeit nach Atschim auf Sumatra und nach Malakka, und verlangte Priester mit der Erklärung, denjenigen Glauben anzunehmen, dessen Lehrer zuerst ankommen würden. Da nun die Muhamedaner früher eintrafen als die Christen, ward Makassar muhamedanisch. Doch ward es auch den christlichen Missionarien erlaubt zu predigen und Kirchen zu bauen; indessen scheinen sich nirgends Christen erhalten zu haben. Die Holländer suchten alle Portugiesen zu entfernen und von ihnen selbst ist eigentlich nichts für die Ausbreitung der christlichen Religion geschehen. Fand sich einmahl ein eifriger Geistlicher, so suchte er wohl auch einige Eingebohrne zu Christen zu machen, allein der Regierung war es gleichgültig und selbst die holländischen Prediger scheinen sich mehr um den Handel als um eine würdige Verwaltung ihres Berufs bekümmert zu haben.

Die Tracht dieser Völker hat nicht viel Eigenthümliches; die Großen und Radscha's sind

freilich kostbar gekleidet, aber die Masse des Volks windet ein Stück rothen oder blauen Baumwollenzeugs um den Leib, das zwischen den Beinen durchgezogen wird; die Beinkleider reichen bis auf die Schenkel; die Stoffe, deren sie sich bedienen, werden von den Frauen selbst bereitet. Sie lieben grelle und abstechende Farben, und wissen sie sehr gut aufzutragen. Der Oberleib ist meist nackt; um den Kopf binden sie ein Tuch oder eine kleine weiße Mütze; Turbane werden nur bei festlichen Gelegenheiten getragen. Arme und Füße schmücken sie mit Spangen aus dickem Messingdrath. Die Männer putzen sich mehr mit Gold und Edelsteinen als die Weiber. Das Haar tragen sie lang, an allen Theilen des Leibes rupfen sie es aus wie die Javaner. Nur die Bugainesen scheren es seit dem Jahr 1669. Der Radscha Palacka, ein Bundsgenosse der Holländer, hatte ein Gelübde abgelegt, sich, wenn es ihm gelingen würde seinen Vater und Großvater, die von einem andern Könige umgebracht waren, zu rächen, sein Haar abschneiden zu lassen. Da sein Wunsch erfüllt ward, hielt er Wort; er ließ sich des Haars auf eine feierliche Weise berauben, und sein Beispiel ward von vielen seiner Unterthanen nachgeahmt. Vornehme Frauen lassen die Nägel der Daumen bis zu einer großen Länge wachsen. Die Zähne werden im eilften Jahre (nach Woodard einige Jahre später) von Leuten, die in der Kunst geübt sind, roth, schwarz oder grün gefärbt. Einige, besonders reiche Frauen, lassen

sie auch mit Goldblättchen belegen, und hierdurch ist Gervaise zu der Sage veranlaßt, daß sie sich Zähne von Gold, Silber od r Tomback einsetzen ließen. Ueberhaupt sind sie in ihrer Kleidung sehr reinlich. Männer und Weiber baden sich täglich zweimal, die Frauen gleich beim Aufstehen; dann flechten sie auf eine zierliche Art das Haar und schmücken es mit einem zarten Zweige oder einer frischgepflückten Blume; in jedes Ohr stecken sie eine kleinere, die eben aus der Knospe bricht, zu den Ohrringen.

Die Nahrungsmittel sind einfach und bestehen hauptsächlich in Reis, Fischen, Pisang und andern Früchten. Auch hier werden die Speisen stark gewürzt. Wasser ist das Hauptgetränk, doch bereiten sie durch ein einfaches Verfahren Sachawein oder Palmwein, worin sie sich häufig berauschen. Ihre Hütten sind auf Pfählen etwa einen Fuß vom Boden erhöht. In vielen Gegenden werden diese Stützen und überhaupt alles Hausgeräth aus Ebenholz verfertigt, das in großem Ueberflusse vorhanden ist.

Die Zahl der Sklaven bei den Makassaren selbst ist nicht sehr groß, obgleich sie einen Hauptgegenstand des Handels ausmachen. Die Zahl der Bedienten, die Jemand halten darf, ist bestimmt und ein Zeichen des Ranges; Verbrecher und auch selbst ihre Weiber und Kinder werden verkauft. Der Unterhalt der Sklaven ist wohlfeil; ihre Geschäfte sind der Feldbau und allerlei andere häusliche Verrichtungen.

Die Völker von Celebes sind, wie bereits

bemerkt, sehr kriegerisch und im Gebrauch der Waffen sehr geübt. Das Kriegswesen scheint bei ihnen überhaupt auf eine vorzügliche Weise eingerichtet gewesen zu seyn, und die Könige hatten ordentliche Truppen, die beständig geübt wurden. Ihre Waffen sind Schwerter, Lanzen, Krise und Dolche. Die Angriffswaffen werden gemeiniglich vergiftet, auch schießen sie, wie die Idahns auf Borneo, kleine vergiftete Pfeile aus ebenhölzernen Röhren. Bisweilen führen sie mehrere Flinten mit einem Bajonett; in diesem Falle werden sie von einem Knaben begleitet, der mehrere Lanzen trägt. Die Hassageien bestehen aus Stangen, die 8 Fuß lang sind; die eiserne Spitze hat eine Länge von 8 Zoll und ist an beiden Seiten scharf. Die Schäfte werden aus einer besondern Holzart verfertigt. Die Vornehmen befestigen unten an der Stange den Schweif eines tartarischen Ochsen; diese im Osten so geschätzten Schwänze werden von den Sinesen eingeführt, die sie hochroth zu färben wissen. Bei'm Reiten wird der untere Theil in die Höhe gekehrt. Der König von Boni, Radscha Palacka, lehrte vor etwa 150 Jahren seinen Unterthanen die Kunst Feuergewehre zu verfertigen, die seitdem ganz allgemein unter ihnen ward; sie machen sie eben so gut als die Europäer. Schießgewehre, besonders Drehbassen oder große Donnerbüchsen (Musketons) sind ungemein geschätzt, und die Besitzer derselben stehen in großem Ansehen. Vor dem Anfange eines Kriegs lassen die Oberhäupter ihre Unterthanen noch förmlich

unter vielen Feierlichkeiten den Eid der Treue schwören. Die Anführer besprengen ihre Fahnen mit Blut, und tauchen ihre Kriße in ein Gefäß mit Wasser; sie tanzen alsdann mit wilden Verdrehungen des Körpers um die blutige Fahne, so daß sie dem ausgestreckten Kriß eine zitternde Bewegung geben. Ein erschlagner Feind wird sogleich enthauptet und der Körper auf jede Weise, die barbarische Wildheit ersinnen kann, gemißhandelt; ja nach einigen Nachrichten verzehren sie das rohe Herz ihrer besiegten Feinde *). Die Strafe der Feigheit ist die Entmannung. „Ergreif den feigen Krieger, lautet ein kleines makassarisches Lied, entmanne ihn; ja den feigen Heerführer selbst, entmanne."

Ihre Kriegstänze sind sehr gewaltsam und leidenschaftlich. Der Resident gab dem Könige von Bonthain, erzählt Hr. v. Wollzogen **), einen Wink und sogleich trat er in die Mitte, er hielt eine Anrede an den Feind, der nach seiner Einbildung vor ihm stand, drohte ihm, zog sein Schwert und führte mehrere Streiche nach dem eingebildeten Gegner, aber immer in abgemessenen Bewegungen und Sprüngen. Seine Wuth ward immer größer, seine Stimme stärker, er brachte nur noch einzelne Worte hervor, dann gräßliche Töne; seine Kleidung gerieth in Unord-

*) Rafles.

**) Briefe des Herrn v. Wurmb und des Herrn Baron v. Wollzogen. S. 360.

nung, aber er bemerkte es nicht, und zuletzt kam er so außer sich, daß der Dollmetscher ihn halten mußte. Keuchend setzte er sich, er sah ganz blas aus, der Schaum stand ihm vor dem Munde. Noch nie, setzt der Reisende hinzu, sah' ich eine solche erstaunliche Wirkung des Affects. Die Worte, die er sprach, waren Versicherungen seiner Treue gegen die Holländer, Drohungen und Verwünschungen ihrer Feinde. Alle andere Oberhäupter folgten nun nach ihrem Range und führten dasselbe Schauspiel auf.

Die Makassaren sind ein gesellschaftliches, dem Spiele und andern Lustbarkeiten ergebenes Volk. Sie haben viele Spiele, die sie leidenschaftlich lieben. Die Kartenspiele haben sie vielleicht von den Portugiesen gelernt, denn sie bezeichnen die Bilder mit europäischen Ausdrücken. Die Männer spielen Würfel und Karten oft bis spät in die Nacht, während die Weiber Baumwolle spinnen. Jeden Nachmittag werden in Gegenwart aller Männer eines Orts, Hahnengefechte angestellt; sie schneiden den Streithähnen an einem Fuße einen Sporn ab und ersetzen ihn durch einen eisernen Haken. Von diesen Gefechten werden sie oft ergrimmt; der König von Boni hieb einmahl den siegenden Hahn seines Sohnes in tausend Stücke, und da dieser sich beschwerte und ihn fragte, was der unschuldige Hahn gethan habe, hieß er ihm schweigen und drohte ihm ein gleiches Schicksal. Der Prinz nahm die Flucht zum König von Goad, und da der Vater seine Auslieferung verlangte, brach ein blutiger Krieg aus

(1710). Selbst die Erwachsenen ergötzen sich an fliegenden Drachen; dieß ist in den meisten Gegenden Indiens eine Lieblingsunterhaltung, es werden Wetten dabei angestellt, oft um große Summen *). Auch auf Celebes lassen die Radscha's zu gewissen Jahreszeiten fliegende Drachen steigen, die gewöhnlich 25 bis 30 Fuß im Durchmesser und einen eben so langen Schweif haben; ehe der Radschah ihn fliegen läßt, wird oben ein Hirtenhorn und eine große Ente befestigt; das Geschrei der Ente, verbunden mit dem Tone des Windes in dem Horne, macht eine Musik, die den Eingebohrnen äußerst angenehm vorkommt. Sie haben auch mehrere Arten von Tänzen, die mit Gesang, nicht mit Instrumenten begleitet werden, weil ihre Trompeten, Trommeln u. s. w. zu lärmend sind. Es stellen sich 30 bis 40 Personen von beiden Geschlechtern in einen Kreis und halten sich an der Hand, die die Frauen mit einem Tuche bedecken; dann springen sie nach dem Takte. Oder alle Tänzer bilden in einem Saal oder bei schönem Wetter auf einer Wiese einen Reihen; dann machen sie sämmtlich zu gleicher Zeit 6 feierliche Schritte, drehen sich alsdann auf einem Fuße, hüpfen in die Höhe, schlagen mit den Absätzen auf und klopfen in die Hände; dies wird taktmäßig so

*) Von den Mahratten erzählt diese Sitte Broughton in s. Letters written in a Mahratta camp, Lond. 1813, S. 140.

oft wiederholt, bis sie am Ende des Saals oder des Platzes angekommen sind. Sie haben aber auch Tänzerinnen, die eine große Aehnlichkeit mit den javanischen zu haben scheinen, und sich durch eigne Tracht und Putz auszeichnen; ihre Tänze bestehen hauptsächlich in taktmäßigen Bewegungen und Biegungen des Leibes bei der Musik einer Trommel und eines kupfernen Beckens. Das Aerntefest wird sehr feierlich begangen; es wird tüchtig geschmaust und es werden Tänze um einen Baum aufgeführt, der mit Reis in Kokosblätter gewickelt behangen ist und am Ende geplündert wird.

Die Bewohner von Celebes sind sehr rührige und betriebsame Handelsleute; arm verlassen sie ihre Heimath, aber bei ihrer Geschicklichkeit und ihrer ungemeinen Sparsamkeit gelingt es ihnen bald ein großes Vermögen zu sammeln; der reichste Buggines giebt zu Pontiana (an der Küste von Borneo) zum täglichen Unterhalt seiner Familie nicht mehr als höchstens 3—4 Manys *) aus, während der ärmste sinesische Tagslöhner eine Rupin aufgehen läßt; sie sind große Freunde von gemünztem Gelde, das sie nicht ausgeben, sondern sorgfältig aufbewahren. Die Holländer suchten ihren Handel freilich so viel als möglich einzuschränken, aber troß aller Vorkehrungen, schlichen sie doch häufig durch und besuchten fremde Häfen und Handelsplätze. Ihre

*) Ein Many ist der zwölfte Theil einer Rupi.

Praws oder Fahrzeuge sind fünf bis dreißig Tonnen trächtig, stark und nett gebaut; die Verfertigung der Bretter verursacht ihnen große Mühe; aus einem ganzen Baume erhalten sie nicht mehr als zwei zweizollige Planken. Die Fugen werden mit Dammer, einer Art Harz, verstrichen. Die Thaue bestehen aus zusammengedrehtem Rohr; die Anker aus Holz und die Segel aus gewissen, besonders bearbeiteten Baumblättern. Die Praws werden je nachdem sie zum Fischfang, worin die Einwohner viele Fertigkeit haben, zum Handel, Transport oder Seeraub bestimmt sind, eingerichtet und ausgerüstet. Ein sehr bedeutendes Gewerbe ist der Fang des Trepangs, der eine große Menge von Fahrzeugen beschäftigt; sie treiben dies Geschäft seit langer Zeit zwischen den Inseln ostwärts von Java, besonders auf einer Sandbank südlich von Rotti bei Timor. Vor etwa 30 Jahren *) ward eines von ihren Fahrzeugen durch den Nordostmonsun nach den Küsten von Neuholland verschlagen, wo sich dieses Schleimthier in großer Menge findet. Capit. Flieders traf im Febr. 1803 in der Bay von Carpentaria (an der südlichen Küste von Neuholland) sechs Praws, die zu einer Flotte von 60 Schiffen gehörten, sämmtlich aus dem Gebiete von Boni. Sie hatten keine Charten und keine andern nautischen Werkzeuge

*) Nämlich zur Zeit des Capit. Flieders 1803, aus dessen Reise die folgenden Nachrichten.

als einen kleinen Taschen-Compas, den sie von den Holländern eingetauscht hatten. Sie rechnen hauptsächlich auf den Beistand der regelmäßigen Winde. Ihre Fahrzeuge werden auf einen Monath mit Reis, Kokosnüssen, trocknen Fischen und Wasser versehen; die Häuptlinge haben einige Hühner. Da von dem Absatze dieser Waare und dem Thiere schon an andern Stellen des Taschenbuchs *) die Rede gewesen ist, verdient hier nur noch über die Bereitung einiges bemerkt zu werden; die Thiere werden auf der einen Seite aufgerissen, gekocht und mit einem Gewichte von Steinen gepreßt, dann an der Sonne getrocknet und endlich geräuchert; hierauf können sie in Säcke gethan werden, müssen aber häufig der Sonne ausgesetzt werden. Capt. Flieders erfuhr von den Schiffern, die er traf, daß sie ihren Fang nach Timor bringen und dort an die Sinesen verhandeln; es ist aber wahrscheinlich, daß die Sinesen ihn auf Makassar selbst verhandeln; sie sollen aber 200 Procent daran gewinnen. Die Leute auf den Schiffen bekommen keinen Lohn, sondern einen Theil von dem Gewinn, den die Unternehmung abwirft, sie mag nun Seeraub oder Handel seyn. Die Ausrüstungskosten sind sehr unbedeutend; sie betragen 40 bis 50 Thaler und die Ladungen haben oft einen Werth von 10 bis 40000 Thalern.

*) Jahrg. 9. Abth. 1. S. 145. und voriger Jahrg. S. 301.

Viele Praws gehen auf der See verlohren, aber wenige werden von Seeräubern genommen, denn sie vertheidigen sich verzweifelt und ergeben sich niemals.

Was wir bis jetzt über die Bewohner von Celebes zusammengestellt haben, gilt auch von den eigentlichen Buggineien und Makassaren, die offenbar durch fremde Einwirkungen eine höhere Bildung sich angeeignet haben, bei denen sich vieles wiederfindet, was sie gemeinschaftlich haben mit den Javanern, und den andern gebildetern Völkerstämmen, die auf den Eilanden des indischen Archipelagus leben. Im Innern scheint es auch noch freie und unabhängige Völker zu geben, die vermuthlich zu den Haraforas gehören, obgleich unsre Nachrichten sehr unvollständig und dunkel sind; nach den ältern holländischen Berichten leben im Innern freie Stämme; sie bearbeiten zum Theil Eisenbergwerke, die, da das Eisen dicht unter der Erde liegt, keine große Arbeit erfordern, zum Theil treiben sie Ackerbau; die Männer gehen nakt und haben nur einen Gürtel um den Unterleib, die Weiber aber sind mit Zeugen aus Baumrinde (vielleicht morus papyri) *) bekleidet; indessen kann es

*) Oder auch von dem berüchtigten Upas oder Giftbaume, dessen innere Rinde (liber) so dicht ist, daß sie, von den anhängenden Theilen gereinigt, einem Stücke grober Leinwand gleicht; selbst auf Java bedienen sich die Armen dieses Stoffs, der

noch zweifelhaft seyn, ob diese Stämme wirklich zu den wilden Haraforas gerechnet werden müssen, aber es kommen noch andre Spuren vor, daß sie vorhanden sind, selbst auf den kleinern Eilanden, wo sie mit den Küstenbewohnern im Streit leben; wenigstens versichert Dampier, der auf seinen Irrfahrten lange an diesen Küsten umherschweifte, daß die Butaner diese Wilden verfolgen, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Wir finden auch an den Küsten von Celebes die Badschos wieder, die wir schon bei Borneo kennen lernten *); die ältern holländischen Nachrichten enthalten noch mehre Angaben über sie, die hier nachgetragen zu werden verdienen. Sie scheinen aus mehrern Völkern gemischt zu seyn, und ein holländischer Schriftsteller **) will Sinesen, Javaner, Makasser, selbst entlaufne Sklaven unter ihnen erkannt haben. Sie sind nicht wild, sondern friedlich, treu, und beleidigen unangegriffen nicht leicht Andere. Sie werden aber von den Küstenbewohnern sehr geplagt und verfolgt, die Abgaben von ihnen zu erpressen suchen; sie sind diesen auch deswegen verhaßt, weil

aber einer langen Bearbeitung und Einweichung im Wasser bedarf. Wenn die Leute sich mit einem solchen Kleide dem Regen aussetzen und naß werden, werden sie von einem fast unerträglichen Jucken gepeinigt. Horsefield über den Upas, und der vorige Band, S. 166.

*) S. den vorigen Band des Taschenbuchs, S. 311.

**) Padbrugge bei Valenthyn.

sie ihnen offenbar die Fischerei verderben und ihres beständigen Aufenthalts auf dem Wasser wegen ihnen überall zuvorkommen. Sie fangen hauptsächlich Schildkröten und Seefische; es ist sonderbar, daß sie die letztern immer ohne Kopf zum Verkauf bringen (vielleicht opfern sie denselben, wie andre rohe Völker, den Verwandten des getödteten Thiers zur Versöhnung). Ihre Waffen bestehen in Wurfspießen, Schwertern und Schildern. Ihre Fahrzeuge sind fest und stark; in der Regel besitzt jede Familie ein eignes. Weiber und Männer sind gleich geschickt sie zu lenken; meist bedienen sie sich der Segel, aber auch das Ruder wissen sie zu führen. Sie sollen sich ein eignes Oberhaupt erwählen, das die allgemeinen Angelegenheiten dieses Schifferstaats verwaltet. Vor dem Lande haben die Badschos einen solchen Abscheu, daß sie ihrer Meinung nach nicht lange auf demselben leben können; indessen legen sie doch häufig an wüsten Inseln an, besonders wenn die Zeit zum Fischfange nicht günstig ist. Ihre Sprache wird als äußerst kreischend geschildert und Padbrugge behauptet sogar, daß sie ein Rothwälsch oder eine Art von Zigeunersprache reden, die sie selbst zusammengesetzt haben. Den Holländern dienten sie als Spione und bestellten ihre Aufträge an der Küste *).

---

*) Valentyn nach den Nachrichten von Padbrugge und Montanus.

Die Verfassung in den einheimischen Reichen auf Celebes ist im Ganzen despotisch. Die Könige scheinen in vielen Fällen eine unumschränkte Gewalt über ihre Unterthanen zu haben; ja die Sage leitet den Ursprung der Könige unmittelbar aus dem Himmel ab. Den Oberhäuptern schreibt das Volk, wie das Mittelalter den Königen von England und Frankreich, die Kraft zu, Krankheiten zu heilen. Fühlt Jemand einen Schmerz, so wird zum Radscha geschickt, der die leidende Stelle befühlt, dann ein großes Stück Betelnuß kauet und unter gewissen Worten auf die schmerzhafte Stelle haucht. Die Könige von Boni und Goach werden hauptsächlich von Weibern bedient, eine Sitte, die auf den Inseln des östlichen Ozeans sehr allgemein zu seyn scheint. Die Häuser der Könige zeichnen sich durch einen Ochsenkopf und ein Ochsenhorn aus, das an dem Giebel angebracht ist; kein Gemeiner darf einen solchen Schmuck bei Lebensstrafe sich anmaßen, und wer es wagt, wird als ein Staatsverbrecher angesehen. Die Wohnungen der Großen unterscheiden sich durch zwei große Bambusse, die an jeder Seite mit zwei großen Klammern befestigt sind.

So sehr alle diese Züge nun auch den Despotismus verkündigen, so finden sich doch in den einzelnen Gebieten merkwürdige Spuren von einer Beschränkung der höchsten Gewalt; in diesen östlichen Gegenden erscheinen sie allerdings seltner, wenn freilich die gewöhnlichen Ansichten über die Allgemeinheit und die Nothwendigkeit

des Despotismus im Orient theils falsch und einseitig, theils höchst übertrieben sind, wie eine nähere Untersuchung, die wir einer andern Stelle unseres Werks vorbehalten, ergeben wird. Das Reich Wadjo oder Toadjo oberhalb der Bucht von Boni wird von 40 Oberhäuptern, worunter auch Frauen sind, beherrscht. Einer hat den Befehl im Kriege und ein Andrer besorgt die gemeinschaftlichen Polizeiangelegenheiten; nach Andern wird aus jenen 40 Regenten ein Ausschuß gebildet, der alle Geschäfte mit Ausschluß derjenigen, die sich auf den Krieg beziehen, verwaltet; vielleicht ist es ein Bund verschiedener kleiner Oberhäupter, die sich auf diese Weise zu gemeinschaftlicher Vertheidigung an einander geschlossen haben. Dem Könige von Boni steht ein erblicher Reichsrath von 7 Mitgliedern, die Pitos heißen, zur Seite, auch in diesem hohen Rathe haben Frauen Sitz und Stimme; von ihm hängen alle wichtige Angelegenheiten, Krieg und Frieden und selbst die Absetzung des Königs ab; wenn er gestorben ist, wählen die Pitos sogleich einen Nachfolger, gewöhnlich seinen Bruder. Der König von Goach ist ebenfalls durch Gesetze eingeschränkt; zu allen wichtigen Beschlüssen wird die Einwilligung der Großen erfordert; jedes Dorf, jede Negerei hat ein Oberhaupt, das den Namen Galarong führt. Es giebt auch, wenigstens in einigen Gegenden, einen Erbadel, der nur, wenn einige Glieder aussterben, ergänzt, nicht aber willkührlich vermehrt werden darf; scheinen die Würden nun auch hier vom Könige

auszugehen, so hat doch die Aristokratie an der Erblichkeit eine sichre Stütze. Die Oberhäupter erhalten von den Unterthanen den Zehnten (Sima), und haben überdies das Recht persönliche Dienste zu fordern.

Schon seit dem J. 1538 handelten die Portugiesen mit den Bewohnern von Celebes, hatten auch Niederlassungen gegründet und den Anfang gemacht, das Christenthum auszubreiten, doch ohne an eine eigentliche Bezwingung der Insel zu denken; daher trieben auch die Dänen, als sie anfingen nach Indien zu schiffen, hier Verkehr, und die Holländer gründeten ebenfalls schon seit ihrer ersten Erscheinung in diesen Gewässern, an der Küste Factoreien; die holländischen Kaufleute wurden aber öfters von den makassarischen Königen überfallen und ermordet. Sie bekriegten daher den König von Makassar 1660 und zwangen ihn bald zu einem Frieden; aber schon nach 4 Jahren brach ein neuer Krieg aus, und erst durch die Verbindung mit den einheimischen mißvergnügten Fürsten gelang den Holländern ihre Absicht, das Land zu unterjochen. Cornelius Speelmann nöthigte im Jahr 1667 den König, sich den demüthigendsten Bedingungen zu unterwerfen; er mußte Udjonpandang, seinen vornehmsten Hafen, übergeben, alle Festungen schleifen und einen Tribut entrichten — der, welches Gefühl empört sich nicht über eine

so

so schamlose Barbarei — in tausend Sklaven und Sklavinnen bestehen sollte, jungen, gesunden und ausgewachsenen Menschen, setzt der Vertrag besorgt hinzu, wie etwa ein Metzger über eine Lieferung Ochsen und Hammel eine Vereinbarung trifft. Viele einheimische Fürsten mußten den Admiral nach Batavia begleiten, um sich vor der holländischen Regierung zu demüthigen und den Triumph des Siegers zu verherrlichen. Die Hauptpolitik der Holländer war, die beiden Könige von Makassar und Boni, die geschworne Feinde waren, beständig mit Mißtrauen gegen einander zu erfüllen; sie nährten den Haß, und durch innere Kriege und durch angezettelte Empörungen erzeugten sie einen Zustand, der es ihnen möglich machte ihre Oberherrschaft zu behaupten, obgleich sie nicht selten von den einheimisen Königen, aber immer nur einzeln, überfallen und angegriffen wurden. Auch die Engländer mußten den König von Boni bekriegen; Generalmajor Nigthingale ward 1814 zu einer Expedition abgeschickt, und bemächtigte sich der Stadt und des Gebiets. Der König selbst entkam, seine Stadt ward aber angezündet; der Krieg endigte mit seiner Absenung und die Engländer stellten die alten Verhältnisse der Abhängigkeit wieder her. Indessen wiegelte der Flüchtling einzelne Stämme auf, die die brittische Schiffe angriffen und die Besatzungen als Sklaven an die benachbarten Radscha's verkauften. Es mußten ernsthafte Maaßregeln ergriffen werden, um dieses Uebel auszurotten; aber ein Angriff der Engländer auf

das Dorf Langa, etwa 15 bis 20 Meilen nördlich von Makassar, ward abgeschlagen; der Krieg dauerte indessen fort. Der König ward am 8ten Jul. 1816 aufs Haupt geschlagen, doch konnten die Sieger den flüchtigen Schaaren in dem gebirgigten Gebiete nicht folgen.

Die Verfassung war in den Landschaften, die unmittelbar den Holländern unterworfen waren, wie in ihren übrigen Niederlassungen, und die verderblichen Folgen dieses Systems sind schon bei Java auseinander gesetzt. Den Eingebohrnen wurden gewisse Leistungen und Abgaben aufgelegt; sie mußten den Zehnten von der Reisärndte an die Compagnie abliefern und in den Gegenden nahe bei den Gebirgen, Holz und Bambus; überdies waren sie zu persönlichen Diensten verpflichtet, z. B. die Galissonger, die zur See sehr brauchbar sind, mußten für die Kost auf den Schiffen dienen. Hauptsächlich kam es ihnen darauf an, alle andere Völker von diesen Ufern auszuschließen, und daher hatten sie auch an der Küste hin und wieder einzelne Posten, die aus einem Korporal und einigen wenigen Soldaten bestanden, die dann die Aufsicht über den ganzen Bezirk führten und doch Gelegenheit zu mancherlei Erpressungen und Bedrückungen hatten.

Die Compagnie hatte nie recht großen Gewinn von dieser Niederlassung. Makassar kostete wenigstens in spätern Zeiten weit mehr als es einbrachte; allein die Besatzung war nothwendig, wenn die Holländer den Handel mit den

Gewürzen allein behaupten wollten. Wären die Einwohner von Celebes nicht in strenger Abhängigkeit, so ließ sich voraussehen, daß die Buggisesen und Makasser, die früher die Spezereien nach Bontani und Malakka brachten, ihnen überall den Markt verderben würden. Es war oft die Rede gewesen, die Colonie aufzuheben; Gen. Daendels suchte sie wegen der Werbungen zu behaupten, obgleich er selbst gesteht, daß die Eingebohrnen sehr kaltsinnig gegen die Holländer wären. Es wurden seit 1809 große Einschränkungen gemacht und die Zahl der Beamten ward sehr vermindert. Die Statthalterschaft von Makassar war wenig einträglich, aber wegen der schwierigen Verhältnisse mit den einheimischen Fürsten, die in genauer Aufsicht gehalten und mit Spionen und Aufsehern umgeben werden mußten, sehr lästig und vieler Verantwortlichkeit unterworfen; deswegen wünschte auch Niemand lange daselbst zu bleiben.

Eingeführt wurden hauptsächlich Zinn, Kupfer, Tücher und andere europäischen Waaren. Die vornehmsten Gegenstände der Ausfuhr bestanden in Gold, Sapan- und Sandelholz, Kämpher, Baumwolle, einigen Eisenwaaren und Waffen für indische Völker, Ingwer, langem Pfeffer, Perlen. Den vornehmsten Handelszweig machten aber Sklaven aus; die meisten Bewohner der Hauptniederlassung, der Gouverneur und selbst der Prediger, waren Sklavenhändler. Die einheimischen Stämme bekriegten einander, um Gefangene zu machen, die sie an die Holländer

verkauften. Viele Engländer stahlen Kinder ihren Aeltern, Weiber ihren Männern; die Sklavenhändler hatten jedem menschlichen Gefühle entsagt. Man hat Beispiele, daß der Verkäufer, wenn der geforderte Preis verweigert ward, sein unglückliches Schlachtopfer vor der Thüre des Kaufmanns niederstieß. Die Behandlung der Sklaven war abscheulich; sie wurden in engen Löchern unter der Erde, in die kein Tageslicht fiel, aufbewahrt, bis mit dem Ostmussun die Fahrzeuge nach Batavia abgingen, wo der eigentliche große Sklavenmarkt war. Die Männer wurden zwei und zwei an einander gekettet; die Weiber aber besonders hundert bis zweihundert in kleinern Schiffen, die Paduwackans heißen, zusammengepackt und abgeschickt.

Die kleinen Sundinseln.

Nachdem wir die größern Massen in dem indischen Ozean kennen gelernt haben, werfen wir einen Blick auf die unzähligen größern und kleinern Eilande, die vom 18ten ° der n. Br. bis etwas über den 10° s. Br. und zwischen dem 100° — 132° östl. L. von Greenwich neben jenen großen Inseln bald in Gruppen und Ketten, bald einzeln ausgestreut sind. Es würde eben so ermüdend als mit dem Zwecke unsrer Darstellung im Widerspruche seyn, wenn wir uns auf eine in's Einzelne gehende Darstellung derselben einlassen wollten. Wir werden sie der

leichtern Uebersicht wegen in gewisse Gruppen theilen, wie es uns am zweckmäßigsten erscheint. Die ganze Inselkette, die sich östlich von Java fortzieht und nur durch schmale Meerengen getrennt ist, können wir als die südlichste Gruppe unter den Namen der kleinen Sundinseln begreifen, obgleich die östlichern gemeiniglich zu den Molucken gezählt werden, wohl hauptsächlich deswegen, weil die Holländer sie unter dem Namen der Südost und Südwestinseln zum Gouvernement Banda rechneten.

Unsre Darstellung wird mit Bali beginnen, und nachdem wir vorher die Eigenthümlichkeiten der bedeutendsten Eilande betrachtet haben, werden sich manche allgemeine Bemerkungen und Folgerungen über sie aus der besondern Schilderung von selbst ergeben.

Die schmale, etwa 30 Seemeilen lange Straße von Bali oder Balamboang trennt Bali von Java; hohe Gebirge thürmen sich an beiden Seiten empor und fürchterlich heult die See in den Felsenlöchern, und die häufigen Wirbel, verbunden mit den in dem engen Sunde eingepreßten Winden, machen die Schiffahrt sehr beschwerlich. Bali erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Länge von 27 Meilen. Die Küste erhebt sich allmählig etwa anderthalb Meilen gegen das Innere bis zum Fuße des Gebirgs, das durch die ganze Insel streicht und sich im Osten in einem Pik endigt; es ist vulkanisch und hat einen Crater; die gebirgigte Beschaffenheit des Bodens ist für die Vertheidi-

gung sehr günstig. Nach der Erzählung älterer holländischer Reisenden giebt es auf Bali mehre, zum Theil sehr große Binnenseen, die zur Bewässerung des Landes dienen. Carang Assem, der Hauptort, liegt am Fuße des Gebirgs mitten in einem reichen, wohlangebauten und gut bevölkerten Gebiete; hier ist auch die einzige Bai, die einen zum Ankern bequemen Hafen darbietet. Bali ist bis auf die Nordküste von vielen größern und kleinern Felsen umringt.

Die Insel ist gesund und fruchtbar. Reis, Oel, Tabak und Salz wird ausgeführt; Aeltere Reisende rühmen die großen Waldungen des Landes, allein nach Thorn fehlt es gegenwärtig ganz an Holz und der Tiekbaum ist völlig unbekannt. Es giebt auch viel Vieh, das an die Sinesen verkauft wird. Das Hauptgewerbe nach dem Reisbau ist Spinnen und Weben.

Bali scheint aus mehren Gebieten unter unabhängigen Radscha's zu bestehen, die häufig mit einander im Kriege sind, sich einander auch bisweilen unterjochen; daher kommt wohl die Verschiedenheit der Angaben über die Zahl der Gebiete. Nach den neuesten Nachrichten des engl. Statthalters über Java, Hrn. Rafles, *) giebt es jetzt 7 unabhängige Districte. Der äl-

*) In einer Rede in der Batavischen Gesellschaft gehalten, 10. Sept. 1815, die aus dem letzten Bande der Gesellschaftsschriften abgedruckt ist im As. Journal I, S. 431.

teste Staat ist der von Klongkong, dessen Beherrscher ihre Abstammung von den javischen Fürsten herleiten; auch die übrigen Gebieter beweisen dem Geschlechte desselben als dem Asal Radscha Bali, dem Urstamme der balischen Fürsten, ihre besondere Ehrfurcht. Die Verfassung ist despotisch, und alle Gewalt ruht bei dem Fürsten, dem für die innern Angelegenheiten ein Oberperbakal und für den Handel und auswärtigen Geschäfte ein Radin Tomonggong zur Seite stehen. Bloße Perbakals sind die Vorsteher der Dorfschaften, denen ein Gehülfe unter dem Namen Kalian Tempek zugeordnet ist. Diese Beamten werden immer aus den Dorfleuten gewählt, doch folgt der Sohn allemahl, wenn er dazu fähig ist, dem Vater. Gewisse Geschlechter, die sich in den Kriegen ausgezeichnet haben, bilden einen Adel und heißen Gusti. Den Befehl über die Kriegsmacht führt gegenwärtig ein Bramin, der nach dem Fürsten das größte Ansehen zu genießen scheint.

Die Balier sind wohlgebildet, stärker und kräftiger als die Javaner und Malaien; sie gleichen mehr den Makassaren, doch haben sie höhere Nasen; sie sind aber thätiger und betriebsamer, und es giebt unter ihnen viele recht geschickte Künstler und Handwerker. Durch ihren Muth und ihren Geist der Unabhängigkeit sind sie allen Völkern des Ostens unbezwinglich; in ihrem häuslichen Leben und ihren Sitten fällt ihnen keine unnatürliche Rohheit zur Last, und gegen ihre Kinder beweisen sie eine überraschende

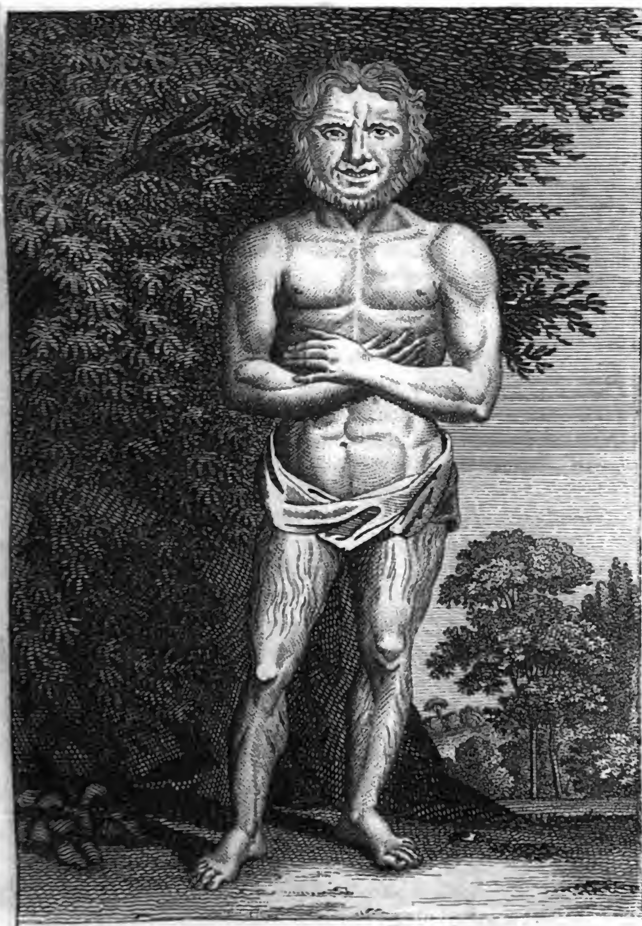
Zärtlichkeit; sie sind harmlos, mäßig, die Trunkenheit ist unter ihnen fremd, und ihre herrschende Leidenschaft ist das Spiel, vom Hahnengefechte bis zu wilder und unbesonnener Eroberungssucht. Beide Geschlechter zeichnen sich auch als Sklaven aus durch Eifer, Treue und Sorgsamkeit; sie sind weniger rachgierig und blutdürstig als die Bugginesen. Die Schönheit der Balischen Frauen, die erhöht wird durch die Beweglichkeit und Schärfe der durch keine zwängende Kleider eingeengten Glieder, wird von ältern und neuen Reisenden gepriesen. Die Frauen werden von den Aeltern gegen ein Heirathsgut von 40 Thalern gekauft; daher hat man hier und auf Java für die Heirath auch den Ausdruck Kauf, wie auch in Deutschland selbst im Mittelalter noch der Ausdruck eine Frau kaufen, gleichbedeutend mit heirathen war. Oft kann der Brautwerber den Preis nicht entrichten; er wird dann der Schuldner der Verwandten, und hieraus entsteht eine Art Sklaverei unter dem Namen Tatung-gon; Mann und Frau wohnen in dem Hause des Schwiegervaters und jener muß zum Vortheil desselben arbeiten. Wenn er im Stande ist, den Preis zu bezahlen, verläßt er das fremde Haus und fängt seine eigne Wirthschaft an. Der Ehebruch ist nicht häufig. Der Mann, der seine Frau auf der That ertappt, kann sie und ihren Buhlen niederstoßen, aber sonst nicht. Nach den Gesetzen wird der Ehebrecher mit dem Tode bestraft, die treulose Frau aber eine Sklavin des Fürsten. Die Weiber ver-

richten mannichfaltige Arbeiten, auch den Feldbau; sie werden nicht eingeschlossen, sondern gehen auf eine angenehme und freie Weise mit Fremden, selbst mit Europäern um. Sie verstehen sich auch auf die Heilkunde und waren, sagt der ehrliche Valentyn, geschickte Doctorinnen. In Batavia hatten sie ehemals eine ausgebreitete Praxis; sie heilten mit so großem Erfolge, als nur irgend ein graduirter Arzt von Leiden oder Untrecht.

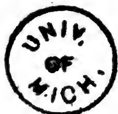
Auf Bali findet eine doppelte Art von Sklaverei Statt; entweder völlige Knechtschaft, oder eine Art von Dienstverhältniß. Im ersten Falle hat der Herr über seinen Sklaven, Paniak, eine unumschränkte Gewalt. Kriegsgefangene, Fremde, die aus ihrer Heimath fortgeführt und geraubt sind, werden täglich verkauft. Wünscht ein Freier eine Sklavin zu heirathen, so muß er sie kaufen, oder sie wird unter der Bedingung die seinige, daß er mit ihr die Knechtschaft theilt, und diese zweite, mildere Art der Sklaverei heißt Rowang. Wenn ein Schuldner seinem Gläubiger nicht bezahlen kann, so wird er von dem Jaxa oder dem Richter verkauft. Bringt der Verkauf mehr ein als die Schuld beträgt, so wird der Ueberschuß zwischen dem Jaxa, dem Fürsten und dem Gläubiger getheilt. Ein Rowang kann nicht getödtet oder aus dem Lande verkauft werden, er kann sich auch zu jeder Zeit befreien, sobald er oder ein andrer die Schuld abträgt, und mit Erlaubnis seines Herrn heirathen, aber seine Frau wird ebenfalls eine Ro-

wang. Ein Schuldner kann aber auch seine Frau oder seine Kinder dem Gläubiger hingeben und sie im Fall der Bezahlung zurückfordern. Verbrecher, die nicht mit dem Tode bestraft werden, werden gemeiniglich von dem Fürsten als Sklaven verkauft oder müssen ihm als solche dienen.

Alle Verbrecher werden mit dem Tode oder der Sklaverei bestraft; Verstümmelungen, Martern, körperliche Züchtigungen sind nicht gebräuchlich. Bei recht schweren Vergehungen werden dem Schuldigen die Glieder mit einem Beile zerschlagen und er bleibt oft mehrere Tage liegen, ehe der Tod erfolgt. Gewöhnlich werden die Uebelthäter mit dem Kriß hingerichtet und ihr Vermögen wird eingezogen. Die peinlichen Urtheile bedürfen vor der Vollziehung der Bestätigung des Fürsten; in bürgerlichen Fällen ist sie nur nöthig, wenn jemand zum Sklaven verkauft werden soll. Diebstahl ist das gewöhnlichste Verbrechen. Der Sklavenhandel hat auch hier eine abscheuliche Menschenräuberei erzeugt, und veranlaßt aus schändlicher Gewinnsucht Verwandte und Freunde, ihre Angehörigen und Bekannten auf eine listige Weise den Sklavenhändlern in die Hände zu spielen. Viele dieser Unglücklichen werden nach Batavia verkauft und unter ihnen hat man dort Kakerlaken oder sogenannte weiße Mohren beobachtet. Einer derselben machte vor etwa 40 Jahren wegen seiner über den ganzen Leib gleichförmig verbreiteten Fleischfarbe



Albino von der Insel Baly.


UNIV.
OF
MICH.

besonderes Aufsehen *). Seine Aeltern waren beide schwarzbraun gewesen, so waren auch seine Kinder, die er mit einer Landsmännin zeugte. Er war nichts weniger als schwächlich, sondern ausnehmend fleischig und muskelkräftig. Haupthaar und Augenbraunen waren weiß, und mit ähnlichem kürzern Haar waren die Schenkel so dicht bewachsen, daß man die Haut mit dem Felle eines Affen vergleichen konnte. Als er erwachsen war, bekam er hin und wieder am Leibe einige braune Flecken. Die Bildung der Augen war die bei solchen Albinos gewöhnliche: eine röthliche Pupille und in der matten Iris gelbe und braunrothe Stralen. Gegen das Licht war er sehr empfindlich, wie sein blinzendes Auge bewies, und nur in der Dämmerung sah er die Gegenstände bestimmter und leichter.

Fast eben diese Erscheinungen zeigte ein weißes Mädchen von den Papus-Inseln, nur daß sie röthliches Haupthaar, eine durchgehends rauhe und unebne Haut hatte und fast ganz mit weißem Flachshaar bewachsen war. Ueberhaupt gehören diese Albino's keinesweges zu den seltnen Erscheinungen in Ostindien, und in allen Bei-

*) Beschreibung und Abbildung findet sich im 3ten Bande der Verhandelingen van het Bataviasch genootschop, erstere auch im Auszuge in v. Wurmbs Merkwürdigkeiten aus Ostindien. Von der Abbildung geben wir auf nebenstehendem Blatte eine Copie.

spielen, die davon angeführt werden, sind es immer kräftige, übrigens gesunde Menschen, bei denen diese Umwandlung des Haut-Pigments von keiner andern Schwäche irgend eines Theils begleitet ist. Seltner sind die gefleckten Schwarzen, bei denen, meistens erst im spätern Alter, am Oberleib, Armen und Kopf ganz weiße Stellen von größerm und kleinerm Umfange entstehen. In drei Fällen dieser Art, die wir zu beobachten Gelegenheit hatten, war die Verunstaltung (denn als solche wird es allgemein angesehen) sehr langsam entstanden, ohne vorgängige Hautkrankheit, in andern aber soll sie nach hitzigen Fiebern zurückgeblieben seyn, und viele Schwarze behaupten sogar, der Genuß eines gewissen giftigen Fisches bringe sie unfehlbar, wenn gleich sehr allmählich, hervor.

Unter allen östlichen Inseln ist Bali die einzige, wo die Hindu-Religion noch herrschend ist; es giebt viele kleine Tempel, eine Menge von Braminen, die sehr geehrt werden, allein in dem kleinen Staat Bliling beträgt ihre Zahl über 400, und unter denselben gegen 100 Pandits; sie haben ganz das Ansehen ihrer Brüder in Hindustan und schon ihre Gesichtszüge verkündigen ihre Abkunft von einem fremden Stamm. Allein die Religion Bali's ist doch kein reiner Hindu-Cultus, es hat sich ihr viel Fremdes aus de[n] alten Ansichten und Vorstellungen beigem[i]scht, und es sind auch hier Spuren eines Fe[ti]schismus übrig, wie er sich auf den folgenden Inseln noch vollständig erhalten hat und weiter-

hin auf den Inseln des stillen Meers wiederfindet. Die vornehmste Gottheit ist Bitara Guru, dann folgen Bitara Brama, der Geist des Feuers, Bitara Wischnu, der Geist des Wassers, und Bitara Siwa, der Geist der Winde; außerdem beweisen sie unzähligen untergeordneten Gottheiten ihre Verehrung, z. B. Dewa Dschid'e Segara, der Gottheit des Meers, Dewa Dschid'e Dalam, der Gottheit des Todes, Dschid'e Bali Agung, der großen Schutzgottheit über Bali und besonders der Dewa Dschid'e Gunung Agung, der großen Gottheit des Gebirgs. Obgleich Bitara Guru als der höchste Gegenstand der Verehrung angesehen wird, so wird doch auch dieses Wesen nur als der Gottheit untergeordnet, als der Vermittler mit ihr betrachtet, die sie mit dem ausdrucksvollen und passenden Namen Sang Jang Tung-gal, den großen und einzig Einen bezeichnen.

Die Todten werden beständig verbrannt und die Weiber und Beischläferinnen der höhern Stände verrichten das Opfer des Satia. Noch kurz vor dem Besuche, den Rafles auf der Insel machte, hatten sich neunzehn Frauen des jüngern Radscha, der eben gestorben war, auf diese Weise selbst geopfert. Ein älterer holländischer Bericht erzählt, daß bei der Bestattung der königlichen Mutter mit ihrer Leiche 22 Sklavinnen verbrannt wurden. Nachdem der Körper nicht durch die Thüre des Hauses, sondern durch ein zu diesem Endzweck rechts von derselben in der Mauer angebrachtes Loch hinausgeschafft

war, kamen zuerst in geschmückten Tragen oder Badi's die zur Begleitung bestimmten Dienerinnen; vor ihnen lagen Lebensmittel als Opfer für die Götter. An dem Orte, wo sie dem Tode geweiht werden sollten, war für jede eine Bühne auf vier Pfälen errichtet und auf zwei Seiten mit Brettern umgeben; die Todesopfer wurden, nachdem sie dreimahl umhergeführt waren, aus den Tragen gehoben. Fünf Männer und zwei Weiber entrissen ihnen alle Blumen, womit sie geschmückt waren; die Unglücklichen hielten die Opfergaben mit zusammengelegten Händen über den Kopf, deren sich hintenstehende Weiber bemächtigten und sie auf die Erde warfen; hierauf ließen Einige eine Taube oder ein Huhn fliegen. Die Beherzteren forderten selbst den Dolch, küßten ihn, verwundeten sich im Arm, sogen das Blut aus und färbten sich damit die Lippen und die Stirne. Alle wurden bis auf den Gürtel entkleidet und ein Stoß in's Herz entriß sie dem Leben. Die Leichen wurden, nachdem sie gänzlich entkleidet und von den Anverwandten ganz mit Holz bedeckt waren, so daß nur der Kopf gesehen ward, verbrannt. Als die Sklavinnen geschlachtet und zum Theil auch schon von den Flammen verzehrt waren, ward die Leiche der Königin in einem äußerst prächtigen Badi, den viele hundert Träger und Priester unter dem Geräusche unzähliger Instrumente begleiteten, nebst allem Geräthe, das sie während ihres Lebens gebraucht hatte, verbrannt. Es gilt für ein großes Glück, die Gebieterin be-

gleiten zu dürfen. Der König ernennt die Sklavinnen, die er dieser Ehre würdig hält, und von diesem Augenblicke werden sie als den Göttern geweiht betrachtet. Nur am letzten Tage sucht man sie durch erhitzende Getränke, durch langes Wachen und andere Mittel in einen Zustand der Betäubung zu versetzen. Keine Frau oder Sklavin ist zu diesem Tode gezwungen, allein jede, die sich weigert, wird auf immer eingesperrt, und versucht sie zu entfliehen, erstochen und den Hunden vorgeworfen. Die Prinzessinnen aus fürstlichem Geblüte stürzen sich bei dem Tode ihres Gatten selbst in die Glut; zu diesem Behuf wird über dem Scheiterhaufen eine Art Gestell errichtet, von welchem sie hinabspringen, oder, sollte irgend eine der Muth verlassen, so leistet ihr Bruder oder ein Verwandter ihr den Dienst sie hinabzustoßen. Die Leichen müssen eine gewisse Zahl von Tagen stehen, ehe sie verbrannt werden, und werden bis dahin täglich mit Spezereien und der Fäulniß widerstehenden Mitteln gerieben *).

*) Auszug aus dem Tagebuche der holl. Gesandtschaft an den König von Bali, im J. 1633, in v. Archenholz Literatur und Völkerkunde, 1782, I. S. 327 Das Original, heißt es, liegt im Archiv der ostindischen Compagnie, aber bei den meisten Aufsätzen ist die wahre Quelle verschwiegen. Der Bericht steht in vies des Gouverneurs generaux avec l' abregé de l' histoire des etablissemens

Die Titel der Fürsten und Großen, die musikalischen Werkzeuge, Waffen, Kleidungsarten und viele Gebräuche sind den javanischen ähnlich, auch der Hofstaat der Balischen Radscha's besteht hauptsächlich aus Weibern.

Die Sprache ist ein Gemisch aus ursprünglichen und javanischen Wörtern, wovon doch die letztern den überwiegenden Theil ausmachen. Die heilige Sprache ist das Kawi *) und die Braminen behaupten es zu verstehen. Es versteht sich, daß man die Sprache der Insel Bali nicht mit dem Pali oder Bali, einem Zweige des Samskrid verwechseln muß, das besonders in Hinterindien und auch auf Ceilon die gelehrte Sprache ausmacht **). Die Balier zählen nicht nach Monathen, sondern theilen das Jahr in sechs Jahreszeiten ab.

Das Eiland ist sehr volkreich. Die männlichen Einwohner, deren Zähne gefeilt sind, und über deren Dienste die Fürsten verfügen können, machen

---

Hollandais aux Indes orientales, p. I. P. I. du Bois. A la Haye 1763. 4. S. 104 ff.

*) S. den vorigen Jahrg. S. 228.

**) Adelung Mithridates I, 177 führt die in den Verhandelingen van het bataatsch Genootschap vorkommenden Sprachproben als zu diesem hinterindischen Bali gehörig an, es sind aber allem Ansehen nach Wörter von der Insel Bali.

machen gegen 200,000 Seelen aus; die Weiber sollen die Männer an Zahl übertreffen. Raffles nimmt nach diesem Verhältnisse für das ganze Eiland 800,000 Menschen an. Es haben sich auch viele Sinesen angesiedelt, die besonders einen sehr bedeutenden Schleichhandel mit Opium nach Java trieben, das ihnen von den Engländern zugeführt ward; auch kaufen sie Sklaven. Die Holländer hatten ehemals einen Residenten auf der Insel, weil aber diese Niederlassung keinen Vortheil abwarf, ward sie aufgegeben.

An Bali stößt die fruchtbare, fünfzehn Meilen lange Insel Lambok, die zum Theil einem Balischen Radscha unterworfen ist. Die Einwohner, die hauptsächlich aus Auswanderern aus Bali und Sumbawa bestehen, werden von ihren Siegern strenge behandelt und müssen einen Tribut in Reis bezahlen. Auch hier werden die Todten verbrannt und die Gattin folgt ihrem gestorbenen Mann. Der vornehmste Ort ist Appenan an einer großen Bai in der Straße von Lambok. Der Radscha hat seinen Sitz zu Mataran. Wasser und Lebensmittel sind hier im Ueberfluß. Der Sund zwischen Lambok und Sumbawa, die Allasstraße, ist die bequemste und sicherste östlich von Java.

Die Insel Sumbawa, die über 55 Meilen lang und 12 Meilen breit ist, enthält sechs sogenannte Königreiche, die eine Art von Bundesstaat unter dem Schutze der Holländer bildeten, die auch hier den Alleinhandel zu behaupten suchten; die beträchtlichsten darunter sind Sum-

bawa am Westende und Bima. Die Stadt Sumbawa liegt an einer großen Bai und die Einwohner trieben immer einen bedeutenden Schleichhandel mit den freien Einwohnern von Celebes, den die Holländer nicht verhindern konnten. Bima liegt an der Nordostseite, wo eine schöne Bucht 7 bis 8 Seemeilen weit in's Land tritt. Der Hafen, zu dem ein an einigen Stellen sehr schmaler, aber durchaus sichrer und durch die hohen Felsenufer äußerst romantischer Kanal führt, gewährt, obgleich die Strömung bisweilen den Zugang erschwert, vollkommene Sicherheit, nur ist er durch die letzte furchtbare vulkanische Revolution sehr verändert.

Es wächst viel Sandelholz, das aber nicht gefällt wird, weil die Einwohner glauben, daß sich in den Gebüschen die Seelen ihrer Todten aufhalten. Jährlich werden viele Pferde unter dem Namen Bimapferde ausgeführt; die schönsten kommen aus der kleinen vulkanischen Insel Gunung Api (Feuerberg), etwa eine Meile nordöstlich von der Spitze von Sumbawa. Der Boden ist zum Erstaunen fruchtbar. Nach einer abergläubischen Sage der Einwohner, macht das Seepferd alle fünf Jahre den Stuten der Insel einen Besuch, die, wenn sie sich in seinem eignen Elemente mit demselben vermischt haben, zu ihren fetten Weiden am Fuße des Gebirgs zurückkehren und den schönen und schätzbaren Schlag von Pferden erzeugen, die ungeachtet ihrer Kleinheit doch sehr gesucht werden; sie zeichnen sich durch ihre Gagatschwärze aus,

kommen indessen unter denen, die ausgeführt werden, selten vor.

Sumbawa ist sehr vulkanisch und hat mehre feuerspeiende Berge. Die Bewohner von Gunung Api werden von den Sumbawern mit besondrer Verehrung angesehen, weil, so oft ein Ausbruch ihres Vulkans erfolgt, auch ein andrer auf der Hauptinsel befindlicher in Bewegung geräth. Ueberhaupt scheint in der ganzen Reihe der sundischen Inseln bis zu den Molucken hinauf, eine Verbindung der unterirdischen Feuer und Vulkane Statt zu finden. Ein merkwürdiger Beweis sind die gleichzeitigen Ausbrüche der feuerspeienden Berge und die zum Theil heftigen Erderschütterungen, im April 1815 vom östlichen Java, vielleicht von Sumatra, über die Sundinseln, Celebes bis zu den Molucken hinauf. Aber am furchtbarsten war der Ausbruch des Tomboro auf Sumbawa. Zu Makassar war am 11ten April die Luft trübe und dunkel; sie ward es noch mehr bei'm Aufgang der Sonne und hatte ganz das Ansehen, das sie vor der Annäherung eines schweren Sturms zu haben pflegt. Aber sie ward bald röthlich und staubicht; der ganze Gesichtskreis füllte sich mit Asche, die bald niederzufallen begann; es ward so dunkel, wie in der schwärzesten Nacht, und erst um 8 Uhr des folgenden Morgens begann es allmählig zu tagen, aber der Aschenregen dauerte, wenn gleich schwächer, noch diesen und den ganzen folgenden Tag fort. Bis zum 15ten blieb der Dunstkreis trübe und

schwer, so daß die Sonnenstrahlen kaum im Stande waren durchzubrechen. Die Asche drang in das Innere der Häuser und Schiffe, die jungen Reissaaten wurden zerstört und die Fische starben in den Teichen.

Lange wußte man nicht, woher diese Erscheinung entstehe, obgleich man nur einen Ausbruch des feuerspeienden Berges auf Sumbawa, das etwa 50 Meilen in gerader Richtung von Makassar liegt, vermuthen kann. Ein Schiff, das eben segelfertig auf der Rhede lag, lief aus, um die Veranlassung zu erforschen. In der Nähe des Eilands bildete die schwimmende Asche und der Bimstein eine feste Masse, die ganz das Ansehen einer trocknen Sandbank hatte; längs derselben schwammen unzählige halb verbrannte oder zerfaserte Baumstämme. Die Küsten der Bai von Bima, die bis an die Gipfel der Berge mit Asche bedeckt waren, boten einen schrecklichen Anblick dar. In der Nacht des vierzehnten war der Ausbruch am heftigsten. Der Resident zu Bima, das 10 Meilen von dem Tomboro entfernt ist, verglich das Getöse dem Knalle eines dicht vor dem Ohr abgefeuerten Mörsers. Die Finsterniß dauerte 12 Stunden länger als zu Makassar. Viele Häuser sanken unter dem Aschenregen ein. Die See war während dieser fürchterlichen Empörung sehr unruhig und trat über das Ufer. In der Nähe des Vulkans selbst war alles verödet, ein Dorf und ein beträchtlicher Strich Landes war gänzlich versunken und 3 Faden tief mit Wasser be-

deckt. Man hatte aber von dem ganzen Umfange der Zerstörung noch keine Nachricht, weil es unmöglich war, durchzukommen. Am 23sten April war auf der See der Gipfel des Berges nicht sichtbar, sondern in Rauchwolken eingehüllt, die Seiten rauchten an verschiedenen Stellen sichtbar von noch nicht erkalteter Lava; einige Ströme hatten die See erreicht und man konnte ihren Lauf an der schwarzen Farbe, die gegen die Asche an den Seiten abstach und den aufsteigenden Rauch deutlich erkennen. Der Tomboro ist durch die ungeheure Masse, die er ausgespieen hat, ganz eingesunken und hat statt der Spitze jetzt die Gestalt eines Tafellandes *).

Die Straße Sapi scheidet Sumbawa von der 42 Meilen langen Insel Flores oder Ende, deren Inneres ganz unbekannt ist, doch ist sie mit Dörfern unter eignen Oberhäuptern bedeckt; einige Dorfschaften gehören dem Könige von Bima, der daraus beträchtliche Einkünfte zieht. Anfangs verboten die Holländer den Makassaren nach diesem Eilande zu handeln, allein hernach ward es erlaubt, doch durften sie keinen wilden Kanel ausführen. Die Portugiesen haben noch ein Fort an der Ostseite Lantuka (Larantuka), aber es scheint als wenn sie in weniger Verbindung mit dem Mutterlande stehen. Südlich von Flores liegt noch das große Eiland

*) Nach den verschiedenen Berichten im As. Journal 1816, Brf. 11, 164.

Tsjindana oder die Sandelholzinsel, die ganz wüste und unbewohnt ist. Südöstlich von derselben ist noch die kleine Insel Savu zu bemerken, bei welcher Cook im Sept. 1770 anlegte, um Erfrischungen einzunehmen, wo die Holländer damals einen Corporal hatten.

Ostwärts folgt nun eine ganze Gruppe kleinerer Eilande, die von den Holländern mit wenigen Soldaten besetzt waren, theils um den Schleichhandel zu verhindern, theils um die Waaren, die etwa vorkommen mochten, aufzukaufen. Ein deutscher Abentheurer Ernst Christoph Barchevitz hat seinen mehrjährigen Aufenthalt auf der Insel Leti, wohin er als holländischer Corporal verlegt war, beschrieben; sein Buch, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit großem Vergnügen gelesen und zu wiederholten Malen aufgelegt ward, ist jetzt freilich ganz vergessen, aber ungeachtet der geschmacklosen Darstellung haben die Begebenheiten selbst durch ihre Sonderbarkeit etwas Anziehendes, und hätte ein De Foe oder ein Keate die Erzählung unsers Landsmanns in ein reizendes Gewand gekleidet, so würde sein Leben auf der Insel Leti vielleicht den Ruf des Robinson Crusoe, oder der Geschichte des Prinzen Libu erhalten haben.

Barchevitz war zu Groß-Sommerda bei Erfurt gebohren und seinem Gewerbe nach ein Weißgerber; die Neugierde, wenigstens versichert er es, trieb ihn in die Welt, und 1711 ließ er sich auf die gewöhnliche Weise für Ostindien an-

werden; auch er hatte bald Gelegenheit einen Entschluß zu bereuen, der ihn in die tiefste Sklaverei stürzte; er ward von Batavia nach Banda verschickt, hier diente er eine Zeitlang als gemeiner Soldat, bis er das Glück hatte, unter die Aufwärter des Landvoigts Andreas van Esps, der auf Banda geboren war, aufgenommen zu werden; hierdurch ward seine Lage ungemein verbessert, bei leichten und unbedeutenden Geschäften hatte er Gelegenheit dem Gebieter über Banda näher bekannt zu werden, den er als einen gütigen, mit besonderer Vorliebe für die Deutschen erfüllten Mann schildert, ein Lob, dem freilich die Nachrichten, die bei Valentyn über ihn und seine Verwaltung vorkommen, nicht entsprechen. Barchevitz legte sich auf die malaiische Sprache, er versichert es in 18 Monathen so weit gebracht zu haben, daß er es vollkommen sprechen konnte. Der Sohn des Gouverneurs, der ihm ebenfalls seine Gewogenheit schenkte, ward sein Lehrmeister, und durch die Vermittlung desselben ward er zu den wichtigen Posten eines höchstcommandirenden Corporals auf Leti ernannt.

Leti liegt ungefähr 70 Meilen von Banda und 2 Meilen von Großtimor, es ist ein recht lachendes Eiland, 4 Stunden lang und 3 Stunden breit; angenehme Haine von tropischen Bäumen wechseln mit Feldern und Thälern ab; neben dem Strande erstrecken sich grüne Wiesen, mit weidenden Büffeln, Ziegen und Schafen bedeckt. Der Boden ist ungemein ergiebig;

vor der Regenzeit wird das Gras abgebrannt, er wird dann bearbeitet, und wenn es zu regnen anfängt, besäet. Alle die köstlichen Früchte, Gemüse, Bohnen und Wurzeln dieses reichen Handelsstrichs sind auf diesem kleinen Eiland zusammengedrängt. Salz wird von der Sonne aus dem Seewasser, das in den Felsklüften an der Küste zurückbleibt, gesotten.

Im August 1714 ging Barchewitz nach seinem Gouvernement ab, aber er mußte jetzt gleich die Erfahrung machen, daß der Neid jede Hoheit verfolgt, denn der Soldat, der noch auf der Insel lag und unterdessen den Herrscherstab geführt hatte, hatte darauf gerechnet, in seiner Würde bestätigt zu werden; in seiner Erwartung getäuscht empfing er mit allen Zeichen des Verdrusses und Unwillens den neuen Befehlshaber, der ihn offenbar durch die leidige Hofgunst um seine gerechten Erwartungen betrogen hatte. Der Fähndrich, der die sämtlichen Posten untersuchte, stellte ihn indessen den sämtlichen sieben einheimischen Oberhäuptern, den Orangkais — die, wie Barchewitz meint, der Gewalt nach den deutschen Grafen nicht ungleich waren, als ihren Vorgesetzten vor; sie empfingen ihn mit großer Freundlichkeit und suchten sich ihm zu empfehlen. Der Corporal war in der That der König über die Insel. Kein Eingebohrner durfte ohne sein Vorwissen und seinen Paß das Land verlassen. Selbst die Orangkais waren seinen Befehlen unterworfen. Es finden sich Beispiele, daß sie von diesen rohen Vorgesetzten oft

mit großer Strenge behandelt wurden; aber die Furcht vor einem Ueberfalle hielt sie ab, sich ihrer mit Gewalt zu entledigen. Wollte der Corporal sich nach irgend einem Orte begeben, so mußten die Eingebohrnen ihn in seinem Stuhle dahin tragen; auch Barchevitz bereiste auf diese Art bisweilen das Eiland, um zu sehen, ob auch Muskat- oder Nägeleinbäume aufgeschossen waren, die er, seiner Vorschrift gemäß, abhauen lassen mußte. Verdoppelt ward die Last der Eingebohrnen, wenn die Corporale verheirathet waren, denn die Weiber — meist getaufte Indianerinnen — forderten gleiche Ehre mit den Männern. Die Leute erhielten ihren Sold von der Compagnie in Waare, die sie an die Eingebohrnen vertauschten. Da aber alle Bedürfnisse des Lebens im größten Ueberflusse vorhanden waren, so hatten sie Gelegenheit, noch etwas zurückzulegen. Auf Leti erhielten die Europäer zu ihrem Unterhalte monatlich aus jedem Dorfe eine bestimmte Anzahl Schafe, ein gewisses Maaß Reis, türkisches Korn und Milch. Ueberdies mußten die Negereien wöchentlich eine Anzahl Leute schicken, um dem Corporal und seinen beiden Soldaten aufzuwarten.

Die Abgeschiedenheit von der Welt und von allem Umgange war das Unangenehmste; es gab zwar ein ganzes christliches Dorf und in demselben einen Schulmeister, allein die Bildung dieser Scheinchristen war höchst beschränkt; nur alle 2 Jahre kam der Geistliche von Banda nach diesen Eilanden, und jährlich machten be-

stimmte Commissarien die Runde, die theils den Sold zahlten, theils die gesammelten Waaren einkauften. Auf der ganz nahen Insel Moa lag auch ein Corporal und die Europäer pflegten sich bisweilen zu besuchen, obgleich es eigentlich verboten war und Keiner den ihm angewiesenen Ort verlassen sollte. Barchewitz hätte noch zwei holländische Soldaten bei sich, die aber neidisch und eifersüchtig auf ihn waren, und mit denen er daher nicht im besten Vernehmen stand. Er empfand diese Entfernung von allen theilnehmenden Wesen vorzüglich während einer schweren Krankheit; seine Gefährten bekümmerten sich gar nicht um ihn und schienen vielmehr seinen Tod zu wünschen, um den Vortheil von den Sklaven und andern Waaren allein zu ziehen. Zum Glück kam sein Freund der Corporal von Moa einmahl hinüber und ließ einen alten Bekannten unsers Helden bei ihm, der ihn sorgfältiger bis zu seiner Genesung verpflegte. Die Corporals und Soldaten hatten Gelegenheit auf den Handel etwas zu verdienen; denn wenn sie freilich mit den Beamten der Compagnie sich verstehen und denselben einen beträchtlichen Theil ihres Gewinns abtreten mußten, blieb doch immer Einiges übrig, weil sie wieder die Eingebohrnen ganz willkührlich behandelten und von ihnen Geschenke erpreßten. Die Oberhäupter versuchten freilich die strengen Beschränkungen ihres Verkehrs zu umgehen, allein wenn diese Versuche entdeckt wurden, waren sie mit nachtheiligen Folgen begleitet; selbst

die angesehensten Letinesen wurden in die Eisen geschlossen und der Corporal vollzog mit eigner hoher Hand selbst körperliche Züchtigungen; doch die meisten Vergehungen wurden mit Geld gebüßt, besonders waren die Confiscationen sehr einträglich. Ein blinder Eingebohrner erbot sich selbst zum Spion; er verrieth gegen kleine Geschenke, die er bisweilen erhielt, Alles, was er unter seinen Landsleuten hörte, dem holländischen Befehlshaber, und verschaffte ihm Gelegenheit, sein Strafamt auszuüben. Ueberdies brachte jeder, der etwas zu suchen hatte, ein Geschenk; allein im ersten Jahre erhielt Barchevitz fünf Sklaven. Von allen Büffeln, die geschlachtet wurden, fielen ihm die Zungen zu, und bei dem Ueberflusse an Wild und Fischen lebte er in einer nie gekannten Fülle; es fehlte nicht an Gegenständen, wofür er und seine Gefährten sich von den Commissarien Wein, gebrannte Wasser, Bier und andre europäische Waaren eintauschen konnten. Freilich waren nicht alle Posten so einträglich, und die Corporals auf Leti, Moa und einigen andern Inseln hießen daher auch nur die Gouverneurs.

Allerdings mußte der Müßiggang, der mit diesem halben Einsiedlerleben verbunden war, rohe Gemüther zu vielen Ausschweifungen veranlassen, denen Barchevitz hauptsächlich durch die Festigkeit der religiösen Eindrücke, die er in seinem ganzen wilden und unstäten Leben bewahrte, widerstanden zu haben scheint. Er lernte in der Einsamkeit, durch das Bedürfniß ge-

reizt, allerlei Künste und Handwerke. Das Wachthaus oder das Schloß des Gouverneurs lag an der See auf einem hohen Felsen, überschattet von zwei mächtigen Tamarinden, von einem Gehege umgeben, das einen geräumigen Platz einschloß: aber es ward noch im ersten Jahre seiner Herrschaft von einer Feuersbrunst zerstört. Barchevitz litt einen bedeutenden Schaden, und nichts schmerzte ihn so sehr, als der Verlust seiner Bibel, seines Gebetbuchs und seines Gesangbuchs, den er erst im folgenden Jahre ersetzen konnte. Indessen tröstete er sich über ein Unglück, dessen nächste Folge die Eingebohrnen traf, denn diese mußten eine neue Wohnung für ihn aufführen; er selbst machte den Entwurf dazu, aber über die Vollendung verging ein ganzes Jahr. Außerdem hatte er außerhalb der Burg ein Lusthäuschen angelegt, wo die Europäer des Abends sich gewöhnlich mit einer Pfeife Tabak ergötzten. Besonders ward das Glück unsers Barchevitz sehr erhöht, als im folgenden Jahre einer der holländischen Soldaten abgelöst und durch einen Schweizer, mit dem er am Hofe zu Banda gedient hatte, ersetzt ward. Eine andere Unternehmung, wodurch er sich zu verewigen gedachte, war der Bau einer neuen Kirche, die in 2 Jahren zu Stande kam. Der glückliche Erfolg so mancher Versuche in den mechanischen Künsten veranlaßte ihn selbst an den Guß einer Glocke zu denken; er verfertigte auch wirklich eine Form, allein vieler Anstrengungen ungeachtet mußte er den Gedanken

endlich aufgeben. Dagegen baute er sich in der Nähe der Kirche noch ein eignes Absteigequartier, um den Schulmeister, der den Gottesdienst hielt, nicht mit seinem Gefolge zu belästigen, sondern ihn vielmehr, wie einem großen Herrn geziemte, selbst bewirthen zu können. Die Sklaven wurden nur für Gold verkauft, es mußte aber immer auf Moa bearbeitet werden, weil sich auf Leti keine Goldarbeiter befanden; deswegen suchte Barchewitz die Künstler auszuforschen, und fing selbst an Goldarbeiten zu verfertigen, die ihm ganz gut gelangen. In seinen ökonomischen Entwürfen war er unermüdet, er baute ein Taubenhaus, legte einen Hühnerhof an, ließ durch seine Sklaven Tabak pflanzen, der gut fortkam, und seine Sklavinnen mußten weben und spinnen. Am Neujahrstage empfing er die Glückwünsche sämmtlicher Großen; es wurden glänzende Feste angestellt, Tänze aufgeführt und Lustgefechte gehalten; hernach war große Tafel und dem Volke ward ein Büffel Preis gegeben. Aber eine würdigere Beschäftigung war die Bekehrung einiger Eingebohrnen, die ihm nach einer sehr einfachen Methode gelang; er las seinen Schülern und Schülerinnen einen malaiischen Katechismus vor, erklärte ihnen denselben so gut er konnte, und in 4 Monathen wußten sie ihn auswendig. Sie wurden darauf von dem Prediger bei seinem nächsten Besuche auf der Insel getauft, und Barchewitz feierte diese Handlung, die ihm ein Verdienst

um den Himmel zu seyn schien, mit einem stattlichen Feste.

Aber die höhern Sorgen der Regierung verursachten manche trübe Stunde; es brachen Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen aus; die Kämpfenden baten den holl. Befehlshaber um Unterstützung, und Barchevitz erlaubte den Oberhäuptern seiner Negereien, ihren Nachbaren zu Hülfe zu kommen. Leider! scheint ein schmutziger Eigennutz ihn zu dieser Politik bestimmt zu haben, denn der Krieg gab Gelegenheit, daß ihm viele Sklaven theils geschenkt, theils zum Verkauf angeboten wurden. Aber nun zog der Krieg sich endlich selbst nach seiner Insel, und alle Unterhandlungskünste das Feuer zu ersticken, waren umsonst. Der Kampf ward mit solcher Erbitterung geführt, daß gar keine Gefangene gemacht wurden, sondern wer in die Gewalt des Feindes fiel, ward niedergemetzelt. Selbst die Felder und Pflanzungen wurden verwüstet und Barchevitz mußte sich seines Unterhalts wegen nach den benachbarten Eilanden wenden.

Eine noch üblere Folge hatte dieser Krieg für Moa. Der dortige Radscha hatte von dem Corporal, einem vertrauten Freunde unsers Barchevitz, Gold geliehen und ihm acht Sklaven dafür versprochen; er rechnete darauf, sie in dem Kriege, an dem er lebhaften Theil nahm, leicht erhalten zu können; allein unterdessen ward zwischen den streitenden Mächten Friede geschlossen, er konnte sein Versprechen jetzt nicht

erfüllen, hatte auch nicht Lust das Geld herauszugeben, sondern beschloß seinen Gläubiger aus dem Wege zu räumen. Er bildete ihm ein, daß die Schaluppe der Commissarien gesehen worden sey. Der Corporal fuhr ihr sogleich entgegen. Als er nun an einem Theile der Küste war, wo es unmöglich zu seyn schien, wegen der furchtbaren Brandung gegen das hohe Ufer das Land zu gewinnen, warfen die Ruderer auf Anstiften des Radscha ihren hochgebietenden Corporal nebst seinem Stuhl über Bord. Der Unglückliche konnte schwimmen, er flehte ihn wieder aufzunehmen, ward aber zurückgestoßen. Nun bot er die letzten Kräfte auf, um das Ufer zu erreichen, und wirklich fürchtete der Anführer, daß es ihm gelingen werde. Er schickte ihm also zwei Sklaven nach, die ihn so lange unter dem Wasser hielten, bis er erstickt war. Hierauf schleppten sie die Leiche auf eine kleine Sandbank und zerschlugen das Boot, als wenn es gescheitert wäre. Die Commissarien, wie es scheint durch Geld gewonnen, ernannten darauf den Soldaten, der vielleicht um den Anschlag gewußt und sich der Güter seines Kameraden bemächtigt hatte, an seine Stelle. Mit diesem neuen Statthalter und unserm Barchevitz fand der vertrauliche Umgang nicht Statt, der bis dahin obgewaltet hatte. Es kam zu allerlei Händeln und Streitigkeiten, und da er einmahl nach Lett gekommen war, fing er einen Zank an. Barchevitz nahm ihn in Verhaft und übertrug einem seiner Soldaten bis zur Ankunft der

Commissarien den Befehl. Die letinesischen Politiker, denen die Ermordung seines Vorgängers kein Geheimniß war, und die auch häufig darauf angespielt hatten, suchten seine Theilnahme an jener That für die Ursache seiner Verhaftung und fingen jetzt an freier darüber zu sprechen. Barchevitz erfuhr den ganzen Zusammenhang; der Radscha von Moa hatte allen seinen Orangkon's bei einem feierlichen Opfer einen Verschwiegenheits-Eid abgenommen, und nur ein Einziger hatte sich geweigert sein Wort zu geben. Es ward in größter Stille von dem Schulmeister ein Protokoll über den ganzen Vorfall aufgenommen. Der Radscha, noch in dem Wahn, daß seine That unentdeckt sey, begab sich selbst nach Leti, und Barchevitz benutzte die Gelegenheit, um sich seiner zu bemächtigen, und ihn in Fesseln zu legen. Beide Eilande waren über diese Kühnheit erstaunt; es war allerdings ein gewagtes und schwieriges Unternehmen, einen legitimen König wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln, aber der Korporal benahm sich mit Muth und Klugheit, und traf so trefliche Maaßregeln, daß die Angehörigen des Radscha keinen Versuch zu seiner Befreiung wagten. Das Verfahren unsers Helden ward von der Regierung zu Banda gebilligt; ihm ward sogar höhere Beförderung versprochen, indessen veranlaßte ihn die Furcht vor heimlichen Nachstellungen, besonders vor Giftmischerei, um seine Ablösung anzusuchen, ungeachtet die Letinesen mit seiner väterlichen Regierung sehr wohl zufrieden waren; sie wollten

ten ihn nicht von sich lassen, und bewiesen bei'm Abschiede ihre Anhänglichkeit auf eine sehr rührende Art. Erst im Oct. 1720 kehrte er nach Banda zurück. Die Gefangenen waren schon im vorhergehenden Jahre abgeholt; die eigentlichen Mörder wurden mit dem Tode bestraft, und der Radscha ward zu ewiger Gefangenschaft und Arbeit in Eisen verurtheilt; sein Vermögen ward eingezogen. Barchevitz suchte überhaupt seinen Abschied, denn die Liebe zum Vaterlande erwachte in ihm mit unwiderstehlicher Gewalt. Um sich die Gunst seiner Vorgesetzten zu erwerben, mußte er freilich einen Theil seines erworbenen Vermögens aufopfern; doch scheint ihm einiges übrig geblieben zu seyn, so daß er, wenn auch nicht mit Schätzen beladen, doch nicht ganz so arm als er ausgewandert war, den vaterländischen Boden wieder begrüßte.

Es kann hinreichen, die übrigen bedeutenden Eilande in einer kurzen Uebersicht nebeneinander zu stellen und die dürftigen Nachrichten *) über ihre Beschaffenheit und Einwohner zusammenzufassen, da offenbar das Meiste wohl als ihnen gemeinschaftlich betrachtet werden kann. Auf

*) Bis auf Timor ist Barchevitz der Hauptgewährsmann, denn selbst Valentyn hat nur den Namen.

Solor hatten die Holländer das Fort Friedrich Heinrich; doch hatten auch neben ihnen die Portugiesen sich erhalten. Die Eingebohrnen zeichnen sich durch ihre Geschicklichkeit in den Waffen und in der Schiffahrt aus. Einen großen Werth setzen sie auf das Elfenbein; es ist ihr größter Reichthum, und sie lassen es sich bei Besuchen nachtragen. Die Bewohner von Omba oder Mallua, einer Insel die 12 bis 13 Meilen lang ist, sind besonders wild und verrätherisch; es ist deswegen auch für Schiffe sehr gefährlich daselbst zu landen. Die Eilande Wetter (Etter) und Teralfa, das Barchevitz nach dem Namen des Hauptdorfs Roma nennt, sind sehr ungesund. Auf Damme hatten die Holländer 1646 eine Festung, deren Bau binnen 7 Wochen 127 Menschen fortraffte, sie versetzten im J. 1666 die vertriebenen Bandanesen hieher. Die Einwohner wagten einige Jahre vor Barchevitz's Aufenthalt in diesen Gegenden, alle Europäer zu überfallen und zu ermorden; nur einem Einzigen gelang es, sich in den Wäldern zu verstecken bis zur Ankunft der Schaluppe. Allerdings forderte diese That zur furchtbarsten Rache auf; es ward eine Kriegsmacht abgeschickt; alle Einwohner bis auf einen Orangkon und seine Unterthanen wurden vertilgt oder als Sklaven verkauft. Das Eiland ist sehr vulkanisch, hat heiße Quellen und Schwefel, ist reich an Bäumen, auch wilden Muskatnüssen und dem Rottingrohr. Etwas südlicher liegen Leti, dessen vorhin gedacht ist, Moa, nur eine halbe

Stunde von dem erstern, mit einem hohen Berge und vieler Waldung, Lacker, das sehr felsigt und ohne Quellen ist; die Einwohner müssen sich daher mit dem Regenwasser behelfen, das sich in den Felsklüften, wie in natürlichen Cisternen, sammelt; die zerrißne Gestalt der Felsen deutet auf eine vulkanische Entstehungsart; es giebt eine Menge von Höhlen und Klüften; die Einwohner pflanzen unten auf dem Boden Bäume, deren Krone sich oben durch die Löcher ausbreitet, so daß sie stehend die Früchte pflücken können. Viehzucht ist der vornehmste Erwerb; Reis und Mais wächst nicht hinreichend. Sermatten ist größer, fruchtbar, voll Wald und Gebirge, deren Einwohner besonders geschickt sind, Boote und Junken zu verfertigen, womit sie Handel treiben. Wir übergehen die andern minder bedeutenden Eilande, die zum Theil nur begrünte Felsen sind, und erwähnen noch des größten unter den kleinern sundischen Eilande, Timor's, d. h. überhaupt Osten, also die Ostinsel.

Das Eiland ist größer, als es gewöhnlich auf den Charten dargestellt wird; die Länge beträgt in nordwestlicher Richtung über 60 Meilen bei einer Breite von 10 bis 20 Meilen. Naht man sich von Osten her der Küste Timors, so erheben sich in drei Reihen hohe Gebirge, die sich regelmäßig abdachen und in leichten, wellenförmigen Erhöhungen allmählich abnehmen und sich am Meer verlieren. Alle Seiten der Gebirge sind mit mächtigen Pflanzen bedeckt und

die Thäler bezeichnet das Grün tiefer Waldungen, über welche sich die schlanken Palmen erheben. Nur an wenigen Stellen findet sich guter Ankergrund; außer den Rheden von Dilil an der Nordseite, und Kupang an der Südwestseite giebt es an der Nordseite einige Stellen, wo ein Schiff jedoch nicht ohne Gefahr ankern kann. An der Südwestseite liegen die beiden kleinen Inseln Semau und Rotti, die berühmter durch ihre Fruchtbarkeit und ihre schönen Frauen als durch ihre Kupferminen sind. „Schwerlich, sagt Peron, kann man eine reizendere und so malerische Lage finden, als sich uns in der Bai zwischen Timor und Rotti darbot; von allen Seiten vom Lande umgeben, befanden wir uns gleichsam in der Mitte eines schönen See's, die mannichfaltigsten Fische, mit den reichsten Farben bekleidet, glückliche Bewohner dieser ruhigen Fluten, plätscherten in seinem Schooß; wohin wir unsre Blicke warfen, schien sich das Bild der größten Fruchtbarkeit immer anmuthiger und reizender zu erneuern. Welcher Abstich mit den nahen so unfruchtbaren und eintönigen Ufern des nordwestlichen Neuhollands!" Erdbeben, die meist von Südost nach Norwest gehen, sind häufig, doch nicht sehr zerstörend; vom Mai bis November herrscht große Hitze und Dürre, dann erfolgt heftiger Regen und die Stürme machen selbst die Rhede von Kupang so unsicher, daß die Schiffe unter der Insel Semau eine Zuflucht suchen müssen.

Die Insel wird von hohen mit Bäumen be-

wachsenen Bergen durchschnitten, die durch tiefe Thäler getrennt werden; das Reisen wird dadurch sehr erschwert. Es fehlt an gutem Trinkwasser. Die Flüsse führen Gold, das von den Einwohnern in hohlen Steinen gesammelt wird, sonst graben sie weder Gold noch Kupfer. Die Küsten sind sehr volkreich, aber die Einwohner legen sich wenig auf die Fischerei, weil sie wegen der vielen Haifische und Krokodille gefährlich ist. Wilde Büffel und Schweine sind zahlreich und werden gejagt; die Zauberer sollen die erstern durch eine gewisse Wurzel zu zähmen wissen.

Die Bevölkerung besteht theils in den gebildetern Küstenbewohnern, die man allgemein Malaien nennt, und den wilden Stämmen im Innern; jene haben starke Gliedmaßen, und ihre Gesichtsfarbe ist bald heller, bald dunkler, bei Einigen kupferfarbig; die Kupferfarbigen haben rothes Haar, das der Erstern ist schwarz und sehr wollig. Die französischen Weltumsegler fanden sie gastfrei und freundlich und wurden überall mit zuvorkommender Güte in ihren Hütten aufgenommen. Die Schilderung Peron's ist indessen wohl zu reizend; es ist ein Streben bei ihm unverkennbar, eine idyllische Unschuldswelt zu mahlen, und darüber sind viele Züge ausgelassen, die wesentlich für die Kenntniß des Volks und des Landes sind; die vorherrschende, süßliche Empfindelei raubt selbst den kleinen Begebenheiten, die der Reisende erzählt, alle Wahrheit und Lebendigkeit. Der Einbildungskraft der Franzosen schweben überdies immer Erinnerungen aus

ihrem Vaterlande, aus Opern und Balletten vor; den Besuch, den sie bei einer wohlbeleibten Mestizin, der Wittwe eines holländischen Unterkaufmanns ablegten, und die sie mit einigen Erfrischungen bewirthete, nach Würden zu beschreiben, werden Venus und die Nymphen, Orpheus und die Unterwelt beschworen. Die Timoresen nähren sich hauptsächlich von Mais, Früchten und dem sehr nahrhaften Syrup aus dem Jägerbaum *), der sehr häufig ist und von welchem sich ganze Dörfer bei Belagerungen eine lange Zeit allein erhalten haben; die jungen Bienen essen sie als eine große Leckerei. Es fehlt ihnen an einer ordentlichen Kenntniß des Landbaues, ihre Ackergeräthschaften sind schlecht. Auf die Aecker, die besäet werden sollen, wird in der Regenzeit das Wasser geleitet, dann werden die den Oberhäuptern gehörigen Büffel hinaufgetrieben, um es durchzutreten, worauf die Saat hineingestreut wird. Sie verfertigen ein berauschendes Getränk aus dem Safte des Jägerbaums, das Loaro genannt wird, und pflegen mit diesem Branntweine auch das Blut geschlachteter Thiere zu vermischen. Timor ist nicht sehr volkreich, theils wegen der vielen Sklaven, die jährlich ausgeführt werden, theils wegen vieler Krankheiten. Die Blattern rafften ehmals wohl den vierten Theil der Bevölkerung fort; und die Einwohner haben eine solche Furcht vor

*) S. voriges Bändchen S. 149.

dieser Seuche, daß sie sogleich in die dichtesten Wälder und auf die Gebirge fliehen, und die angesteckten Glieder ihrer Familien hülflos sich selbst überlassen. Die Kinder sind hier bis zu ihrem fünften Jahre einer Krankheit unterworfen, die Boba genannt wird; der ganze Leib wird von Geschwüren bedeckt, und man darf den Ausschlag durch keine Mittel zurücktreiben, wenn man die Leidenden nicht tödten will; die Krankheit verliert sich mit der Zeit von selbst. Die holländische Niederlassung ist in den Verwirrungen der letzten Zeit sehr vernachlässigt worden, obgleich der hiesige Unterkaufmann auch die Aufsicht über verschiedene andere Eilande führte. Die zunächst an Kupang gränzenden Oberhäupter stehen zwar in Abhängigkeit und der hiesige Resident entscheidet ihre Streitigkeiten; doch scheint der Einfluß der Holländer bei dem Verfall ihrer indischen Macht sehr abgenommen zu haben. Seitdem die Engländer auch diese Niederlassung besetzt hatten, ward Kupang, wo Lebensmittel um einen geringen Preis im Ueberflusse zu haben sind, der Erfrischungsort für die Schiffe, die nach Neusüdwallis bestimmt sind oder in der Südsee Wallfische jagen. Auch die Nordamerikaner haben ihre Handelsentwürfe in neuern Zeiten auch auf diese Gewässer ausgedehnt, und Unternehmungen gewagt, die 600 Procent abgeworfen haben.

Die Holländer fanden auf Timor 1656 einen so tapfern Widerstand von den Portugisen und Eingebohrnen, daß die gänzliche Eroberung

nur mit einem Anfwande hätte bewirkt werden können, dem der Werth des Landes gar nicht gleich kam. Sie begnügten sich daher mit dem Fort Concordia (10° 8½' s. B. 123° 35' östl. v. G.) bei Kupong; der Handel beschränkte sich auf Batavia, und war meist in den Händen der Sinesen; die Portugisen blieben an der Nordseite, sie sind aber auch hier, wie überall in Indien, durch die Vermischung mit den Eingebohrnen und unter den Einflüssen des Himmelsstrichs völlig entartet; sie haben selbst znm Theil die Verbindung mit dem Mutterlande ganz aufgegeben und stehen unter eignen Oberhäuptern; nur Delil scheint noch die Oberherrschaft Portugals anzuerkennen, aber auch hier ist der Gouverneur der einzige weiße Portugise. Sie sind zwar dem Namen nach Christen, aber ihre Religionsbegriffe sind sehr roh und durch abergläubische Beimischungen getrübt. Portugisische Missionarien kommen jährlich zu ihnen, um die kirchlichen Handlungen zu verrichten.

Was sonst über diese Eilande und ihre Bewohner merkwürdig ist, läßt sich am zweckmäßigsten in einer Reihe allgemeiner Bemerkungen zusammenfassen. Die Küsten und die Wege der Schiffahrt sind auf den holländischen Charten so durchaus fehlerhaft dargestellt, daß sie denjenigen, der sich darauf verlassen wollte, in das unvermeidlichste Verderben stürzen würden; sie zeigen Klippen und Riffe, wo keine sind, und die gefährlichsten Stellen und Untiefen werden als völlig sicher bezeichnet. Die Engländer haben

während ihrer Herrschaft in diesen Gewässern vielen Fleiß angewandt, um richtigere Seecharten aufzunehmen. Die Holländer machten die Erfahrung, wie wenig eine solche punische und tückische Politik im Stande sey, eine bedrohte Macht, die keine andere Haltung hat, zu schützen. Sie hatten bei den Niederlassungen, die sie unterhielten, keinen andern Zweck als theils den Schleichhandel zu hindern, theils andere Völker von Ansiedlungen abzuhalten.

Das Klima ist auf fast allen diesen Eilanden besonders für Fremde nicht sehr gesund, und auch die franz. Weltumsegler wurden auf Timor von mörderischen Seuchen überfallen. Der Reichthum an Lebensmitteln aller Art, an Früchten, Thieren, Fischen macht den Menschen das Leben sehr leicht; aber daraus und aus den Wirkungen des Himmelsstrichs geht die Trägheit, die Neigung zur Unthätigkeit hervor, die diesen Stämmen eigen ist. Die Freien sind den ganzen Tag müßig oder nur mit leichten Arbeiten beschäftigt; selbst die Sklaven haben wegen ihrer großen Menge eben nicht viel zu thun. Peron bemerkt sehr richtig, daß viele Gewohnheiten dieser Insulaner z. B. ihr häufiges Baden, die Reibungen des Körpers, und selbst der Genuß des Betels und der Arekanuß mit ungelöschtem Kalk wohlberechnete Mittel sind, um den verderblichen Einfluß der feuchten und schwülen Luft auf den Körper zu schwächen.

Auf allen größern Inseln finden sich zwei Hauptstämme: der eine oder die sogenannten

Malaien wohnen zunächst an den Küsten; es scheint ein gemischtes Volk zu seyn, das aber doch von den Malaien sich auf manche Weise unterscheidet. Diese Völker haben neben dem Malaiischen auch noch eigenthümliche Sprachen, die vermuthlich mit dem Bugginesischen und Makassarischen verwandt sind; wenigstens ist es der Fall mit der Sprache von Bima, die auch auf Flores gesprochen wird, obgleich sie im Bau und in der Aussprache ihre Eigenthümlichkeiten hat; Barchevitz bemerkt ausdrücklich, daß sowohl die Letinesen als auch die Sklaven von andern Inseln eine ihm unbekannte Sprache redeten; nur fehlt es leider! an allen Sprachproben. Der Charakter der Völker ist sich ziemlich gleich; nur an einigen Stellen tritt er stärker und bestimmter hervor; sie vereinigen die Fehler eines halbwilden Zustandes mit manchen Leidenschaften, die durch den Einfluß der Europäer in ihnen aufgeregt sind. Die Neigung zur Dieberei gründet sich auf ihre unbestimmten Begriffe über die Rechte des Eigenthums.

Selbst auf den größern Eilanden giebt es eine Menge von kleinen Oberhäuptern, die häufig mit einander im Streite sind; einige sind Lehnleute der Holländer. Zum Zeichen dieser Abhängigkeit erhielten sie einen Stock mit einem silbernen Knopf, worauf das Wappen der Compagnie gestochen war; ihre innere Zwietracht erleichterte es den Holländern sehr sie im Zaume zu halten. Diese Oberhäupter bilden einen eignen Stand, der von dem großen Haufen sicht-

bar verschieden ist; die Edlen und die Gemeinen dürfen sich nicht mit einander verheirathen; die Vornehmen haben viele Rechte; an der Seite des Kopfes tragen sie einen halben Mond von Gold; die Weiber der Großen, die jedoch sehr selten gesehen werden, schmücken sich mit goldnen und silbernen Armbändern, mit Halsschnüren aus Korallen, und umwinden die Arme und Beine mit Kupferdrath. Auf Timor herrscht auch die schon bei Java, Borneo und Celebes angeführte Sitte, die Vorderzähne mit Goldblättchen zu belegen. Peron machte den Versuch sie abzureißen oder nur aus der Stelle zu rücken, allein seine größte Anstrengung war fruchtlos; er bedauert selbst, daß er es versäumte nähere Nachricht über die Substanz einzuziehen, wodurch diese Goldblättchen so fest an den Schmelz der Zähne geheftet wurden. Wenn auf Timor ein Oberhaupt stirbt, müssen alle Unterthanen sich die Köpfe scheeren.

Bei Straferkenntnissen wird die Genehmigung aller Großen erfordert; sie werden von dem Priester vollzogen. Es gilt eine Art Gewohnheitsrecht, ein Dieb z. B. muß das Gestohlne zurückgeben. Um einen Dieb zu entdecken, ist auf Leti ein Gottesurtheil gebräuchlich, das ganz dem altdeutschen wallenden Kessel gleicht; alle Einwohner eines Orts müssen die Hand in einen Topf mit siedendem Wasser stecken; die Unschuldigen ziehen sie unverletzt heraus, die des Thäters aber verbrennt. Es wird unter priesterlicher Mitwirkung veranstaltet. Auf

Timor hat jeder kleine Staat seine Kostbarkeiten, seine Reichsschätze, die in goldnen und silbernen Platten, Korallenschnüren u. s. w. bestehen; diese Schätze werden zu gewissen Zeiten, wie in Europa die Ausstattung fürstlicher Jungfrauen, z. B. bei der Thronbesteigung, bei der Entrichtung der Abgaben u. s. w. zur Schau gestellt. Die Timoresen glauben, daß wer sich an ein solches Stück zu vergreifen wagt, sogleich von einem Unglücke befallen wird; daher werden die Kostbarkeiten auch unverschlossen in großen Körben in der Wohnung des Königs aufbewahrt. Es scheinen sich sogar noch Spuren eines Kastenwesens zu finden; auf Leti war es in einer bestimmten Negerei ein ausschließendes Recht adlicher Frauen, Töpfe zu verfertigen; eben so gab es nur auf Moa Goldarbeiter und auf Leti verstand Niemand die Kunst.

Die Weiber werden von ihren Aeltern oder Verwandten erkauft; zahlreiche weibliche Nachkommenschaft wird für einen Reichthum gehalten, und wenn der Brautpreis nicht bezahlt ist, behält der Vater immer ein Recht auf seine Tochter, selbst auf ihre Kinder. Bei der Verheirathung finden keine besondern Gebräuche Statt. Der Ehebruch wird mit einer Geldbuße leicht versöhnt, denn die Eingebohrnen sind nicht sehr eifersüchtig; dagegen aber wollüstig und ausschweifend.

Die Kleidungsstücke werden von den Weibern aus Baumwolle bereitet; die Großen auf Timor haben die untersten Enden mit Blumen

gestickt, was von den Geringen nicht nachgeahmt werden darf. Sie schmücken sich mit Korallen- und Muschelschnüren, mit silbernen und goldnen Platten. In der frühesten Jugend lassen sie sich die Zähne befeilen, um sie von gleicher Größe zu erhalten. Die Haare werden vorzüglich gepflegt und langes Haar wird geliebt; die Weiber tragen es mitten auf dem Kopfe in einem Zopf, der mit einer Nadel von Gold oder aus einem andern Stoffe geziert wird. Die Aerme, die Hände und selbst die Füße sind mit Ringen bedeckt; an den Füßen sind sie von der Dicke eines Arms und klirren im Gehen wie Fesseln. Die Wohnungen bestehen in schlechten kegelförmigen Hütten ohne Fenster. Die Dörfer sind mit einem rohen Wall umgeben und jedes ist mit einem Versammlungsplatze versehen. Ihre Kanots bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, doch werden auf einigen Inseln auch bessere Fahrzeuge gebaut. Ihre Waffen sind ein großer Schild, ein Wurfspieß und ein Säbel mit Schellen, so daß man ihre Annäherung schon von weitem hört. Ihre Kriege bestehen meist in Ueberfällen, und wenn zwei oder drei gefallen sind, ergreifen die Uebrigen die Flucht. Den Gefallenen werden die Köpfe abgehauen, die im Triumph auf dem Versammlungsplatze aufgestellt werden; und wenn sie verhindert sind, den Kopf eines getödteten Feindes mitzunehmen, stellen sie dafür eine Kokusnuß auf. Auf Leti wird von den ersten Köpfen das Fleisch geschnitten, zerhackt, und mit gekochtem, zerschnittenem

Schweinefleisch vermischt; alle, die den Feldzug mitgemacht haben, essen davon, in der Hofnung, muthig und beherzt zu werden. Auch in dieser Sitte ist ein Zusammenhang mit den wilden Stämmen auf diesen Eilanden unverkennbar. Nach geschlossenem Frieden werden die Köpfe mit vielen Feierlichkeiten und unter allerlei religiösen Gebräuchen in's Meer versenkt. Hierauf betrachten sich die verschiedenen Dörfer als ausgesöhnt, und die Einwohner besuchen einander, was, so lange die Köpfe noch vorhanden sind, von Keinem geschieht. Ehe sie einen Krieg anfangen, wird irgend ein Stück Vieh geopfert, um aus dem Eingeweide den Ausgang zu errathen; erfolgt von den Wahrsagern ein ungünstiger Ausspruch, so warten sie einige Tage, dann ziehen sie unter großem Geschrei zu Felde; ein Büffelhorn ist ihre Trompete. Sie zerstören alles, was ihnen im feindlichen Gebiete vorkommt, Kinder, Weiber, Greise werden ohne Schonung niedergemacht. Die Freudensbezeugungen über einen erkämpften Sieg dauern viele Nächte. Die Vorfechter Orang Braam zeichnen sich durch ihre Kleidung aus; für jeden Kopf, den sie heimgebracht haben, tragen sie ein kleines Fähnlein auf dem Haupte. Arme und Beine sind mit schwarzem langhaarigen Bockfell und mit kleinen Muscheln umwunden; diese Vorfechter pflegen sich einander herauszufordern. Ihre Kriegstänze haben die größte Aehnlichkeit mit denen der Bugginesen.

Die Lustbarkeiten bestehen in sehr einfachen Tänzen, die oft die ganze Nacht durch fortgesetzt werden. Ein Gebrauch findet sich auf Timor, der auf den Inseln des Südmeers allgemein ist: die Vertauschung der Namen; Peron selbst traf einen solchen Tausch mit einem Radscha Amadina, der sich seitdem immer Mann Peron nennen ließ. Auf Sawu waren die Eingebohrnen tättowirt und die Figuren hatten nach Cooks Bemerkung große Aehnlichkeit mit denen, die auf den Südseeinseln üblich sind; auch auf den andern benachbarten Inseln herrscht dieser Gebrauch. In den religiösen Vorstellungen dieser Völkerschaften zeigt sich manche Verwandtschaft mit den Meinungen auf den größern Eilanden. Der Islam scheint sich nicht sehr ausgebreitet zu haben. Einige Stämme leiten ihre Abkunft von Büffeln ab und essen deswegen kein Rindfleisch, andere von Krokodillen. Auf der Insel Simau sind eigne Leute bestellt, um die Krokodille am Ufer zu füttern. Kommt hier ein neuer König zur Regierung, so wird den Krokodillen ein feierliches Opfer gebracht; ein junges, mit Blumen geschmücktes Mädchen wird dicht bei'm Wasser an einen Pfahl gebunden und den Ungeheuern Preis gegeben. Es muß eine reine Jungfrau seyn, denn sie ist zur Gemahlin des Krokodills bestimmt; daher meinen die Eingebohrnen, daß ein geschwächtes Mädchen verschmäht und zurückgebracht werde. Wenn ein Kaiman irgend einen vornehmen Mann fort-

geschleppt hat, kündigen sie den Krokodillen den Krieg an und schließen hernach unter denselben Feierlichkeiten wie mit einem Volke Frieden. Ueberhaupt herrscht auf allen sundischen Inseln in Beziehung auf diese Thiere mannigfaltiger Aberglaube; allgemein glaubt man, daß die Frauen bisweilen zugleich mit einem jungen Krokodille als einem Zwillingskinde niederkommen, daß die Wehmutter dieses Geschöpf mit aller Sorgfalt warte und in's Wasser trage. Die Familie, in der sich eine solche Geburt ereignet, bringt diesen Verwandten fortdauernd Lebensmittel, und es ist eine Hauptpflicht für den Zwillingsbruder, deren Unterlassung mit Krankheit oder gar mit dem Verluste des Lebens bestraft werden würde. Diese Krokodillbrüder heißen Südara's, und es herrschen darüber sonderbare Märchen; die Sklaven erzählten dem berühmten Banks während seines Aufenthalts zu Batavia 1770 eben solche unerhörte Dinge, die sie selbst gesehen zu haben versicherten, wie die Letinesen unserm ehrlichen Barchevitz, der nur alles glaubte. Auf Celebes stellen die Eingebohrnen ihren Verwandten unter den Krokodillen zu Ehren ordentliche Feste an; sie fahren in ihren Booten, von Musik begleitet, nach solchen Gegenden, wo diese Thiere sich häufig aufhalten; sie schiffen hin und her, singen und weinen und rufen ihre Verwandten, bis endlich ein Krokodill sich sehen läßt; alsdann schweigt die Musik, und sie werfen Lebensmittel, Betel

und

und Tabak ins Wasser *). Es zeigen sich auch Spuren vom Schlangendienste; auf der Insel Wettang war eine Schlange, der geopfert ward und die Orakel verkündigte. Ueberall werden heilige Steine gezeigt und verehrt; sie werden für verwandelte Menschen ausgegeben und es sind weitläuftige Mythen damit verknüpft. Sie haben viele Opfer, und in jedem Dorfe sind kunstlose, steinerne Altäre; doch wird den Göttern und Geistern nur das geweiht, was sie selbst nicht genießen können, z. B. Hörner, Schwänze u. dergl. Es giebt heilige Oerter, an denen Niemand etwas berühren oder einen Vogel schießen darf. Sie haben mancherlei Vorherverkündigungen und Orakel, die Priester bedienen sich entweder der Eingeweide geopferter Thiere oder einer Kokosnuß zur Erforschung der Zukunft. Barchewitz führt häufig Beispiele an, daß ihre Vorhersagungen eintrafen; es erklärt sich in den meisten Fällen sehr natürlich, aber die Letinesen sagten ihm von ihren Künsten weit mehr vor, als sie selbst für wahr hielten; da er alles und auch das Unglaublichste als Wirkung des Teufels leicht erklärte, so unterließ er jede nähere Nachforschung und Untersuchung; aber dieser Aberglaube machte es den Eingebohrnen leicht ihn zu hintergehen und die ungereimtesten Fabeln aufzubürden. Den Todten werden

*) Hawkesworth Gesch. der Seereisen, Bd. III. S. 367.

Kleidungsstücke und Eßwaaren in's Grab mitgegeben, in den Mund wird eine goldne Münze und vor demselben eine goldne Schüssel gelegt; auch wird ein lebendiger Hund mit ihnen begraben, der ihnen den Weg in's Todtenreich zeigen soll. Helden und Könige werden sitzend bestattet und zwar so, daß das Knie an das Kinn stößt; an dieser Stellung werden sie in der Schattenwelt sogleich erkannt. Die Leichenbegängnisse der Großen sind sehr feierlich; oft werden sie mehrere Jahre nach dem Absterben gehalten, weil es Zeit erfordert, Bedürfnisse, die das Fest erfordert, zusammenzubringen. Ehmals wurden auch lebendige Sklaven mit den Königen und Vornehmen begraben, aber seit der Ankunft der Holländer ist dieser Gebrauch abgeschafft. Es werden Klageweiber gedungen, die mehrere Tage am Grabe sitzen und heulen; um das Grab wird ein Gehege gemacht und mit allen Kostbarkeiten, die die Familie besitzt, behangen. Große Gastmähler beschließen die Feierlichkeit.

Außer diesem gebildetern Stamme giebt es aber auf den meisten Eilanden auch im Innern Haraforas. Peron unterscheidet sie ganz bestimmt von den Malaien auf Timor, und nennt sie die geschwornen Feinde der Malaien; sie haben fast gar keine geselligen Verbindungen, Bogen, Pfeile und Keulen sind ihre Waffen; sie leben von Früchten und dem Ertrage der Jagd, zurückgezogen zwischen Felsen und im Innern tiefer Wälder. Ihr Haar ist kurz, kraus und wollig,

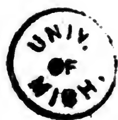
ihre Farbe schwarz; sie werden als wild, räuberisch geschildert, ja für Menschenfresser ausgegeben. Auch auf manchen andern Inseln kommen sie vor, z. B. auf Wetter; Barchevitz gebraucht von ihnen den Namen Alvuren. Die Holländer trieben mit ihnen einen stummen Handel, den in Afrika schon Herodot kennt und der dort noch gegenwärtig Statt findet; sie legen nämlich auf einen bestimmten Platz ihre Waaren, die Haraforas dagegen ihr Wachs; sie entfernen sich, kommen wieder und legen etwas hinzu, bis sie endlich übereinkommen. Mehrere kleine unbewohnte Eilande werden für die Wohnungen der Todten und Geister angesehen; die Eingebohrnen versichern, daß sie die Abgeschiedenen oft am Ufer erblicken. Sollten diese Inseln nicht vielleicht ganz von Haraforas bewohnt seyn, die sich, wenn Fremde ankommen, in das Innere verbergen?

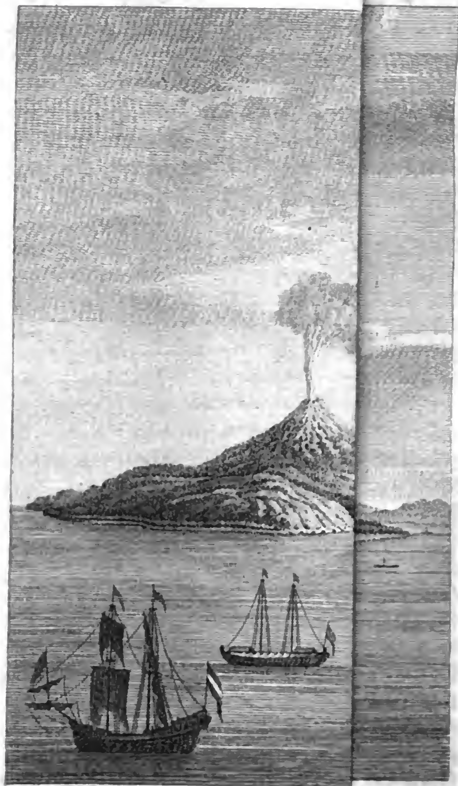
Die Produkte sind auf allen diesen Eilanden beinahe dieselben, nur kommen sie auf einigen vorzüglicher und reichlicher vor als auf andern; Reis, Sklaven, Schildkröten, hin und wieder wilder Kanel, Tabak, der besonders auf Timor sehr schön gedeihet, Goldstaub, Schwefel, Wachs, das in einigen Gegenden, z. B. auf Semtawa, häufig mit Büffeltalg verfälscht wird, Baumwolle, hin und wieder Perlen, doch von keiner vorzüglichen Güte, Indigo auf Timor. Diese Eilande liefern fast allein das Sandelholz, ein zum Färben und auch in der Arznei nützliches Erzeugniß; so lange es frisch ist, besitzt es sehr

schädliche Eigenschaften, und die Holländer, die es holen, werden von einer sonderbaren Krankheit überfallen; während des Anfalls beschäftigen sie sich mit dem Andenken an alles, was sie während ihres Lebens gethan haben, und sie sagen ihre geheimsten Wünsche, Gedanken und Unternehmungen. Das Sappanholz wird in Stücken von 3 Fuß Länge zum Verkauf gestellt. Es findet sich auch häufig Ambra, dessen Werth die Einwohner aber erst seit nicht langer Zeit kennen gelernt haben. Sie pflegten ihn sonst zu kochen und zum Ausschmieren ihrer Fahrzeuge zu gebrauchen, oder auch aus Aberglauben wieder in die See zu werfen.

Die Gruppe von Banda und die Südwestinseln.

Wir nahen uns jezt den Eilanden, die besonders durch die Erzeugung der köstlichsten Gewürze so wichtig für den Handel geworden sind; Himmelsstrich und Boden scheinen zusammenzuwirken, um jenen Pflanzen eine Kraft, eine Vollkommenheit zu geben, die sie sonst nirgends erreichen. Unter dem Namen der Gewürzinseln versteht man freilich oft alle Eilande von der Sundkette bis zu den Philippinen hinauf, aber im engern Sinne gehören darunter doch nur die Gruppen von Banda, Amboina und den eigentlichen Molucken.


UNIV.
OF
MICH.



Ansicht des Tiva

Banda besteht aus 6 bewohnten und 4 unbewohnten Inseln. Am östlichsten liegt Rosingeyn, ein kleines, bergigtes Eiland, das zum Aufbewahrungsort für grobe Verbrecher, die Holz fällen und Kalk brennen, dient; zur Aufsicht liegt eine kleine Besatzung in einer Schanze. Ehmals war die Insel bewohnt und hatte einen eignen König. Sie hat frisches Wasser, guten Thon, Bambus und von der Sonne gradirtes Salz. Das hohe Land von Banda hat die Gestalt eines Winkelmaaßes, mit dessen östlichem Schenkel Neira und Gunong-Api parallel liegen, durch einen schmalen, seichten Sund, das Sonnenloch getrennt; südwestlich erheben sich Pulo Ay und Pulo Rhun, und dazwischen zerstreut noch einige kleine unbewohnte Inseln aus dem Meere. Das hohe Land von Banda oder Lonthoir, nach einer ehemaligen Stadt dieses Namens, hat ungefähr einen Umfang von 6 Meilen, und ist hoch und gebirgigt. Auf den ersten Anblick muß man sich wundern, warum die Holländer nicht dieses Eiland zum Hauptsitz ihrer Niederlassungen gewählt haben; allein die außerordentliche Ungesundheit desselben hat sie abgeschreckt; hier liegt die Festung Hollandia und ein Kaufmann, der hier seinen Aufenthalt hat, nimmt die Muskatblüthen und Nüsse in Empfang.

Neira, das kaum drittehalb Meilen im Umfange hat, ist der Sitz der Regierung, wozu es sich auch noch wegen seiner sichern Rhede vorzüglich eignet; die Schiffe liegen ganz sicher

unter den beiden Hauptforts Nassau und Belgica, das, obgleich von einigen nahen Hügeln beherrscht, bei gehöriger Besatzung für die vornehmste Festung in Indien gehalten wird. An den steilen, schroffen Südufern von Banda ist jede Landung fast unmöglich; die reißende Strömung und das enge Fahrwasser machen den Einlauf sehr schwierig, und selbst die Schiffe der Compagnie müssen mit Tauen hineinbugsirt werden. Der Boden zeigt die Spuren des beständigen unterirdischen Feuers; er ist ganz verbrannt, dürr und besonders nach Gunong Api hin sehr schweflicht. Diese Insel ist eigentlich nur ein aus dem Meere emporsteigender Vulkan, von nicht sehr beträchtlicher Höhe, denn der höchste Berg auf Banda übertrifft ihn wenigstens um 100 Fuß, und man kann von demselben über seinen Gipfel hinwegschauen. Ehemals war das Eiland bewohnt, aber die fürchterlichen Ausbrüche des Vulkans, der fast in beständiger Bewegung ist, haben alle Dörfer und Pflanzungen zerstört und mit Asche bedeckt. Die Holländer haben hernach neue Ansiedlungen verhindert; nur einige Sklaven halten sich dort auf, um Gemüse zu bauen, das vortreflich auf dem vulkanischen Boden gedeiht. Zwei Schanzen an der Südseite waren bestimmt den Eingang des Hafens zu beherrschen, allein bei einer heftigen Eruption im Jahre 1778 bildete die herabfließende Lava ein ansehnliches Vorgebirge zwischen den Schanzen und dem Eingange, so daß sie ganz unnütz wurden; man hat diesem

Uebel indessen durch andere Vertheidigungsanstalten abzuhelfen gesucht. Der Berg brennt oft viele Jahre hintereinander, er wirft nicht blos aus dem Krater Flammen, sondern die Gluten schlagen auf allen Seiten heraus. Im Jahre 1696 hörten die Ausbrüche nach sechsjähriger beständiger Bewegung plötzlich auf; zwei Wagehälse versuchten ihn zu ersteigen und erreichten glücklich den Gipfel, man sah eine kleine rothe Fahne, die sie aufpflanzten; aber grade in diesem Augenblicke begann der Vulkan mit erneuerter Gewalt zu toben, und Rauch und Dampf umhüllte aufs neue die Kuppe; der Aberglaube erblickte in dieser Erscheinung ein göttliches Strafgericht, die beiden verwegenen Wanderer wurden die Opfer ihres Vorwitzes; man fand sie hernach verbrannt und zerrissen am Fuße des Berges. Allein dies schauderhafte Beispiel hielt andere von der Wiederholung des Wagestücks nicht ab; schon am folgenden Tage stieg ein Matrose hinauf, steckte ebenfalls eine Fahne auf und kam unbeschädigt hinunter. Bald hernach versuchte selbst der damalige Geistliche, von einem Fähndrich begleitet, das gefährliche Abentheuer zu bestehen und beobachtete genau die Gestalt des Berges. Er ist steil, mit Gebüsch bewachsen. Der Krater ist von großem Umfange und ungeheure Felsen steigen an seinen Seiten empor, an denen sich gelber Schwefel, erhärtetes Antimonium und Alaun zeigen. Hin und wieder in dem Schlunde wuchs Gras, und ungeachtet die Asche am Rande kniehoch lag, hatte

es wilden Schweinen und Kühen zur Weide gedient. Die innere Höhlung zieht sich nach Osten und die Masse des brennbaren Stoffs wird meist nach Westen geworfen; Neira ist daher durch seine Lage gegen die Ausbrüche und ihre Wirkungen gewissermaßen geschützt, man fürchtet aber, daß eben deswegen diese Insel vielleicht ganz untergraben sey; sie wird auch nicht ganz von dem Aschen- und Steinregen verschont, der oft den Pflanzungen großen Schaden zufügt. Die holländischen Soldaten hatten vom Gunong Api denselben Glauben wie die Isländer vom Hekla; sie betrachteten ihn als den Peinigungsort für die Bösen, und wenn ein Offizier starb, der sie sehr geschoren und gemißhandelt hatte, sahen sie, nach ihrer Versicherung mit Schrecken, wie er von den Teufeln hineingeschleppt ward.

Das Eiland Ay hat etwa 3 Stunden im Umfange, und liegt drei Meilen nordwestlich von Neira, aber bei schlechtem Wetter ist die Ueberfahrt wegen der starken Brandung sehr gefährlich. Ay ist vielleicht die reizendste unter allen Bandaischen Inseln; Hügel und Waldungen wechseln hin und wieder ab und die vielen Muskatnußbäume, die sie bedecken, gewähren den kühlsten lieblichsten Schatten. Bei der Festung (Revenge) ist ein großer Flecken. Wegen der vielen Annehmlichkeiten, die diesem Eilande eigen sind, wollen diejenigen, die sich einmal dort befinden, es nur ungern verlassen. Pulo Rhun ist wenig bevölkert, die meisten Einwoh-

ner besuchen es nur um der Fischerei willen auf eine gewisse Zeit.

Die Erdbeben auf Banda sind fürchterlich und wüthen oft mehrere Wochen hintereinander; am häufigsten sind sie vom October bis zum May und April, die Häuser sind deswegen zwar von Steinen aufgeführt, aber nur ein Stockwerk hoch und mit Kokosblättern gedeckt. Wahrscheinlich durch vulkanische Veranlassungen entsteht bisweilen ganz unerwartet ein Anschwellen des Meers, das große Verheerungen verursacht. Den Eilanden Neira, Ay und Gunong Api fehlt es an Wasser, und das Vieh ist gezwungen Seewasser zu trinken. Der Ostmonsun beginnt im May, der Westmonsun im Dezember; jener ist weniger regnicht als auf Amboina, dieser tritt aber mit schweren Stürmen ein, die den Pflanzungen häufig Verderben bringen. Alle diese Eilande sind ihrer Ungesundheit wegen verrufen, auch fallen die Ankömmlinge in schwere Krankheiten, aber die Eingebohrnen erreichen oft ein sehr hohes Alter.

Eine eigenthümliche Naturerscheinung in den Gewässern um Banda, die alle Jahre regelmäßig zweimal wiederkehrt, aber der Aufmerksamkeit der Naturforscher fast ganz entgangen zu seyn scheint, ist das sogenannte weiße Wasser; das kleine weiße Wasser tritt im Junius, das große im August und September ein. Bei Tage ist die See unverändert, aber des Nachts wird sie so weiß wie Milch; das Land stellt sich dagegen sehr schwarz dar und ist leicht zu entdek-

ken. Diese Milchsee zeigt sich südlich und östlich bis Timorlat und Aru, westlich bis Timor und nördlich bis Ceram und Amboina, von dessen Gebirgen man sie deutlich entdecken kann. Das weiße Wasser vermischt sich mit keinem andern, sondern verliert sich nach und nach Streifenweise; so lange es dauert, werden keine Fische gefangen, theils weil sie die Helle scheuen, theils das Fischergeräth leichter erblicken; man behauptet auch, daß die Schiffe in diesem Wasser eher als in anderm verfaulen. Die Eingebohrnen schließen aus der Beschaffenheit desselben, je nachdem es mehr oder weniger ist, auf den größern oder geringern Ertrag der Nußbäume. Die einzige genaue Nachricht von diesem Phänomen findet sich bei Valentyn; kein andrer Reisender hat es bemerkt. Stavorinus gedenkt einer ähnlichen Erscheinung auf seiner Reise von Codschin nach Surate im indischen Meere; die weiße Farbe der See nahm von der Abenddämmerung an zu, und glich zuletzt einem weißen Tischtuche oder einem schneebedeckten Felde. Als der Mond aufging, nahm das Wasser nach und nach seine dunkle Gestalt wieder an, und am folgenden Tage war die Erscheinung ganz verschwunden. Sie glich gar nicht dem Leuchten des Meeres und nur in den Furchen des Schiffs zeigten sich einige Leuchtungen. In dem heraufgezogenen Wasser ließ sich unter dem schärfsten Vergrößerungsglase nichts entdecken, bei'm bloßen Anblicke war es so hell wie Krystall, nur schien es den salzigen und bituminösen Geschmack

ein wenig verloren zu haben. Ungeachtet dieser Beobachtung muß man die Ursache dieser auffallenden Veränderung in der Farbe des Meerwassers doch wohl See-Thieren zuschreiben, die zu gewissen Zeiten in einer solchen Menge vorkommen, um diese Wirkung hervorzubringen; wenigstens spricht der Umstand für diese Vermuthung, daß wenn das weiße Wasser abnimmt, viele Seethiere an den Strand geworfen werden; auch will ein von Savorinus angeführter englischer Reisender Newland, von dem wir sonst keine Nachricht finden können, in dem heraufgeholten Wasser kleine Thierchen bemerkt haben *).

Banda ist arm an Lebensmitteln; es giebt nur wenig Schafe, einige wilde Kühe, etwas Geflügel. Fische (besonders eine Makrelenart) gehören zu den vorzüglichsten Nahrungsmitteln, und machen getrocknet nebst Sago die Hauptspeise der Sklaven aus; Gemüse ist wenig vorhanden und die gekochten Hülsen der Muskatnuß geben eine beliebte Schüssel. Man kann

*) Wir haben diese Nachrichten hauptsächlich deswegen zusammengestellt, weil der belesene Johann Beckmann in der Litteratur der ältern Reisebeschreibungen II, 632 anführt, daß Thomas Herbert diese Erscheinung im indischen Meere beobachtet hat, und dabei bemerkt, daß der Schneefarbe von denen, die vom Meerwasser gehandelt haben, nicht erwähnt werde.

sich der traurigsten Empfindungen nicht verwehren, wenn man sieht, wie der reiche Anbau, dessen diese Insel fähig ist, blos durch die verkehrten und kleinlichen Grundsätze, von denen die holländische Compagnie bei ihrer Verwaltung ausging, zerstört ward; sie selbst hatte von diesem drückenden und einengenden Systeme keinen Vortheil, der einigermaßen über diese großen Versündigungen gegen die Rechte der Menschheit trösten könnte. Die Holländer selbst schreiben die Armuth an Erzeugnissen der Vertreibung und Vertilgung der Eingebohrnen zu, die unter dem Vorwande treuloser und meuterischer Gesinnungen gänzlich ausgerottet wurden; ihr Hauptgeschäfte war der Reisbau, der seitdem völlig aufhörte. Banda ist durchaus von fremder Zufuhr abhängig. Jährlich kommen die Bewohner der kleinen sundischen Inseln mit ihren mannichfaltigen Gütern, die meist in Lebensmitteln, aber auch in Papageien, kleinen Kästchen u. d. g. bestehen, hieher, und verkaufen sie zu äußerst geringen Preisen; ein guter Hauswirth versieht sich alsdann auf ein ganzes Jahr mit seinen Bedürfnissen, wer diese Gelegenheit versäumt, muß hernach alles sehr theuer bezahlen.

Die Muskatnüsse sind Banda's Haupterzeugniß, sie werden aber nur auf den Inseln Neira, Lonthoir, Ay und Rhun gepflanzt. Da die Eingebohrnen schon seit lange ausgerottet oder vertrieben waren, ward das ganze Land in kleine Loose oder Perken getheilt, und zuerst 1627 oder 1628 freien Bürgern, theils Europäern,



Der Tarsier

(Tarsius Daubentonii, Geoff.)

theils Blendlingen überlassen; sie mußten aber alle Nüsse und Blüthen der Compagnie gegen einen geringen Preis abliefern, die einen ungeheuren Gewinn darauf hatte, denn das Pfund Nüsse, das sie mit einem Stüber bezahlte, verkaufte sie zu 2 Fl. 18 Stüber, und das Pfund Blüthe, das 7½ Stüber kostete, zu 3 Fl. 7½ Stüber. Gewisse Beamte führten die Aufsicht über die Perken und mußten dafür sorgen, daß der Anbau nicht vernachlässiget wurde. In frühern Zeiten hatten diese Besitzungen einen sehr großen Werth und die Inhaber lebten im Wohlstande und Ueberflusse; selbst arme Ankömmlinge konnten leichte eine solche Pflanzung erwerben und durch Betriebsamkeit schwangen sie sich schnell zum Reichthum empor, sie schwelgten in mancherlei Genüssen und ihren Tafeln fehlte es selbst nicht an Weinen und europäischen Bieren, worauf die Holländer einen vorzüglichen Werth legten. Die eigentliche Arbeit ward von Sklaven verrichtet; viele Eigenthümer hatten vor 100 Jahren Schaaren, die aus mehr als 100 Köpfen bestanden; ihre Flucht, die nicht ganz verhindert werden konnte, gehörte zu den Hauptübeln, denen die Perkeniers ausgesetzt waren. Allein da die Preise der Nüsse immer dieselben blieben, während der Werth aller Bedürfnisse stieg, auch in der Verwaltung viele drückende und willkührliche Maaßregeln überhand nahmen und die jährlichen Aerndten bei dem geringen Absatze sehr beschränkt wurden, änderte sich ihre Lage bald so, daß sie nicht im Stande

waren, dabei ihr Auskommen zu finden, selbst die Zahl der Sklaven nahm ab und man zählte in neuern Zeiten nur etwa 700, die lange nicht zu dem Anbaue hinreichten; General Daendels selbst nennt den Zustand dieser Pflanzer höchst beklagenswerth und gesteht, daß sie übler daran wären als die Sklaven in Batavia. Bei der Eroberung durch die Britten im J. 1796 war der Ertrag an Nüssen ungefähr 163,000 Pfunde und an Blüthe 46,000 Pfunde, obgleich er ehemals viel beträchtlicher gewesen war. Der Ueberrest, den man nicht absetzen konnte und der Ausschuß ward jährlich verbrannt; große Haufen wie Heuschöber wurden angezündet und die Glut dauerte 8 Tage und Nächte ununterbrochen; das Oel floß in's Meer und damit Niemand sich einige Nüsse zueignen möchte, waren überall Posten und Wachen aufgestellt.

Banda ward vom Antonius Abreus im Anfange des Jahres 1512 zuerst entdeckt; er nahm es für Portugal in Besitz, ohne jedoch eine Besatzung zurückzulassen. Erst nach 12 Jahren scheinen die Portugiesen hier eine Factorei angelegt zu haben; doch hielten sie sich nicht beständig hier auf, auch wurden sie einmahl von den Eingebohrnen überfallen und ausgerottet. Die Holländer und Engländer fanden sich zu gleicher Zeit auf diesen Inseln ein (1599), und erhielten von den Bandanesen die Erlaubniß zum Handel; die erstern bauten nach 10 Jahren ein Kastell auf Neira oder stellten vielmehr die alte, von den Portugiesen angelegte Festung wieder



Das Colugo
(*Galeopithecus rufus, Geoffr:*)


UNIV. OF MICH.

her. Vergebens widersetzten sich Anfangs die Eingebohrnen; nachher überfielen sie den Seevoigt Verhoeven, und ermordeten ihn nebst seinen Begleitern. Die Holländer übten nun eine furchtbare Rache, zerstörten die Boote und Wohnungen der Eingebohrnen, stießen alle, die in ihre Hände fielen, nieder oder machten sie zu Sklaven. Endlich im Frieden mußten die Bandanesen versprechen, ihre Gewürze nur an die Holländer zu verkaufen und allen fremden Schiffen den Zugang zu verwehren. Oft versuchten die Eingebohrnen das drückende Joch abzuschütteln, und mit frischer Heftigkeit entbrannte der Krieg; lange bot die Erbitterung der überlegnen holländischen Macht Troz, bis endlich Pieter de Koen die Eroberung 1621 vollendete; die unversöhnlichsten Feinde der Holländer zogen sich anfangs in die Gebirge und verließen nach und nach die unterjochte Heimath; überall verbreiteten sie den grimmigsten Haß gegen ihre Ueberwinder; Andre wurden als Sklaven fortgeschleppt und die Uebrigen suchten durch Ergebung ihr Schicksal zu mildern. Die Banda-Inseln bildeten seitdem ein eignes, von Batavia abhängiges Gouvernement; die Landvögte sollten zwar durch den Rath beschränkt seyn, allein sie handelten immer mit großer Willkühr; die ganze Einrichtung der Verfassung gestattete ihnen einen Einfluß auf die Wohlfarth aller andern Beamten, der sie ganz von ihnen abhängig machte und sie abhalten mußte, sich ihrem Unwillen auf irgend eine Art auszusetzen. Auch sie

waren mit dem äußern Prunk, einer Leibwache u. s. w. umgeben, wodurch die Holländer die Augen der Eingebohrnen zu verblenden suchten; ihre anfangs sehr bedeutenden festen Einkünfte wurden schon 1706 beschränkt. Fast alle Bandaische Landvögte waren Männer von niedriger Herkunft und Denkungsart, die mit einer großen Unwissenheit Rohheit und Eigennutz vereinigten. Banda ward zugleich als ein Strafort angesehen, und daher fand sich aller Auswurf des holländischen Ostindiens, die schändlichsten Verbrecher und Bösewichter hier zusammen. Niemand ging daher gern dahin. Die Engländer nahmen diese Eilande im J. 1796 und gaben sie im Frieden von Amiens zurück. Zum zweiten Male bemächtigten sie sich ihrer nach einiger Gegenwehr am 30sten August 1810; der holländische Landvoigt hatte aber alle vorhandenen Gewürze und selbst den noch nicht zum Verschicken zugerichteten Ertrag der letzten Aerndte nach Batavia gesandt und seiner Regierung hiedurch wesentliche Dienste geleistet; seine Treue ward erkannt und man beförderte ihn zum Generaleinnehmer in Batavia. Die Bevölkerung machte damals 5763 Menschen aus, lauter neue Ankömmlinge, denn schon zu Valentyns Zeit waren nur noch einige Weiber von Bandanesischer Abkunft vorhanden, die sich schon ganz unter den Holländern verloren; auch die Sklaven sprachen bereits sämmtlich holländisch.

Von den alten Einwohnern lassen sich aus den Nachrichten älterer Reisenden nur noch einzelne

zelne Angaben und Züge sammeln, die darauf hindeuten, daß sie an Bildung, Sitten und Lebensart mit den Bewohnern auf den andern Eilanden in diesem Archipelagus verwandt gewesen sind. Von jeher zeichnete sich Banda durch seine Muskatnüsse aus und daher war bereits lange vor der Ankunft der Europäer hier ein sehr besuchter Markt, fremde Kaufleute fanden sich ein und siedelten sich an. Der Islam war bei der Ankunft der Holländer allgemein herrschend.

Die Meinung, daß die Bandanesen aus verschiedenen Völkern, zum Theil aus entlaufenen Sklaven bestanden, ist ohne allen Grund, selbst ohne alle Wahrscheinlichkeit. Sie waren ziemlich zahlreich und durch den Handel wohlhabend. In Hinsicht des Unterhalts scheinen wenigstens die Hauptinseln, die viel mehr bevölkert waren als gegenwärtig, immer von der Zufuhr abhängig gewesen zu seyn; die Holländer setzten sie durch Zurückhaltung der Junken, die ihnen Lebensmittel zuführten, in große Verlegenheit. Die Eingebohrnen hegten eine hohe Meinung von sich und behaupteten sämmtlich von freiem Adel zu seyn. Die Könige sollen um das Jahr 1500 vertrieben seyn; die Regierung ward seitdem von den Priestern und Aeltesten verwaltet, doch so, daß ihr Ausspruch der Bestätigung der Badjongs oder der Gemeinden bedurfte. Nachkommen der Könige waren noch um das Jahr 1610 vorhanden, und hatten, obgleich keinen Einfluß, doch noch einige scheinbare Vorrechte.

Sie theilten sich in zwei politische Parteien, die den Namen Ulilima's, die Fünfgespänner, und Ulisima's, die Neungespänner, führten; sie hatten sich auch über andere benachbarte Eilande verbreitet und bekriegten sich häufig, waren aber auch oft im Frieden. Die Stadt Ortaltan war immer unparteiisch und daher der Ort, wo beide Parteien zum Abschlusse eines Bündnisses sich einfanden; sie versammelten sich unter einem großen Baume, wo jede ihre besondere Sitze hatte, und wo auch Gericht gehalten ward; wahrscheinlich ist diese Parteiung eine Folge früherer Eroberungen, wie wir hernach bei Amboina näher erörtern werden. Die verschiedenen Geschäfte und Erwerbsarten waren auf die Bewohner besonderer Eilande und Distriete eingeschränkt; einige z. B. hatten die große Fischerei, andere verfertigten die Angeln aus Kupfer, die von Lonthoir trieben die ausgebreiteste Schiffahrt nach Makassar, Java, Malakka u. s. w., Andere bauten ausschließend Nüsse, brannten Nußöl, verfertigten Kokosöl, Matten, Säcke, Töpfe u. s. w. Eine ähnliche Einrichtung haben wir auch auf den kleinen Sundinseln bemerkt und, wenn uns nicht alles trügt, so deutet sie auf die uralte Verfassung, wo gewisse Geschäfte erst Familien eigenthümlich sind, bis sie bei weiterer Ausbreitung derselben auf bestimmte geschlossene Kasten übergehen. Ungeachtet auch auf Banda eine eigne Sprache herrschte, die vermuthlich mit dem diesen Eilanden eigenthümlichen Dialecte zusammenhing, von der sich aber

schwerlich irgend etwas erhalten hat, war doch wegen des ausgebreiteten Verkehrs das Malaische hier sehr allgemein und gewöhnlich.

Trotz der Neigung zur Unthätigkeit, die der Himmelsstrich erzeugt, waren die Bandanesen kühn und hartnäckig; lange leisteten sie ihren grausamen Bezwingern Widerstand. Ihre Kriege wurden auf dieselbe Art geführt wie auf den andern Eilanden; eben so behandelten sie ihre Gefangenen und die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde dienten ihnen zu Triumphzeichen. Ihre Waffen bestanden in Flinten, kurzen graden Säbeln, Spießen und Wurfspießen wie Angelhaken gemacht, womit sie nach ihrem Gegner warfen; trafen sie, so zogen sie ihn an dem Stricke woran der Haken befestigt war, zu sich; eine Waffe, die Aehnlichkeit mit den Aggonen hat, die die Franken gebrauchten. Zum Schutze dienten ein Küraß aus Büffelshaut und ein großer Schild, hinter welchem ein Mann sich leicht verbergen konnte. Auf dem Haupte trugen sie eine Sturmhaube mit einem Paradiesvogel geschmückt, dem sie eine große schützende Kraft beilegten. Von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, erlangten sie eine ungemeine Gewandheit und Geschicklichkeit; sie waren im Stande über einen Menschen hinwegzuspringen und ihm den Kopf abzuschlagen. Selbst die Holländer mußten sehr auf ihrer Hut seyn, um nicht von ihnen überfallen zu werden. Luftgefechte und kriegerische Tänze gehörten zu ihren vornehmsten Ergötzungen. Sie hatten auch verschiedene andere Spiele,

die sämtlich auf den andern Eilanden gleichfalls üblich sind. Beim Ballspiele stellten die Spieler sich in einen Kreis; Einer trat in die Mitte und schlug den Andern einen Ballon aus gespaltenem spanischen Rohr (Rottang) zu, die ihn mit den Füßen in die Höhe trieben, so daß man ihn oft kaum mehr sah. Wer fehlschlug, ward von den Uebrigen sehr ausgelacht und verachtet. Auch die Hahnenkämpfe, wofür die Malayen eine wahre Leidenschaft haben, waren auf Banda sehr beliebt. Kampfhähne wurden sorgfältig abgerichtet, und die Regeln des Gefechts waren dieselben, die bei Sumatra beschrieben sind *); es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Spiel durch die Malayen nach den indischen Eilanden gebracht ist. Die Bandanesen waren sehr gastfrei und richteten sich häufig durch ihre Gastgelage, die bei jeder Gelegenheit veranstaltet wurden, zu Grunde. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand, wie überall, aus Sago und Reis. Alle Geschäfte, selbst die Bearbeitung der Nüsse, lagen den Weibern ob. Ein Mann durfte seine Frau dreimahl verstoßen, aber bei'm vierten Mahle wurden beide Theile getödtet, doch konnte die Strafe abgekauft werden; der Preis stand in der Willkühr der Priester. Der Diebstahl galt nur für ein leichtes Verbrechen.

---

*) S. den vorigen Jahrgang S. 103.

Oestlich von Banda unterhalb der Insel Ceram erstreckt sich eine Reihe von Eilanden, die man die südöstlichen nennt und die politisch zu Banda gehörten. Sie sind von Riffen umgeben, meist sehr klein, zum Theil ohne Namen und unbewohnt. Die bedeutendsten sind Keywatela, Klein und Groß Key, welches letztere drei Tagereisen im Umfange hat, die Gruppe der sehr volkreichen, mit Dörfern bedeckten Aruinseln, 15 bis 16 Meilen östlich von Groß Key und endlich Timorkaut. Von der Beschaffenheit dieser Inseln und ihren Bewohnern ist sehr wenig bekannt. Die Holländer haben in frühern Zeiten auch hier das Christenthum auszubreiten gesucht, besonders auf den Arueilanden, wo auch wirklich im Jahre 1698 eine kleine christliche Gemeinde war, aber ohne bleibenden Erfolg. Die Einwohner scheinen mit den Bewohnern der kleinen sundischen oder südwestlichen Inseln von einem Stamme zu seyn; an Gebräuchen, Aberglauben, Waffen sind sie sich ganz gleich; ihre Nahrung besteht in Sago, Pisang und Ubiwurzeln. Die Erzeugnisse nähern sich jedoch schon mehr denen des nahen Neuguinea, hier zeigen sich schon Paradiesvögel und auch ein dem Kanel ähnliches, auf diesen Inseln sehr beliebtes Gewürz die Maßoyrinde, die selten nach Europa kommt, sie ist auf Aru häufig. In der Nähe der Aruinseln unweit dem Dorfe Workey liegt eine Perlenbank, wo hauptsächlich nur Staubperlen aber bisweilen auch größere

und schönere vorkommen. Es fehlt diesen letztern Eilanden an frischem Wasser.

Alle diese Insulaner waren beständig mit einander in Kriege verwickelt; sie suchten hauptsächlich Gefangene zu machen, die sie nach Banda verkauften, wo sie am Ende des Ostmonsuns (im September) sich einzufinden pflegten; sie tauschten sehr gern bunte Kleider, Korallen, eiserne Geräthschaften und andere Kleinigkeiten ein. Ueber die Religion dieser Völkerschaften finden sich nur einzelne zerstreute Angaben; die Bewohner von Groß Key z. B. bringen vor jeder bedeutenden Verrichtung feierliche Opfer. Sie erzählten den Holländern, daß am Westende ihres Eilands sich eine Frau mit vier Augen aufhalte, die ihnen durch eine Unterredung mit einem Geiste, den sie nicht sehen, dessen Geräusch sie aber hören, die Geheimnisse der Zukunft enthülle.

In der ganzen Fülle ihrer Macht hatten die Holländer in der That die Absicht, alle Inseln des indischen Archipelagus ihrer Herrschaft zu unterwerfen, und auf den entlegensten und unbedeutensten hatten sie ihre Posten, kleine Festungen und größere oder geringere Besatzungen, bis sie endlich sich überzeugten, daß der Aufwand zu groß sey. Die Einwohner der Aruinseln haben sich ihnen auch von jeher, Trotz den Unterwürfigkeitsverträgen, die sie bisweilen schließen mußten, widersetzt; daher erscheinen sie in ihren Nachrichten als sehr treulos und verrätherisch; auf diesen Eilanden suchten die fliehenden

Bandanesen vorzüglich Sicherheit und Freiheit, und sie hetzten die Einwohner aus allen Kräften gegen die habsüchtigen Krämer auf, die ohne Rücksicht auf alte und heilige Rechte, ohne Schonung fremder Volksthümlichkeit nur schnöden Gewinn suchten.

Der äußerste Punct nach Westen ist Timorlaut, mit den dicht dabei liegenden kleinen Inseln, die mehrere Dörfer enthalten. Es finden sich wenige Nachrichten darüber. Drei Engländer Carter, Shaw und Husket waren im Junius 1793 an einer neugefundenen Insel Tatus südlich von Neuguinea mit mehrern Gefährten an's Land gegangen; sicher gemacht durch die anscheinende Freundlichkeit der Eingebohrnen trennten sie sich und waren nicht ganz auf ihrer Hut, sie wurden daher von den Wilden überfallen und nur die drei genannten Männer, von denen zwei verwundet waren, entkamen; sie erreichten ihr Boot, aber alle Lebensmittel waren fortgenommen; nur zwei von ihnen hatten Kräfte genug, um zu rudern, aber das Schiff hatte sich unterdessen von der Küste entfernt. Ganz verlassen und hülflos trieben sie auf dem Meere; sie beschlossen westwärts zu steuern, um, wo möglich nach Timor zu kommen; endlich, nachdem sie unsägliches Unheil ausgestanden, in mehrern Tagen keine andere Nahrung als zwei kleine Vögel, die sie mit der Hand erhaschten, genossen und ihren Urin getrunken hatten, erreichten sie Timorlaut. Die Einwohner nahmen sie mit Freundlichkeit auf; sie zeig-

ten sich ihnen überhaupt als gutmüthige, harmlose Menschen, mit der bei ungebildeten Völkern so gewöhnlichen Neigung zur Dieberei. Durch ihre Unterstützung kamen die Unglücklichen nach Larrat, einem Eilande, das durch einen schmalen Sund im Nordosten von Timorlaut getrennt ist, wo sie Holländer fanden, durch deren Hülfe sie zu ihren Landsleuten gelangten *).

*) Dalrymple oriental Repertory II, S. 531.

Amboina = Gruppe.

Zu dieser Gruppe gehören 11 Eilande, unter denen Amboina als der Sitz der Regierung das vornehmste ist; wir werden daher mit der Beschreibung desselben unsere Darstellung beginnen. Amboina (oder Ambom, im Malaiischen Thau) liegt nach Stavorinus 3° 45′ s. Br. und 128° 15′ östl. v. Greenwich. An der Südwestseite tritt eine tiefe Bai hinein, und theilt die Insel eigentlich in zwei Halbinseln, die nördliche Hita d. i. Sieben und die südliche Ley = Timor, den Ost = Theil, die nur durch eine schmale Landenge Baguevala zusammenhängen; so große Vortheile die Durchstechung derselben auch zu versprechen scheint, ist man doch durch allerlei Besorgnisse davon abgehalten worden. Die Eingebohrnen versicherten, bei'm Graben Blut gefunden zu haben und sahen hierin ein Zeichen mißbilligender Götter; wirksamer scheint aber die Furcht gewesen zu seyn, daß durch den Kanal eine zu starke Strömung in die Bai stürzen würde; allein da das Meer überall von gleicher Höhe ist, ist diese Besorgniß ganz ungegründet. Ein Entwurf, den Isthmus zu durchstechen, ward schon 1683 gemacht, und ein Graben für kleine Fahrzeuge, die hernach auf Rollen über Land

gezogen werden, ist wirklich vollendet. Jener Meerbusen bildet die Bai von Amboina; sie hat eigentlich nur einen sichern und geräumigen Ankerplatz, alle andere Häfen und Rheden sind mehr oder weniger unsicher. Man kann sich keinen lachendern Anblick denken, als den diese Insel gewährt; sie bietet eine Mannichfaltigkeit waldigter Berge und grüner Thäler dar, die durch den Anbau verschönert und von Hütten und Dörfern belebt werden. Die Ufer sind sehr zerrissen; an mehrern Stellen steigen furchtbare Felsen empor, an andern deuten tiefe Höhlen und Klippen von wunderbarer Gestalt auf die Gewalt furchtbarer Vulkane und unterirdischer Feuer. Die Flüsse, die von den Bergen herabrauschen, schwellen in der Regenzeit zu beträchtlichen Strömen an, reißen Brücken fort und richten große Verheerungen an. Das Wasser auf dieser Insel wird für das beste in ganz Indien gehalten. Unter den mineralischen Erzeugnissen werden nur Schwefel und Ziegelerde benutzt. Amboina ist wie die übrigen Inseln sehr fruchtbar, aber bei dem abscheulichen Drucke brachte es doch sein Bedürfniß nicht selbst hervor, sondern war ganz abhängig von Java; die Eingebohrnen behelfen sich freilich mit Sago und Fischen. Die Holländer bestimmten es ausschließend zum Anbau der Gewürznelken, die ursprünglich hier nicht einheimisch waren, sondern erst zur Zeit als die Portugiesen nach diesen Gegenden kamen, von Terente nach Ceram und darauf nach Amboina und den übrigen Eilanden

verpflanzt wurden. Die Holländer suchten, um den Monopolpreis dieser köstlichen Gewürze beliebig zu bestimmen, ihren Anbau auf gewisse Puncte zu beschränken; ungeachtet der Handel ihr vornehmstes Gewerbe war, begriffen sie doch niemals den einfachen Grundsatz, daß ein kleiner Gewinn und ein ausgebreiteter Absatz eben so viel werth sey, als ein großer Vortheil und ein geringer Verkauf. Daher schlossen sie Verträge mit den Beherrschern der verschiedenen Inseln, die sie nicht ganz besetzen konnten, die Bäume auszurotten; es wurden sogar eigne Beamte angestellt, die umher reisen und nachsehen mußten, ob sich auch irgendwo eine Pflanze blicken lasse, allein es war unmöglich ein so unnatürliches System vollständig durchzuführen, an vielen Stellen wachsen Muskatnüsse und Gewürznelken, und bei der Schwierigkeit in diesen ausgebreiteten Gewässern dem Schleichhandel Einhalt zu thun, sah man eine große Menge dieser Gewürze auf dem Markte, die nicht aus den Vorrathshäusern der Compagnie kamen. Amboina und die wenigen andern Eilande, wo der Bau der Gewürznelken betrieben wird, sind in gewisse Nägelgärten (Dußons) getheilt; auf Amboina sind 4000 und jeder enthält 125 Bäume, ihre Gesamtzahl beträgt etwa 500,000, worunter aber der Nachwuchs mitbegriffen ist. Hiezu kommen noch die sogenannten Tatanamangs, d. h. die Gewürznelkenbäume, die bei der Geburt eines Kindes, um durch eine in jedem Jahre eingeschnittene Kerbe sein Alter zu bestim-

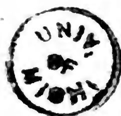
men, in der Nähe der Häuser gepflanzt werden; diese Bäume werden gewissermaßen für heilig gehalten; selbst der holländische Geiz hat es nicht gewagt, sie anzutasten, und ohne Zweifel würde jeder Versuch die alte Sitte umzustürzen, eine Empörung zur Folge gehabt haben. Ein Baum giebt etwa 2 Pfund Nägelein, der jährliche Ertrag betrug über 650,000 Pfund; aber ungeachtet die Aerndten häufig fehlschlugen und dieses Gewürz auch auf den indischen Märkten sehr gesucht ist, konnte die Compagnie doch die gewonnene Menge nicht absetzen und fand den traurigen Ausweg den Ueberschuß zu verbrennen; dieser Umstand ist ein Beweis, daß nothwendig auch noch andere Gegenden als die Gärten Amboina's das Bedürfniß ergänzen. Außerdem bringt die Insel Indigo von vortrefflicher Beschaffenheit, obgleich nicht in großer Menge, Sago, viele Holzarten, die zu zierlichen Tischlerarbeiten dienen und überhaupt alle andere tropischen Gewächse hervor. Die Muskatnüsse sollten ganz ausgerottet und auf Banda beschränkt werden, allein da die dortigen Pflanzungen durch einen Orkan ungemein beschädigt wurden, fand man es doch gerathener, sie auf Amboina herzustellen, um sie nicht der Gefahr ihres gänzlichen Unterganges auszusetzen.

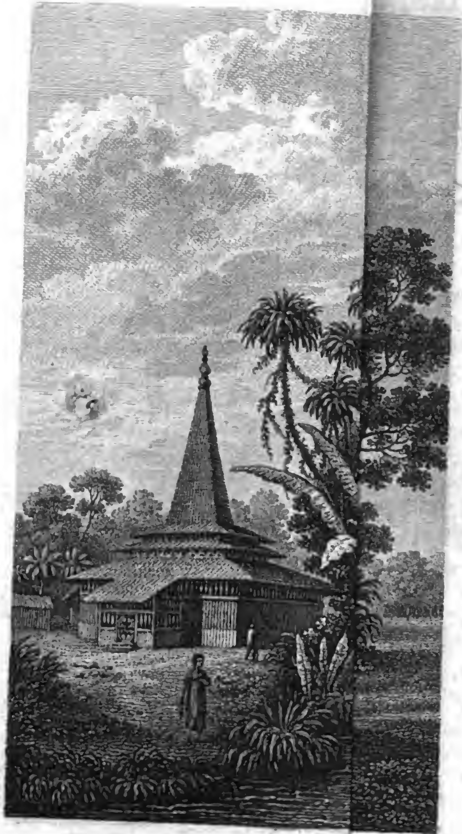
Die Stadt Amboina liegt an der Nordwestseite von Ley Timor, am Fuße des Berges Soja, zwischen den Flüssen Elefantenstrom und Way-Tomo; sie macht ein unregelmäßiges Viereck aus, ohne Thore und Mauern, und die

Straßen sind ungepflastert. Die beiden Kirchen (eine holländische und malaiische) sind durch das Erdbeben von 1756 ganz zerstört, die erste mußte man ganz abbrechen. Das Stadthaus ist verfallen, aber das Hospital außerhalb der Stadt neu gebauet und gehört zu den besten Gebäuden im holländischen Indien. Auch der Landvoigt hat nur eine schlechte und unansehnliche Wohnung. Valentyn giebt die Zahl der übrigen Häuser auf tausend an; sie sind wegen der fürchterlichen Erdbeben nur von einem Geschoß und mit Atap gedeckt, aber bequem, wenn gleich ohne Verzierungen und statt gläserner Fenster nur mit Rahmen aus geflochtenem Rottang versehen. Bei jedem Hause ist ein Garten oder wenigstens ein großer Hof, mit einem Brunnen, der frisches Wasser giebt, das sich überall, sogar dicht am Ufer und gleich unter der Oberfläche findet. Die Stadt ist reinlich und gewährt einen freundlichen Anblick. Gewöhnlich hielten sich die Statthalter außerhalb derselben in einem artigen, von einem schönen Park umgebenen Landhause auf. Die Hauptfestung Neuvictoria (3° 40′ s. Br. 128° 15′ ö. v. Gr.) ist von den Portugiesen angelegt, aber nach der Zerstörung durch das Erdbeben von 1756 ganz neu aufgebauet; ungeachtet sie über 2 Millionen gekostet hat, war doch die Lage schlecht gewählt, die ganze Ausführung sehr fehlerhaft und der Umfang viel zu groß für die Besatzung. Sie war noch nicht vollendet, aber schon so verfallen, daß wie Labillardiere bemerkt, jeder Kanonen-

schuß, der von den Wällen fiel, durch die Erschütterung irgend einen Schaden verursachte. Bereits Stavorinus rügt mit vieler Einsicht diese Mängel und die schnelle Eroberung durch die Engländer im J. 1796 und abermals 1810 hat seine Behauptungen vollkommen bestätigt. Die Besatzung betrug das letzte Mal gegen 2000 Mann, überdies waren die Zugänge von der Landseite befestigt; das englische Geschwader unter Capitain Tucker eröfnete (am 16. Febr. 1810) ein furchtbares Feuer auf das Kastell, das von allen holländischen Werken an der Küste beantwortet ward; die englischen Schiffe, weder durch das Fahrwasser noch von dem Winde begünstigt, sahen sich einem mörderischen Kreuzfeuer ausgesetzt; unterdessen hatte die gelandete Mannschaft, die etwa aus 400 Köpfen bestand, sich der Aussenwerke bemächtigt und verschaffte der Flotte einen sichern Ankerplatz in der portugiesischen Bai. Ohne den Hauptangriff zu erwarten, ergab sich die Besatzung des Kastels, die aus Europäern und Malayen zusammengesetzt war; als sie die geringe Zahl der Sieger sah, vor der sie das Gewehr streckte, entstand eine allgemeine Unzufriedenheit, die Offiziers zerbrachen zum Theil ihre Schwerdter und die Gemeinen schienen Lust zu haben, die niedergelegten Waffen wieder aufzunehmen. Marschall Daendels stellte den Befehlshaber Obersten Filz, einen Franzosen von Geburt, vor ein Kriegsgericht und ließ ihn erschießen.

Die übrigen zu Amboina gehörigen Inseln


UNIV.
OF
MICH.



Indische

sind Buro, die ziemlich groß ist (18 Seemeilen lang und 1 breit) und gebirgigt; an der Westseite zeigt sich den Schiffern schon in weiter Ferne der Berg Tomaso, der Tafelberg der holländischen Seeleute, der aus öden, furchtbaren Felsen besteht und an mehreren Stellen unersteiglich ist. Viele Flüsse bewässern das mit schattenreichen Bäumen bedeckte Eiland; der größte, der Way Abbe ergießt sich mit unendlichen Krümmungen in die Cajelibai. Ungefähr mitten auf der Insel, doch mehr nach der Westseite, liegt auf dem Gebirge ein großer Landsee, aus dem der Way Tipel entspringt; er hat 6 Meilen im Umfang, eine Tiefe von 20 Faden und sehr helles Wasser, er ist mit Wasservögeln bedeckt, enthält aber keine andere Fische als Aale. Die Ufer sind flach, und werden von Haraforas bewohnt, die hier Pflanzungen haben und den See für heilig zu halten scheinen. Ein holländischer Landvoigt veranlaßte im J. 1669 eine Entdeckungsreise nach diesem merkwürdigen Gewässer, die ungemein beschwerlich war; die Theilnehmer litten besonders in der Nacht sehr viel von der großen Kälte in den Waldungen und auf den Gebirgen; sie wurden fast sämmtlich krank und besonders von Lähmungen angegriffen. Der Hauptort Buro liegt an der Nordseite in einer sumpfigten, Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegend, die den Reisbau sehr begünstigt, an der Bai Cajeli; die Einwohner sind von den Holländern gezwungen ihre Negereien alle an dieser Bai in der Nähe der Festung anzulegen.

Den höchsten Befehl führte ein Unterkaufmann, dessen Stelle in frühern Zeiten für vorzüglich einträglich gehalten ward. Gewürze giebt es nicht, aber die übrigen Erzeugnisse dieser Gegenden finden sich im Ueberflusse. Die hiesige Butter steht in einem vorzüglichen Rufe, den sie aber, wie Bougainville's Matrosen aus Bretagne meinten, nicht verdient. Das Innere ist abschreckend, voll rauher Felsgebirge, undurchdringlicher Wälder, die nach den vielleicht übertriebenen Erzählungen der Eingebohrnen von Schlangen und Krokodillen wimmeln. Buro ist wenig bevölkert.

Die fast eyrunde kleine Insel Amblau, 2 Meilen östlich von Buro, war ehmals sehr volkreich, obgleich sie sonst nur sehr arm ist; sie bringt nicht einmal so viel Reis und andere eßbare Gewächse hervor als das Bedürfniß der Einwohner erfordert. Manipa ist nicht größer, und durch die Kriege mit den Holländern und die Ausrottung der Gewürznelken fast ganz verödet; es ist wie mehrere benachbarte Inseln nur zur Verhinderung des Schleichhandels besetzt. Hier findet sich auch der Harzbaum Damber (eine Art von Fichten, Pinus Damara). Unweit vom Ufer ist ein kleiner Teich Aier Sampah das Eidwasser genannt, bei welchem die Einwohner ihre feierlichsten Eide ablegen; sie glauben, daß der Meineidige auf der Stelle bestraft und mit Schwären und Ausschlag behäftet werde. An seinen Ufern erblickt das Auge weder Gras noch Laub, sondern alles scheint wie verdorrt.

Bei

Bei weitem die größte Insel ist Ceram, 2 Meilen nördlich von Amboina. Die südwestliche Halbinsel heißt Klein Ceram, Hiiwa-mohel, und hängt durch eine schmale Landenge bei'm Paß Tanuno mit dem eigentlichen Ceram zusammen, das 50 M. v. O. nach W. lang und $14\frac{1}{2}$ M. breit ist. Das Land wird von einer hohen Gebirgskette durchschnitten, die Thäler zeigen allein die üppigste und kräftigste Vegetation. Sago ist in Ueberfluß vorhanden, und obgleich die Holländer die Gewürznelken zu vertilgen gesucht haben, so sollen, nach Forrest's Versicherung, doch noch manche Pflanzungen verheimlicht und ihren Zerstörungen entgangen seyn. Die Küsten sind mit Dörfern bedeckt, deren Einwohner sehr gemischt sind. Die Insel hat viel Verkehr mit Neuguinea, und ist überhaupt der eigentliche Stapelplatz d s Schleichhandels; englische Kreuzer tauschten hier an den Küsten seit lange Spezereien ein. Das Dorf Serulaw, das an der erwähnten Landenge liegt, ist in dieser Gegend eben so berüchtigt, wie bei uns Schilda oder Schöppenstädt; man erzählt von den Einwohnern viele lächerliche Sagen in der Art wie die folgende: einmal sahen sie ein Bandanesisches Handelsschiff mit Blitzesschnelle die Küste vorüberfliegen, es ergreift sie die Begierde, die Schiffahrt auch zu versuchen; sie steigen mit Rudern in den Händen auf einen großen Waringabaum, spannen ein Segel aus und fangen an aus allen Kräften zu rudern; aber o wehe! sie kamen nicht aus der Stelle. Natürlich, rief

der Klügste, unser Schiff ist ja fest; das Bandanesische war los. Also eilte er vom Baume hinab und trennte mit seinem Hackemesser den Stamm von der Wurzel; aber eh' er sich's versah, stürzte der Baum mit der ganzen Schiffsgesellschaft zur Erde; viele zerbrachen Arme und Beine und Einige büßten sogar das Leben ein.

Die Einwohner von Ceram haben sich der Herrschaft der Holländer entzogen, die auf die kleine Factorei Savou an der Nordküste eingeschränkt sind. Die kleinen zum Theil unbewohnten Eilande Kefsing, Ceramlat, Temurbar, Garam (beide letztere nach Banda gehörig) und mehrere andere sind nur durch schmale Wasserzüge von Ceram und einander getrennt, und mit Riffen und Untiefen umgeben, weswegen sie den einheimischen Völkern bei ihren Empörungen und Kriegen gegen die Holländer Sicherheitsplätze und Zufluchtsörter darboten. Bonoa wird durch einen schmalen Sund in zwei Inseln getheilt, der den Holländern lange unbekannt blieb; hierdurch entgingen die Schleichhändler oft den Nachstellungen der holländischen Kreuzer. Die Insel Honimoa ist stark bevölkert, hat Ueberfluß an guter Ziegelerde und Kokosbäumen; hier war eins der vortheilhaftesten Außencomtoire, wo die Vorgesetzten nicht nur ein sehr angenehmes Leben führten, sondern auch Gelegenheit hatten, in kurzer Zeit Vermögen zu erwerben.

In Hinsicht auf ihre natürliche Beschaffenheit sowohl als auf ihre Erzeugnisse sind diese Eilande einander ziemlich gleich; sie sind fast

sämmtlich hoch und gebirgigt, und zwischen den Felsen und Waldungen fanden die Einwohner eine Zuflucht gegen die grimmigen und grausamen Angriffe der Holländer. Ueberall zeigt sich die Wirksamkeit der vielen Vulkane; auf mehreren Inseln finden sich warme Quellen. Die furchtbarsten Erderschütterungen sind häufig und gewöhnlich; aufgezeichnet sind in den Jahrbüchern Amboina's die Erdbeben der Jahre 1671 und 1675; sie dauerten, mit Gewittern und allerlei feurigen Lufterscheinungen begleitet, Monate hindurch ununterbrochen; das Land bewegte sich gleich den Wogen des Meeres, die Glocken lauteten von selbst; viele Häuser stürzten ein und begruben die Menschen unter den Trümmern. Das Kastell ward beinahe ganz zerstört. Berge stürzten zusammen und Felsen wurden von ihren Stellen gerollt. Ströme wurden verstopft und änderten ihren Lauf. Die See ergoß sich anschwellend über mehrere Theile der Küste und riß Häuser, Bäume und mehr als 2000 Einwohner mit sich fort. Es ist gewiß, daß unter der Verwaltung der Holländer, durch die Ausrottung der Gewürzbäume, die Beschränkung des Handels und den Druck roher und raubgieriger Beamten, die Bevölkerung auf allen diesen Inseln ungemein abgenommen hat, sie sind sichtbar verarmt, so verschwenderisch sie auch von der Natur ausgestattet sind. Die meisten sind überdies den grausamen Ueberfällen der Papua's ausgesetzt; die holländische Regierung war nicht im Stande ihre Unterthanen gegen dieses Uebel

zu schützen, und einige Küsten z. B. auf Buro, Amblau u. s. w. wurden deswegen ganz verlassen.

Die Portugiesen kamen zuerst nach der Eroberung Malakka's im J. 1511 nach Amboina; aber erst 1521 legte Antonio Brit eine Niederlassung an; sie behaupteten sich gegen die Eingebohrnen und bemühten sich auch das Christenthum auszubreiten. Die Engländer, die in diesen Gewässern handelten, suchten die Unzufriedenheit der Amboinesen mit ihrem neuen Herrn zu ihrem Vortheile zu benutzen, allein sie vermochten nicht die Portugiesen zu verdrängen; auch die Holländer, die 1598 an diesen Küsten erschienen, richteten anfangs nicht viel aus und der portugiesische Seeheld Furtado stellte das Ansehen seines Volks auf diesen Inseln mit großer Strenge wieder her. Die mißvergnügten und gedrückten Einwohner riefen jetzt die Holländer herbei; im Februar 1605 erschien der tapfere Stephan van der Hagen in der Bucht von Amboina; der spanische Befehlshaber übergab, muthlos und feige, ohne allen Widerstand die Festung und die ganze Insel; jene erhielt den Namen Victoria und Amboina ward die erste Niederlassung der Niederländer in den ostindischen Gewässern. Die Eingebohrnen wurden als Unterthanen angesehen und mußten den Eid der Treue schwören; je mehr die neuen Herrscher ihre Macht ausbreiteten und je fester sie dieselbe begründeten, desto trauriger ward die Lage der Eingebohrnen, die nur zu bald einsa-

hen, daß sie durch den Tausch ihrer Gebieter sich nicht gebessert hatten; es entstanden häufige Empörungen, das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch dauerte der Kampf und mancher Holländer ward von den Verzweifelnden ermordet. Nach dem Vertrage von 1620 sollten Engländer und Holländer gemeinschaftlich in Indien handeln; die erstern kamen daher auch wieder nach Amboina, sie hatten blos ein Haus und ihre Zahl betrug nicht über vierzehn Köpfe. Dessenungeachtet ward ihnen der ungeheuere Entwurf Schuld gegeben, daß sie mit Hülfe der japanischen Soldaten in holländischen Diensten, sich der Festung bemeistern und die Holländer ermorden wollten; die ganze Beschuldigung gründete sich auf die Aussage eines japanischen Soldaten, dem sie durch die Peinigung abgepreßt ward. Ohne alle Rücksicht auf Menschlichkeit und Völkerrecht wurden nun auch die Engländer verhaftet, durch ausgesuchte und grausame Martern zu Geständnissen gezwungen und hingerichtet; so entledigten sie sich ihrer verhaßten Nebenbuhler, und im alleinigen Besitze der Gewürzinseln trösteten sie sich über die hinterlistigen und treulosen Mittel, denen sie diesen Erfolg verdankten. Natürlich entstand in England über eine so ungemeine Verletzung des Völkerrechts ein großes Geschrei, allein die bürgerlichen Unruhen hielten die Britten ab, mit bewaffneter Hand das Blut ihrer Brüder zu rächen, obgleich noch Cromwell den Nachkommen der Hingerichteten eine Entschädigung verschaffte.

Die Macht des Landvoigts war beinahe unumschränkt, und besonders konnte er sie gegen die Eingebohrnen zu seinem Vortheile ausüben; es fehlt nicht an Beispielen, daß diese Beamten sich die allerschändlichsten Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen ließen, und so lange es ihnen nur gelang sich in Batavia Freunde unter den edlen Herren zu erhalten, hatten sie nichts zu besorgen; sie machten einen fürstlichen Aufwand, hielten täglich eine ofne Tafel, wozu die fremden Schiffer und die angesehensten Compagniebedienten eingeladen wurden. Ihre außerordentlichen Einkünfte wurden freilich immer mehr eingeschränkt, aber wenn die Compagnie auch verarmte, wurden ihre Beamten doch reich; für das Uebergewicht der Gewürznelken wurden 20 Prozent den Verkäufern abgezogen, die man dadurch gegen Bedrückungen geschützt zu haben glaubte; dieser Betrag ward nach der neuesten Bestimmung in 102 Loose zerstückelt und unter sämmtliche Kriegs- und Civilbeamte vertheilt; ein Loos betrug etwa 119 Rthlr. Der Landvoigt allein erhielt 40, also beinahe die Hälfte des Ganzen. Die Rechtsstreitigkeiten wurden für die Holländer von dem Justizrathe, für die Eingebohrnen vom Landrathe entschieden, in welchem auch einige einheimische Fürsten und Orangkais Sitz und Stimme hatten. Die Verordnungen der verschiedenen Landvoigte sind nach und nach zu einer ganzen Sammlung angewachsen; der Landvoigt Nikolaus Schagen ließ sie in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu

einem Ganzen zusammentragen, und dieser Coder machte gleichsam das besondere Landrecht dieser Landvogtei aus; vieles bezog sich auf Polizeiverfügungen: die Hahnenkämpfe z. B. und das Madatrauchen waren bei schwerer Strafe verboten. Niemand durfte seine Sklaven frei lassen, der nicht nachweisen konnte, daß für den Unterhalt derselben gesorgt sey.

Der Handel war ganz in den Händen der Compagnie; die Eingebohrnen waren in Hinsicht des Verkehrs nur auf einige wenig bedeutende Waaren und die benachbarten Inseln eingeschränkt. Nicht nur an den Gewürzen, auch an manchen Einfuhrartikeln hatte die Compagnie wenigstens in frühern Zeiten einen ungeheuren Gewinn; bei einigen Artikeln z. B. Bengalischem Weizen wurden 250 Procent verdient. Da indessen die Kosten der ostindischen Niederlassungen so groß waren und Amboina die andern übertragen mußte, gewährte es besonders in neuern Zeiten bei weitem die Vortheile nicht, die man hätte erwarten sollen.

Um den Schleichhandel zu verhindern, die Seeräuber in Furcht zu setzen und durch einen glänzenden Aufzug einen großen Eindruck auf die Völker zu machen, mußten die Landvoigte alljährlich in der ruhigen Jahreszeit um Ceram herumschiffen und alle zu Amboina gehörigen Eilande besichtigen; dieser Hongizug dauerte oft 5 bis 6 Wochen, und ungeachtet man die günstigste Witterung erwartete, fielen doch häufig Unglücksfälle vor und verschiedene Landvoigte sind

in Gefahr gewesen, Schiffbruch zu leiden. Alle unterwürfigen Radschas und Orangkais mußten mit ihren C o r a c o r a's gegen eine geringe Vergütung daran Theil nehmen; die Flotte war daher sehr zahlreich und oft mit 4000 Mann besetzt; sie pflegte in 3 Geschwader abgetheilt zu werden. Die Landvoigte benutzten diese Prachtreisen zu neuen Erpressungen; denn die Ausrüstung der Coracora's war mit einem großen Aufwande verbunden, und jeder suchte also der lästigen Verpflichtung überhoben zu seyn; viele Häuptlinge nahmen zu Geschenken ihre Zuflucht, um sich Befreiung auszuwirken. Etwa 20 Jahre vor der ersten englischen Eroberung ward mit dem Hongizug eine wesentliche Veränderung vorgenommen; es ward den Eingebohrnen erlaubt, den Landvoigt in Kähnen oder Orangbai's zu begleiten. Bisweilen ward der Zug grade zur Zeit der Nelkenärndte angesagt, wenn man ihren Ertrag zu vermindern wünschte, weil, wenn die Arbeiter auf der Fahrt waren, nicht alle Früchte gehörig gesammelt und bereitet werden konnten. Einen Monat nach vollendetem Hongi ward allen Fürsten und Oberhäuptern auf Kosten der Compagnie ein großes Fest gegeben; die Holländer suchten bei dieser Gelegenheit ihre Gäste trunken zu machen und ihre heimlichen Anschläge und Entwürfe herauszulocken; deswegen mischten sie Branntwein unter den Wein, den sie ihnen vorsetzten, während sie selbst, um nüchtern zu bleiben, Wasser in den ihrigen gegossen hatten. Die Eingebohrnen merkten diese schänd-

liche List jedoch bald, die Klügern stellten sich gleich im Anfange des Gelags trunken und ließen sich fortbringen.

Die Bewohner.

Die Bevölkerung ist sehr gemischt: sie besteht aus mancherlei Völkern, aus Ankömmlingen, Blendlingen, Freigelassenen und Sklaven, die aus unterschiedenen Gegenden gekauft sind. In den Gebirgen und im Innern wohnen Harafora's, von denen wir hernach, da sie wahrscheinlich die Urbewohner aller dieser Inseln sind, ausführlich sprechen werden. Von ihnen sind die Küstenbewohner wesentlich verschieden, wie schon ihr schlanker Bau beweist; sie haben eine hellbräunliche Farbe und regelmäßige Züge, unter den Weibern finden sich wirkliche Schönheiten, ja man will sogar bemerkt haben, daß die hier gebohrnen Kinder der Europäer die ihrer Landsleute auf Java an Schönheit übertreffen. Die Eingebohrnen sind gesund und erreichen ein hohes Alter; Valentyn kannte einen hundert und dreißigjährigen Greis, der noch ganz rüstig die Berge erstieg; sie sind indessen manchen endemischen Krankheiten unterworfen, auch richten die Blattern oft große Verheerungen an. Es ist ein leichtsinniges, gutmüthiges Volk, das durch eine freundliche Behandlung leicht zu gewinnen ist. Im Charakter und in ihren Sitten haben sie große Aehnlichkeit mit den Bewohnern der beschriebenen kleinen Inseln, mit denen sie

allem Ansehen nach von gleicher Abstammung sind; die Trägheit, die man auch ihnen zum Vorwurfe macht, hat theils ihren Grund in der Unterdrückung, worin der Geiz ihrer Beherrscher sie erhalten hat, theils in der Leichtigkeit, womit die ersten Lebensbedürfnisse gewonnen werden. Die Weiber sind etwas thätiger und auf ihnen ruhen die meisten Arbeiten und Geschäfte; sie sind jedoch den Ausschweifungen grenzenlos ergeben, die gar nicht als Schande angesehen werden. Unter Amboina's Schönen ist auch die Blumensprache bekannt, d. h. sie wissen durch eine symbolische Zusammenfügung von Früchten und Blumen ihre Gesinnungen und Neigungen auszudrücken; sie ziehen durch allerlei Mittel und Künste Männer an sich und machen sie andern Mädchen abwendig. Die Weiber werden gekauft und die Schönste wird demjenigen zu Theil, der den Aeltern die größte Tokriha oder Brautpreiß bezahlt; trotz allen Verboten der holländischen Regierung hat sich diese Sitte behauptet. Die amboinesischen Frauen sind von einem schwachen und zarten Gliederbau, aber sie gebähren mit großer Leichtigkeit.

Der Islam ist von Java aus, aber erst in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, auf diesen Inseln ausgebreitet, und hat sich allen Bemühungen der Holländer zum Trotz wenigstens in einigen Gegenden behauptet. Die Zahl der Christen ist ziemlich beträchtlich; die Holländer haben überall Schulen unter der Leitung einheimischer Lehrer angelegt, die in der

Religion, im Schreiben und Lesen unterrichteten; allein in den neuern Zeiten scheinen diese Anstalten sehr vernachlässiget und meistens eingegangen zu seyn. Aber auch die Christen sind es nur dem Scheine nach und dem Aberglauben ungemein ergeben, der sich zum Theil mit dem Christenthume vermischt hat. Allgemein ist noch der Glaube an Geister, und es sind allerlei Mittel in Gebrauch, sie zu versöhnen oder durch Gaben und Opfer sich ihre Gunst zu erwerben. Man glaubt, daß schwangere, im Kindbette gestorbene Frauen in langen fliegenden Haaren umherschwebten und, auf den Bäumen ruhend, ihr Kind beweinen und ihren Mann suchen; sie gebrauchen allerlei abergläubische Vorkehrungen, um solche Erscheinungen zu hindern. Ihre Fruchtfelder und Gärten sichern sie durch eine Weihung oder einen Zauber, der Maté heißt, gegen Diebe und Beeinträchtigungen; Niemand wagt es auch nur ein Blatt auf einem so gesicherten Boden anzurühren, aus Furcht, er werde noch in demselben Jahre sterben. In vielen abergläubischen Meinungen und Ansichten finden sich Vorstellungen wieder, die auch in Europa gäng und gebe sind. Man glaubt, daß tapfere Krieger sich hart oder schußfrei machen können. Die ersten Fische, die mit einem neuen Netze gefangen sind, werden nicht verkauft, sondern verschenkt, weil sie sonst keinen Segen zu haben glauben. Eine Hökerin auf dem Markte giebt das erste Stück, worauf gehandelt wird, für den gebotenen Preis fort, und hofft sich da-

durch einen guten Absatz zu sichern. Die Mütter nehmen es übel, wenn ein gesundes Kind gelobt wird und fürchten, man werde es verschrieen. Man hat den Wahn, daß ein Verbrecher, der gemartert werden soll, nur dann den Schmerz empfinde, wenn ihm das Haar abgeschnitten wird. Es giebt auch Zauberer, deren Künste theils in Betrügereien, theils in heimlichen Mitteln, besonders in Giftmischerei bestehen; man glaubt von ihnen, daß sie des Nachts mit dem Kopfe und den Eingeweiden auf die Versammlung der Zauberer fliegen, während der Leib im Bette liegen bleibt.

Das Malaiische wird allgemein in Geschäften geredet und ist die Sprache des feinern Umganges; es giebt aber auch eine eigne Sprache, von der sich jedoch nirgends eine nähere Angabe findet, aus der sich einiges über ihr Verhältniß zu den andern Mundarten schließen ließe; sie soll nur arm und mit vielen javischen Wörtern vermischt seyn. Die Holländer haben zwar gesucht ihre Sprache einzuführen, aber ohne rechten Erfolg.

Die Amboinesen haben keine andern Denkmäler als Lieder zum Ruhme ihrer alten Helden, in einem alterthümlichen Dialect, der, so sehr die Mundarten auf den einzelnen Inseln auch abweichen, doch allgemein verstanden wird; diese Gesänge werden bei ihren Festen und auch während des Ruderns gesungen, jedes Eiland hat eine eigne Melodie und seinen besondern unterscheidenden Trommelschlag. Die Sagen über die

frühere Geschichte halten schwerlich irgend eine kritische Prüfung aus; lange Zeit waren die Eilande unbewohnt, sie wurden erst von Ankömmlingen, die sich hier aus mehrern Gegenden zusammenfanden, bevölkert.

Die ursprüngliche Verfassung glich der auf den übrigen Eilanden; in Hinsicht der Wahl der Oberhäupter scheint ein ähnliches Verhältniß wie auf Celebes Statt gefunden zu haben. Es gab bis auf das Jahr 1643 vier Könige auf Amboina, die alle wichtige Sachen entschieden, allein die Holländer hoben ihren Einfluß auf, und seitdem stehen die verschiedenen Dorfschaften unter Orangkai's, die auch wohl den Titel Radscha's annehmen, wenn sie von großen Geschlechtern entsprungen sind; diese Würde wird hauptsächlich von den Nachkommen der alten Häuptlinge oder von den Wohlhabenden bekleidet. Das Zeichen ihres Amtes ist ein silberner Degen, und bei feierlichen Gelegenheiten gehen sie europäisch gekleidet, in schwarzen Röcken, mit dreieckigten Hüten und Schuhen. Sie erhalten eine kleine Abgabe von den Gemeinen, die auch ihre Häuser bauen und das Holz und andere Erfordernisse dazu herbeischaffen müssen; überdieß muß von dem Volke täglich eine bestimmte Anzahl von Arbeitern zu öffentlichen Diensten gestellt werden; die Oberhäupter haben auch einen Antheil an dem Gelde, das für die Gewürznelken gezahlt wird. Die Stellen werden von dem Landvoigte besetzt, der darin ein Mittel

hat, seine Einnahmen zu vermehren. Die Vornehmen haben auch hier mancherlei Vorrechte, und das gemeine Volk beweißt ihnen große Ehrerbietung. Dem Adel allein ist es erlaubt, Pantoffeln zu tragen, der große Haufe darf sich derselben nicht bedienen und muß barfuß gehen. Der Einfluß der Orangkais ist für das Volk sehr drückend, das durch diese Mittelspersonen, die zwischen ihm und den fremden Herrschern stehen, noch mehr verliert; grade wie auch in Neuspanien die Lage der gemeinen Indianer nicht wenig durch den Druck der einheimischen Kaziken verschlimmert wird.

Ehmals herrschte auf diesen Eilanden eine sonderbare polititische Einrichtung: es gab nämlich neben dem eigentlichen Könige noch einen besondern Frauenkönig, der Latu Mahina genannt ward; er mußte immer von der Tochter des Königs geboren seyn, und war der Vormund und Vorsprecher der Weiber, so oft sie irgend etwas zu suchen hatten. Auch hier findet sich die politische Parteiung, in Ulilima's und Ulisiwa's, deren bereits oben bei Banda erwähnt ist; wahrscheinlich hat sie ihren Grund in frühern politischen Revolutionen, vielleicht in dem Verhältnisse zu den moluckischen Königen, die ihre Herrschaft fast über die meisten Inseln des Archipelagus ausbreiteten; die Ulilima's waren dem Könige von Ternate unterworfen, während die Ulisiwa's dem Könige von Tidor anhingen; diese Abhängigkeit scheint

mehr ein freies Lehnverhältniß gewesen zu seyn; der Tribut von jedem Dorfe bestand nur in einem Strohsacke, grade wie im Mittelalter auch in den europäischen Reichen die Lehnsabhängigkeit oft nur durch ein Paar Hosen oder einen Handschuh angedeutet ward.

Das häusliche Leben und die geselligen Sitten der Amboinesen bieten wenig eigenthümliche Züge dar. Ihre Kleidung ist sehr einfach, obgleich sie in neuern Zeiten angefangen haben, die Holländer nachzuahmen. Die Männer tragen an Sonntagen eine Staatshose und einen Oberrock, gemeiniglich aus dunkelblauem baumwollenen Zeuge, darüber haben sie eine Cambaia, ein gewürfeltes langes Gewand aus Kattun, das sie auch Nachts um den Leib schlagen. Einige tragen einen Hut, andere wieder ein weißes oder rothes Schnupftuch um den Kopf; in der Regel gehen die Amboinesen baarfuß, nur die Vornehmen legen bisweilen Pantoffeln an oder bedienen sich hölzerner Sohlen ohne Ueberleder, die zwischen den Zehen an einem hölzernen Knopfe festgehalten werden. Auf das Haar legen sie einen großen Werth, und man kann beiden Geschlechtern keine größere Schmach erzeigen, als wenn man es ihnen abschneidet. Die Zähne werden schwarz gefärbt, doch ist die Vergoldung derselben nicht üblich. Die Nägel lassen sie lang wachsen und färben sie roth.

Die Weiber tragen im Hause ein Uti-Uti oder einen Frauenrock, den sie selbst aus aus-

gezogenen kattunenen Fäden weben und in d
Mitte mit rothem und weißem Bande besetzen
etwa von der Hüfte an ziehen sie auf dem blo
ßen Leibe noch ein Unterkleid. Bei'm Ausgehe
schlagen sie noch ein Uti Utk als einen Mant
um, das sie auf dem linken Arme tragen. Di
Brust wird mit einem Badschi oder Mieder mi
langen Aermeln, gewöhnlich aus grobem Nessel
tuche, bedeckt. Die Frauen tragen auch sehr zier
lichen Schmuck, goldne Armringe, schöne Ohr
gehänge, Kopf= und Haarverzierungen u. s. w.
indessen ist die Mehrzahl zu arm, um sich Kost
barkeiten der Art anschaffen zu können.

Die Amboinesen baden sich täglich mehr=
mals, Weiber und Männer für sich an beson=
dern Stellen; hernach salben sie das Haar mit
Kokosöl und Limonensaft und reiben den ganzen
Leib mit einem wohlriechenden Oel. Die Män=
ner sitzen hernach mit untergeschlagenen Beinen
unthätig auf der Matte. Die Sitte bringt es
mit sich bei jeder Gelegenheit Gelage zu veran=
stalten, wobei eine strenge Etikette beobachtet
werden muß; der Aufwand, der damit verbun=
den ist, erhält sie immer in Schulden; ihre
Kochkunst ist bereits sehr künstlich und sie berei=
ten manche zusammengesetzte Speisen. Die Am=
boinesen sind große Freunde der Musik. Labil=
lardière fand fast in jeder Hütte, die er be=
suchte, ein musikalisches Werkzeug; ihre Instru=
mente sind ganz den javanischen gleich. Sie
haben verschiedene Tänze, die ebenfalls mit
denen



E. G. Krüger del: et sculp:

Buginese und Amboinese in Kriegsrüstung

denen bei Java und anderswo beschriebenen übereinstimmen, auch den Kriegstanz, wie er auf Celebes gebräuchlich ist, nebst manchen andern Spielen, namentlich dem Ballspiele.

Die Häuser sind aus Zweigen des Sagobaumes und sehr einfach; sie bestehen nur aus einem Stockwerke, haben aber mehrere Abtheilungen. Das Hausgeräth ist bei dem großen Haufen sehr gering und armselig. Ein Gerüst von Bambus dient zum Schlafen und des Tags zum Sitz und zum Eßtisch; ihr Tischtuch besteht in Blättern. Bambusröhre werden zu vielerlei wirthschaftlichen Zwecken, zum Kochgeschirr u. s. w. gebraucht; sie pflegen in denselben auch ihre besten Kleider zu verwahren und in den Rauch zu hangen; sie sichern sie dadurch nicht nur vor den Würmern, sondern auch der räucherichte Geruch, den sie erhalten, ist ihnen angenehm; sie pflegen deswegen auch Bambusröhre mit Wasser in den Rauch zu hangen, um demselben diesen Lieblingsgeschmack zu verschaffen. Einige Töpfe und Pfannen machen den übrigen Hausrath aus; das kostbarste Stück darunter ist das kupferne Pinangbecken, das mit Zierlichkeit gearbeitet ist und Fremden und Gästen dargeboten wird. Ihre Sturmhauben sind aus Kupfer, mit Paradiesvogelfedern verziert; ihre Schilder schmücken sie mit Reihen von Porzellanschnecken.

Die Amboinesen verstehen sich gut auf den Fischfang, und des Nachts zünden sie auf dem Boot ein Feuer an, um die Fische herbeizulok-

ken. Ihre gewöhnlichen Boote bestehen aus ausgeholten Baumstämmen, und haben eine Länge von 10 bis 12, auch wohl von 20 und mehr Fuß. Zum Handel haben sie größere Fahrzeuge wohl von 6 Lasten, mit denen sie bis nach Java, Makassar und andern Orten schiffen. Zum Kriege bedienen sie sich der Coracoras (Wasserschildkröten), die 80 bis 100 Fuß lang sind bei einer Breite von 12 bis 14 Fuß; sie sind mit 60 bis 100 Schiffleuten bemannt, die theils in dem Fahrzeuge selbst, theils an den Seiten auf eignen dazu bestimmten Ruderbänken (Gnadjos) vertheilt werden. Bei stiller See und ruhigem Wetter fährt es sich auf diesen unbehülflichen Gerüsten ganz angenehm; allein bei Sturm kommen sie nicht aus der Stelle; eigentlich werden sie nach dem Tact regiert, der auf einer Trommel zum Gesang der Ruderer angegeben wird; aber beim Heulen der See und des Windes kommen sie nur zu leicht heraus. Das Fahrzeug schlänkert so sehr, daß die untersten Ruderer auf der einen Seite von den Wellen begraben werden, während sie auf der andern in der Luft schweben; sehr häufig gehen diese Fahrzeuge zu Grunde. Die Kunstfertigkeiten der Amboinesen sind sehr eingeschränkt, doch verstehen die Weiber das Weben und einige andere häusliche Arbeiten.

Die Zahl der Europäer ist nur gering; sie führen ein sehr einförmiges Leben, das durch die strenge Rücksicht auf die schon von Batavia her uns bekannte pedantische Etikette noch trauriger

wird. In ältern Zeiten scheint die Lebensart üppiger gewesen zu seyn; doch bestand das Hauptvergnügen in Gastmählern. Es herrschen hier die Sitten und Gebräuche Batavia's, nur werden des Morgens mehr starke Getränke genossen als dort und überhaupt im übrigen Indien. Die Männer kleiden sich nach holländischer Weise, lieben aber vorzüglich grelle und abstechende Farben, z. B. bei schwarzen Röcken rothe Westen und blaue Beinkleider. Auf Amboina soll eine größere Verfeinerung einheimisch seyn als auf Banda. Es giebt nur wenige Frauen, die in Europa geboren sind; die Holländer sind meist mit eingebornen Weibern verheirathet, deren Vorväter aus Europa stammten, aber in ihren Nachkommen ist das europäische Geblüt kaum noch erkennbar; sie lieben Tanz und Musik, einen glänzenden Anzug, geschmückte Dienerinnen; übrigens leben sie sehr zurückgezogen und im Umgange sind sie höchst einsylbig; sie sprechen auch fast nur malaiisch und man sieht sie nie in den Gesellschaften der Männer, die deswegen desto trauriger und langweiliger sind. Fuhrwerke giebt es nicht; in dem felsigten und gebirgigten Lande fehlt es an bequemen Wegen, und selbst das Reiten ist gefährlich. Man bedient sich einer Art Tragsessel, womit die Eingebornen ganz sicher selbst die abschüssigsten Pfade hinabgehen. Die Zahl der Sklaven ist eben so groß als in den andern niederländischen Colonien.

Die geringern Europäer haben wenig Gelegenheit zum Verdienst; sie müssen selbst kärglich

leben; besonders war die Lage der Soldaten höchst bedauernswerth; ihre Kleidung bestand in Lumpen, sie sahen sämmtlich erschlafft und wassersüchtig aus, als Folge der Unmäßigkeit im Genusse des Palmweins. Diesem jämmerlichen Ansehen entsprach ihre Unbehülflichkeit und Ungeschicktheit im Gebrauche der Waffen. Noch giebt es einige Portugiesen, doch in geringer Anzahl; die portugiesische Sprache ist auch nur wenig in Gebrauch.

Sinesen sind seit etwa zwei Jahrhunderten hier angesiedelt, aber nicht zahlreich; der Handel ist gering, und sie haben daher keinen großen Reiz sich hier niederzulassen. Sie haben ihre eigne Straße, aber keine Tempel und stehen unter ihrem Capitain. Sie bleiben auch hier ihren vaterländischen Sitten treu, und verheirathen sich nur untereinander oder mit Sklavinnen aus Boni und Makassar. Sie sind ämsige Gärtner, Krämer, Pachter der öffentlichen Gefälle, Handwerker, Ziegelbrenner, Töpfer u. s. w.; die reichern fahren auch nach Java, Makassar und andern Orten, wohin sie handeln dürfen.

Von allen Inseln des indischen Archipels ist keine ihren natürlichen Erzeugnissen nach, vollständiger beschrieben, als Amboina, ja fast alle einigermaßen zusammenhängende Kunde von den Thieren und Pflanzen Ostindiens, ist in den Be-

richten, die von Amboina ausgegangen, uns zugekommen und in denselben auch beiläufig und beziehungsweise Vieles über die andern ostindischen Inseln, namentlich über die Molucken, mitgetheilt worden. Wenn wir daher bei den bisher beschriebenen Gegenden aus den mangelhaften Erzählungen schlecht unterrichteter Reisenden nur mit Mühe die Thatsachen zusammenzulesen im Stande waren, aus denen sich in allgemeinen Umrissen ein Bild ihrer natürlichen Beschaffenheit entwerfen ließ, so häuft sich dagegen bei dieser kleinen Insel der Vorrath ganz ins Einzelne gehender Bemerkungen zu einer für den Berichterstatter, der seiner Arbeit einiges Ebenmaaß geben möchte, nicht zu erschöpfenden Fülle. Es scheint daher gerathener, von diesem Vorrathe zum Behuf einer am Schlusse dieses Bändchens zu liefernden zusammenhängenden und allgemeinen Betrachtung der Naturerzeugnisse Ostindiens Gebrauch zu machen, als in unverhältnißmäßiger Vollständigkeit die Insel Amboina vor den übrigen nicht minder reichen und merkwürdigen Gegenden herauszuheben. Nur das Wichtigste und Eigenthümlichere mag daher hier seine Erwähnung finden, nachdem wir zuvor dem Verdienste der Männer Gerechtigkeit widerfahren lassen, die hier ihre naturgeschichtlichen Bemerkungen niedergeschrieben.

Georg Eberhard Rumph aus Hanau kam 1655 in seinem 28sten Jahre in Diensten der ostindischen Compagnie nach Amboina, wo

er erst Unterkaufmann war; von 1662 an bekleidete er aber den Posten eines Kaufmanns und war einige Jahre Befehlshaber auf Hitu. Da er Medicin studirt hatte und mit so umfassenden Kenntnissen ausgerüstet war, wie sie wohl nur Wenige mit nach Indien brachten, so beobachtete er die Naturerzeugnisse seines neuen Wohnorts gleich von Anfang mit großer Aufmerksamkeit und legte Sammlungen von Pflanzen und Conchylien an, die nach Valentyns Zeugniß schon im Jahr 1686 sehr bedeutend waren, als eine Feuersbrunst sie großentheils zerstörte. Doch war dafür gesorgt, daß der Gewinn, den sie den Wissenschaften bringen sollten, nicht verloren gehe, denn Rumph hatte nicht nur gesammelt, sondern auch Abbildungen verfertigen lassen und seine Beobachtungen niedergeschrieben. Er war eben im Begriff mit diesen Schätzen nach Europa zurückzukehren, als ihm die häufig wiederholten Streifereien, die er noch zuletzt mit verdoppeltem Eifer zu aller Tageszeit und bei jedem Wetter anstellte, eine heftige Augenkrankheit zugezogen, die mit völliger Erblindung endigte. Nichtsdestoweniger brachte er, da er nun die Heimkehr aufgeben mußte, mit Hülfe geschickter Schreiber seine Papiere und Zeichnungen in gute Ordnung und sandte im Jahr 1690 sein botanisches Werk nach Europa, das aber erst 50 Jahre nachher (von den Jahren 1741 bis 1755) unter dem Titel: Herbarium Amboinense in 7 Foliobänden ans Licht trat. Der berühmte Johann Burmann in Am-

sterdam hatte es mit einer lateinischen Uebersetzung und vielen Anmerkungen begleitet, und ehe es noch ganz vollendet war, setzte schon Linné in einer eignen Dissertation die Vorzüge dieses Werkes und seine große Wichtigkeit in das hellste Licht. Nur drei Jahre vor seinem (im J. 1702 erfolgenden) Tode hatte Rumph das zweite große von ihm in seiner Blindheit verfaßte Werk, Beschreibungen und Abbildungen amboinischer Seethiere enthaltend, herübergesindt und dieses hatte ein günstigeres Schicksal, indem es schon im J. 1705 unter dem Namen Amboinische Raritätenkammer gedruckt erschien und bald aus dem Holländischen in andere lebende Sprachen übersetzt wurde. Beide Werke sind mit ungemeiner Treue nnd Gründlichkeit verfaßt, und mit einem für die damaligen Zeiten bewundernswerth gelungenem Streben nach Ordnung. Sein Vaterland darf stolz auf ihn seyn und hat von je seinen Werth erkannt, denn noch bei seinen Lebzeiten ernannte ihn die Kaiserliche Akademie der Naturforscher zu ihrem Mitgliede und belegte ihn mit dem Beinamen des indischen Plinius.

Ein anderer Beobachter und Schriftsteller von ähnlichem Verdienst, doch ohne Rumphs Sorgfalt in Auswahl der Angaben, ist der schon oft erwähnte Valentyn, der von 1686 bis 1696 und nachmals wieder von 1705 bis 1714 Prediger in Amboina war. Der dritte Theil seines großen Werks über Ostindien handelt fast allein von den Naturproducten Amboina's und ist zu-

mal für einzelne Abtheilungen (z. B. die der Fische) eine sehr reiche und noch immer ergiebige Quelle.

Von den Säugethieren, welche als ausschließlich auf Amboina zu Hause gehörig genannt werden, ist wohl keins merkwürdiger als das sogenannte Kuskus *), eine Gattung von Beutelthieren. Es ist die einzige in dieser ausgezeichneten Sippschaft, die sich auf der östlichen Erdhälfte so weit nach Westen und Norden erstreckt, indem die übrigen alle dem australischen Gebiete angehören, in welchem das Gebären unreifer, nachmals in einem eignen Bauchsacke an den Zitzen der Mutter sich erst völlig ausbildender, Jungen eine so herrschende Eigenthümlichkeit ist, daß wir bis jetzt noch kein ursprünglich neuholländisches Säugethier kennen, welches reife Junge zur Welt brächte. Um so befremdender ist das Vorkommen der americanischen Beutelthiere mitten in den, unsern europäischen sonst so nahe verwandten Säugethier-Arten. Nur auf der Insel Aru, welche aber schon ganz in der Nähe von Neu-Guinea liegt, kommt noch ein Beutelthier vor, das aber dem neuholländischen Kanguru schon sehr nahe verwandt ist und von den Eingebornen Ayir genannt wird **).

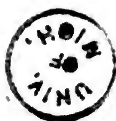
---

*) Didelphys amboinensis Lin. Balantia amb. Illig. S. die Abbildung.

**) Didelphys Brunii Lin. Halmaturus Br. Illig.



Das Kuskus.


UNIV. OF MICH.

Das Kuskus bewohnt die Bäume und klettert mit ungemeiner Schnelligkeit und Geschicklichkeit, wobei ihm sein langer, in der letzten Hälfte nackter Rollschwanz sehr zu Statten kommt. Es nährt sich von Laub, Baumrinde und Früchten, und bedient sich beim Fressen der Vorderpfötchen in aufrecht sitzender Stellung. Es ist mit Inbegriff des Schwanzes anderthalb bis zwei Fuß und meistens röthlich gelb von Farbe, doch giebt es auch ganz weiße, jedoch nur männlichen Geschlechts. Es giebt einen sehr unangenehmen Geruch von sich, der hauptsächlich verhindert, daß man es nicht häufiger einfängt, da es doch sonst ein sehr sanftes und belustigendes Thier ist. Seltsam klingt, was uns Valentyn von der Art es einzufangen erzählt. Es giebt nämlich Leute, die sich darauf verstehen, diese Thierchen, welche ungemein furchtsam sind, durch ein starres Anblicken so in Schrecken zu setzen, daß sie nach einer kleinen Weile aus den Bäumen, an deren Zweigen sie sich mit dem Wickelschwanz angeklammert hatten, herabfallen. Die Amboinesen schreiben diese Kraft, das Kuskus von den Bäumen herunter zu kucken, gewissen Familien als eigenthümlich zu, und da giebt es Menschen, die in kurzer Zeit so viele man will aus den Wäldern zurückbringen, indessen Andere sich Tagelang vergeblich abmühen können. Für rein unmöglich darf man die Sache gewiß nicht geradezu erklären. Uebrigens ist das Kuskus nicht nur eßbar, sondern sogar sehr wohlschmeckend, daher

ihm alle Eingeborne, die nicht dem Islam ergeben sind, eifrig nachstellen.

Häufig sind hier Zibethkatzen *), die in ihren Afterdrüsen die stark riechende ölige Flüssigkeit absondern, welche sonst als Arzneimittel so sehr berühmt war und noch jetzt in diesen Gegenden von allen Ständen als ein solches gepriesen wird. Man fängt diese Thiere lebendig ein und holt ihnen mit kleinen Löffelchen das Zibeth von Zeit zu Zeit aus dem Drüsenbalg. Es wird erst auf Sriblätter gestrichen, durch Waschen in Seewasser von dem Haar und andern Beimischungen gereinigt, sodann mit Citronensaft benetzt und nun erst in kleinen Büchschen von Blei aufbewahrt, wo es denn lange seine Kraft behält.

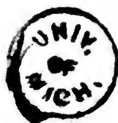
Unter den übrigen Säugethieren wird auch das Mongos **) genannt, das als Hauptfeind der giftigen Schlangen sich so sehr nützlich macht und mehr noch dadurch berühmt geworden ist, daß es von einem eigenthümlichen Instinct getrieben, nach einer, von einer Schlange erhaltenen Verwundung die Wurzel eines gewissen Krautes †) genießt, die allen schädlichen Folgen

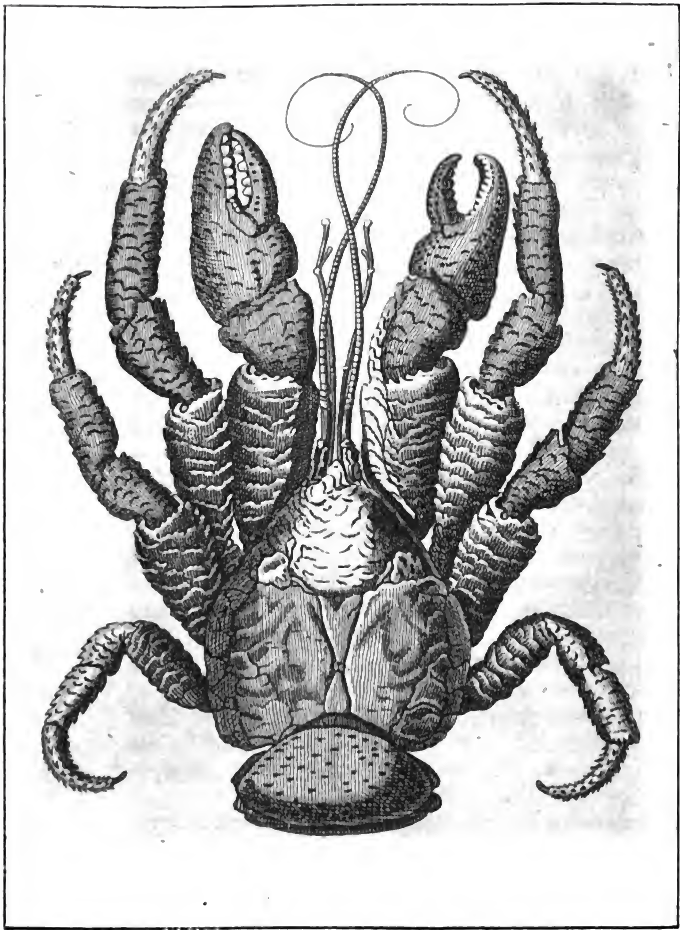
---

*) Die Beschreibung stimmt am besten mit Viverra Civetta Lin.

**) Viverra Mongos Lin. Herpestes Mongos Illig.

†) Ophiorrhira Mungos Lin.


UNIV. OF MICH.



Börsen-Krabbe.

des Giftes vorbeugt und deren Anwendung für ähnlichen Unglücksfall der Mensch von diesem Thiere erlernt haben soll. Die Wahrheit der Thatsache selbst bleibt aber noch eben so zweifelhaft, als die Heilsamkeit des gepriesenen Mittels.

Das Babirussa, das Stachelschwein, die fliegenden Eichhörnchen gehören nebst wilden Büffeln, Hirschen und Schweinen zu den gewöhnlichsten Erscheinungen auf dieser Insel. Affen bringt sie fast gar nicht hervor, und schon zu Valentyns Zeiten gehörten sie zu den großen Seltenheiten.

Unter den Amphibien ist außer einer großen Zahl theils giftiger, theils ungiftiger Schlangen, besonders die große amboinische Eidechse *) zu nennen, die auf ihrem Rücken nach seiner ganzen Länge eine hohe häutige Flosse trägt und dieselbe im Wasser schwimmend hauptsächlich zur Fortbewegung gebraucht. Es giebt keine andere Eidechsenart als diese, auf welche man die Urgestalt des bei den Alten so berühmten Basilisken beziehen könnte, denn was Linné so genannt hat, ist ein americanisches Thier.

Als eine besondere Merkwürdigkeit sey hier noch zum Schlusse die Börsenkrabbe **) ge-

*) Lacerta amboinensis Lin. Basiliscus amb. Lacep.

**) Cancer Latro. Lin. Thylacurus Latro. Licht.

nannt, von der fast alle Reisende in Verwunderung erzählen. Denn sie findet sich nie im Wasser, sondern entweder in Erdhöhlen oder zwischen Felsen, die sie auch nur verläßt, um die Palmbäume zu besteigen. Denn hier stellt sie wahrscheinlich den Larven der großen Käfer *) nach, die diese Bäume in Menge bewohnen und auch vom Volke viel gegessen werden. Denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie die Kokosnüsse selbst verzehren, wie Rumph meint, da man noch keinen Krebs kennt, der vegetabilische Stoffe genösse. Vielleicht sind es sogar die Eier der Vögel, denen dieser wunderbare Krebs bei seinem Erklettern der Bäume nachstellt. Aus seinen Höhlen wird er mit Hülfe langer Stäbe hervorgezogen, die er mit seinen starken Scheeren erfaßt, wenn man ihn damit reizt. Seine Kraft ist so groß, daß er harte Fruchtkerne mit der Scheere aufknackt, ja Rumph war Augenzeuge, wie ein solcher am Schwanze aufgehängter Krebs eine unter ihm durchgehende Ziege bei den Ohren ergriff und halb zu sich hinaufzog, daß man sie kaum wieder losmachen konnte. Das Fleisch ist ungemein schmackhaft, zumal das, welches in dem fast beutelförmigen Schwanztheile sitzt, welcher bei diesen und einigen andern asiatischen Krabben eine sehr seltsame halbkugelförmig aufgetriebene Gestalt hat, und als auffallendes Merkmal diese Arten zu einer eig-

*) Curculio Palmarum. Lin.

nen neuen Gattung vereinigt. Man stellt ihr sorgfältig nach und bringt sie auf die Tafel der Reichen, die eine große Leckerei daraus machen, doch wird gewarnt, das letzte Ende des Darms, welches im Schwanze enthalten ist, mitzuessen, weil es giftig sey und böse Zufälle verursache.

Die Molucken *).

Der Name der Molucken wird oft sehr unbestimmt und in einem weiten Sinne gebraucht; man versteht bisweilen alle Eilande östlich von der Straße Sunda darunter, wenigstens die eigentlichen Gewürzinseln; im engern Sinne aber gehören nur die Inseln Dschilolo, Ternate, Tidor, Morti, Makjan und Batsjan zu den Molucken; wir werden aber auch noch die sogenannten Norderinseln hinzurechnen. Außer den sogenannten größern Eilanden liegen zwischen ihnen noch verschiedene kleinere zerstreut. Auch die Molucken sind durchaus vulkanisch und häufigen Eruptionen und Erdbeben unterworfen. Sie sind sämmtlich mit Riffen umgeben, die reich an Fischen und Muscheln sind, so daß die

---

*) Eigentlich sollte man Moloc sagen, welches in der Landsprache das Vorzüglichste, Vortreflichste bezeichnen soll.

einheimischen Kreuzer und Schiffer sich im Vertrauen auf jene sichere Aushülfe nur mit Reis und Sagobrod zu ihren Reisen versehen.

Die Insel Dschilolo oder bei den Ternatanern Halamahera, das feste Land genannt, gehört zu den größern Eilanden des Archipelagus; sie erstreckt sich vom 3° 10′ n. Br. bis 50′ über den Gleicher hinab; ihre Gestalt ist sehr unregelmäßig, denn sie besteht eigentlich aus 4 Halbinseln, die durch tiefeinschneidende Buchten getrennt sind. Wir wissen wenig von dem Lande. Valentyn selbst gesteht, daß er manches von der Küste dieses Eilandes wisse, es aber verschweige, um fremde Völker nicht aufmerksam zu machen; es ist sehr fruchtbar und hat Ueberfluß an Ochsen, Büffeln, Ziegen, Rothwild und wilden Schweinen; die Hauptnahrung der Eingebohrnen besteht in Sago. An der Südseite liegt die Stadt Ossa an der großen Bai dieses Namens, ein bequemer Ort für die Schiffe, die daselbst anzulanden wünschen. An der Spitze Patani (auf der Ostküste) hat die Natur eine Festung auf einem lothrechten Felsen, der nur mit Leitern erstiegen werden kann, gebildet, oben auf dem Gipfel mit einer geräumigen Fläche, worauf Häuser, Gärten u. s. w. angelegt sind. Der König von Dschilolo, den man den Herrscher der Bucht zu nennen pflegte, weil er an der Bai, die Ternate gegenüber liegt, sich aufhielt, ward ehmals für den ältesten und ersten unter den moluckischen Gebietern angesehen. In der Folge haben sich dem Könige

von Ternate und Tidor beträchtliche Striche an der Küste unterworfen. Im Innern scheinen noch wilde Stämme, wahrscheinlich Papua's, zu hausen; Pigafetta nennt den König Radscha Papua und sagt, daß die Einwohner den Gegenstand, der ihnen zuerst zu Gesichte kommt, zu ihrer Gottheit für den Tag wählten. Die Holländer verhinderten in allen Gegenden, wohin sich ihr Einfluß erstreckte, den Handel, selbst mit den benachbarten Eilanden, weil auf Dschilolo Spezereien im Ueberflusse sind; das Ausrotten beschränkte sich auf leicht zugängliche Stellen der Küste und ward meist von einheimischen Soldaten verrichtet, die sich begnügten einige Bäume, die ihnen zunächst aufstießen, niederzuhauen und einen Arm voll Zweige zum Zeichen ihres Diensteifers zurückzubringen. Die Einwohner waren so schlau, ihren eignen Bedarf von den Holländern zu kaufen, obgleich Muskatnußbäume in der Nähe ihrer Häuser wachsen. Die Holländer hatten sogar die Tuchverfertigung untersagt, allein die Eingebornen kehrten sich nicht an ein so unnatürliches Verbot; sie erhielten unter der Hand eine Menge baumwollenes Garn aus Bali, Celebes und andern Orten. Oestlich von Dschilolo liegt eine zahlreiche Inselgruppe, die aber schon zu den Eilanden des stillen Meeres gehört und von der wir zweckmäßiger an einer andern Stelle reden werden; gewisse Thierarten Hornvieh, Schafe, Pferde finden sich ursprünglich weiter östlich von Dschilolo nicht mehr.

Ternate, die nördlichste der Molucken, etwa von 7 Meilen im Umkreis, ist eigentlich nur ein großer feuerspeiender Berg; das Land steigt allmählig gegen die Mitte empor, wo der Krater ist; es ist ganz mit dichtem Gehölze bewachsen; von allen Seiten rieseln Flüsse und Bäche mit frischem Wasser hinab, die das Land befruchten und die Anmuth der schattenreichen Waldungen erhöhen. Es ist sehr schwer und gefährlich bis auf den höchsten Punkt des Landes zu klimmen; einem holländischen Lieutenant ist im Jahre 1686 der Versuch gelungen, oben hörten die Bäume auf und wurden durch eine Art Rohr ersetzt; es war sehr kalt und mit Lebensgefahr warfen die Wanderer einen Blick in den tobenden, donnernden, mit Dampf angefüllten Feuerschlund; sie können die Furchtbarkeit desselben nicht schrecklich genug beschreiben *). Ehmals waren die Ausbrüche häufig und heftig, allein in neuern Zeiten sind sie seltner geworden; es steigt aber oft aus den Eingeweiden des Vulkans ein schweflichter, sehr ungesunder Dampf, der Krankheiten zur Folge hat; Ternate war daher so verrufen, daß die Regierung oft Mühe hatte, Männer zu finden, die dahin gehen wollten. Den Holländern fiel der Mangel an Erzeugnissen auf; aus dem Thierreiche fanden sie nur Ziegen und selbst Fische waren nicht im

*) Bei Valentyn Bd. I, Abth. 2, S. 6.

im Ueberfluß; die Hauptnahrungsmittel bestanden in Sago, Cokosnüssen und Bananen. Ternate treibt Handel mit den Suluinseln, deren Bewohner Reis, Trepang, Haifischflossen, die auch von den Sinesen gegessen werden, Schildkrötenschalen, viele Luri's, Perlen und heimlich auch wohl Spezereien eintauschen. Uebrigens ist der Verkehr sehr eingeschränkt und selbst den Sinesen ist die Schiffahrt nach Ternate untersagt. Die Portugiesen hatten mehrere Festungen angelegt. Die Hauptfestung Orange liegt dicht bei der Stadt Ternate, die aus mehren Theilen mit verschiedenen Namen (Maleyo, Ternate) besteht. Neben den Holländern fanden sich auch noch Nachkommen der ersten portugiesischen Ansiedler, die obgleich Christen doch durch ihre Sittenlosigkeit, ihre Ausschweifungen und Neigung zum Trunke allgemein verrufen sind. Das Schloß des Königs liegt eine halbe Stunde von der Festung Orange. Dicht bei Maleyo verdient ein ungemein tiefes Binnenwasser, Saft genannt, das wohl vier Meilen im Umkreis hat und nur durch einen schmalen Felsendamm vom Meere getrennt ist, bemerkt zu werden.

Tidor, 3 Seemeilen südlich von Ternate, ist ungefähr eben so groß und von ganz gleicher Beschaffenheit; nur ist es noch weniger ergiebig, doch ward durch den Sultan Saifeddin, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts herrschte, ein fleißigerer Anbau eingeführt. Morti (Motir bei Valentyn) ist größer und gewährt von der Seeseite einen freundlichen Anblick; das

Land erhebt sich allmählig und erreicht in der Mitte eine beträchtliche Höhe; es ist schwach bevölkert, aber reich an Sagobäumen; die Dschiloloser begeben sich oft hieher, um sie zu fällen. Makjan ist so groß als Ternate mit einem Feuerberge, der im J. 1746 ganz von einander borst, so daß man noch die Spalte von oben bis unten erkennt. Diese Insel wird für die fruchtbarste unter allen Molucken gehalten und war bei der Ankunft der Holländer, die hier ein Fort hatten, sehr volkreich. Batschian hat wohl 20 Meilen im Umfang, es hat Ueberfluß an Sago, Früchten, Fischen und andern Lebensmitteln, und soll auch Gold liefern; auch diese Insel ist schlecht bevölkert, die Einwohner sind äußerst faul; selbst als sie noch Nelkenbäume hatten, mochten sie sich nicht die Mühe nehmen, sie zu pflücken. Diese Trägheit war wahrscheinlich Folge des Drucks, worin sie von ihren Königen gehalten wurden; es giebt besonders viele Goldschmidte unter ihnen. Die Holländer hatten hier ehmals die Festung Barneveld. Die Sultane hatten sich jedoch ziemlich unabhängig zu erhalten gewußt; sie waren sehr stolz, weil die Dracheneier, woraus alle Fürsten der Molucken entsprungen sind, zwischen den Klippen um ihre Insel gefunden seyn sollen.

Die Molucken waren lange als das eigentliche Vaterland der geschätztesten Gewürze berühmt, und obgleich sie von den westlichern Handelsvölkern erst spät besucht wurden, so waren doch schon lange Fabeln und Sagen von

ihnen in Umlauf. Die Eingebornen lernten den Werth der Muskatnuß- und Nelkenbäume erst durch die Araber kennen, die den Bau derselben in Aufnahme brachten. Indessen hatten die Holländer doch bei ihrer ersten Ankunft viele Mühe hinreichende Vorräthe zu erhalten; die Einwohner gaben sich keine Mühe sie zu sammeln, weil die Könige den Unterthanen die Früchte abnahmen und sich allen Gewinn davon zueigneten. In den ältesten Berichten rechnet man den Ertrag der Gewürze von Ternate und Tidor auf 1000 Bar's *) für jedes, von Batschian auf 2000 und von Morty auf 6—700. Um den Alleinhandel mit diesen Producten sich destomehr zu versichern, suchten die Holländer ein System durchzuführen, das einen unfehlbaren Erfolg versprach, wenn es ausgeführt werden konnte; sie wollten nämlich den Bau derselben auf einige Inseln beschränken, die ihnen ganz unterworfen waren; sie schlossen daher um die Mitte des 17ten Jahrhunderts mit den einheimischen Fürsten Verträge, daß alle Nuß- und Nägleinbäume ausgerottet werden sollten; dafür erhielten sie Pensionen, zu Valentyn's Zeit der Herrscher von Ternate 6400 Rthlr., und für Saleyer 200, der von Tidor 2400, der von Matjan 2000, der von Batschian 700, der von Morti 150 und die Großen von Ternate 600. Allein bei der großen Zahl der Inseln war es bei der

*) Ein Bar ist gleich 600 Pfund.

strengsten Aufsicht unmöglich, den Zweck vollkommen zu erreichen, obgleich sie sogar von mehreren Eilanden selbst die Einwohner vertrieben, und in den hiesigen Gewässern zur Verhinderung des Schleichhandels beständig Fahrzeuge kreuzen ließen.

Einwohner, Verfassung, Regierung der Holländer.

Auch auf den Molucken sind ursprünglich mehrere Stämme ansässig gewesen, und noch gegenwärtig finden sich Ueberbleibsel von den Papua's; durch fremde Ansiedler, namentlich Javaner und Malaien, ward eine höhere Bildung ausgebreitet, und die Mehrzahl scheint dem gemischten Stamme anzugehören, den wir auf allen Eilanden dieses ungeheuren Archipelagus gefunden haben.

Die Einwohner der Molucken zeichnen sich durch ihre schöne Bildung, ihre kühnen Gebehrden, ihre muthige Gestalt und ihre Lebendigkeit aus; sie sind klug, munter, beredt und eingeschränkt in ihren Bedürfnissen; die ältesten Reisenden, die diese Küsten besuchten, sprechen sehr vortheilhaft von ihren Bewohnern; freilich lauten die spätern Zeugnisse anders; sie werden von den Holländern träge, trotzig, wollüstig, meuterisch, bettelhaft und treulos dargestellt; die besten, meint Valentyn, sind noch die Tidoresen; allein jene nachtheiligen Urtheile sind offen-

bar aus Vorurtheil und einseitiger Ansicht geflossen; in dem natürlichen Streben, sich einem drückenden ungewohnten Joche zu entziehen, in den Mitteln, deren sie sich bedienten, erkannten ihre Zwingherren Neigung zur Empörung, Hinterlist und Falschheit. Es beseelt sie ein gewisses Volksgefühl; auf ihre Sprache z. B. setzen die Ternataner einen so hohen Werth, daß sie sich in ihren Schriften und Verhandlungen keiner andern bedienen.

Kleidung, Wohnung, Lebensart, Sitten und die Verhältnisse des geselligen Lebens sind ganz wie auf Amboina. Die knappanliegende Tracht, die den Umriß der Glieder zeigt, erregt den ganzen frommen Eifer des ehrwürdigen Domine Valentyn. Auch die hiesigen Weiber sind in den Künsten der Verführung sehr geübt, und bedienen sich, um Liebschaften und Verständnisse anzuspinnen, der Blumensprache. Die Spanier fanden die Eingebornen sehr eifersüchtig. Die Könige von Ternate hatten ein zahlreiches Harem, wozu alle Familien ihre Töchter schicken mußten. Die Tänze sind sehr kunstreich und gefällig, und bestehen in einer zierlichen, tactmäßigen Bewegung der Füße, theils nach dem Gesang, theils nach der Trommel. Kleine viereckigte Kuchen aus Sago in steinernen Ofen gebacken, machen die Hauptnahrung aus; hiezu kommt etwas Fisch, Gemüse, langer Pfeffer oder Limonensaft. Fleisch wird nur an Festtagen genossen. Im Gebrauche ihrer Schwerter sind die Einwohner sehr geübt; sie wissen sich mit denselben

im Sprunge zu drehen, sie in die Luft zu werfen und zu fangen; allein in ernstlichen Gefechten sollen sie feige seyn und gleich die Flucht ergreifen.

Die frühere einheimische Geschichte ist sehr unbekannt; der einheimischen Sage nach sind die moluckischen Könige Kinder eines Drachen, doch stammt jeder aus einem besondern Ei. Ein Fürst, der hier vor Alters herrschte, kreuzte einmal mit einem schnellsegelnden Schiffe auf dem Wasser umher; in der Nähe von Batschian erblickte er zwischen den Klippen einige Bambusröhre, er befahl sie abzuhauen; aber kaum war der erste Schlag geschehen, als man Blut bemerkte; der Fürst ward hierüber ungemein erschrocken, aber noch mehr, als er an der Wurzel des Bambusdickigts vier den Schlangeneiern nicht ungleiche Eier fand. Während noch Alle mit der Betrachtung derselben beschäftigt waren, erscholl eine unsichtbare Stimme: „Achtet sorgfältig auf diese vier Eier und bewahrt sie wohl, es werden aus ihnen vier Fürsten geboren werden." Bald hernach kamen aus ihnen drei Männer und eine Frau hervor; jene wurden die Stammväter der Könige von Batschian, Butan, der Papuainseln und die Jungfrau ward die Gemahlin eines Fürsten auf Dschilolo; von jenen sind die Könige von Ternate, Tidor u. s. w. entsprossen, die sich durch ihre Kleidung, Sprache und die Gestalt ihrer Corocora's unterscheiden. Der Sitz der ältesten Oberkönige soll auf Dschilolo gewesen seyn, hernach scheint der erste

Rang zwischen Tidor und Ternate gewechselt zu haben. Die Könige sind auf das Vorzugsrecht ungemein eifersüchtig und die holländischen Statthalter mußten sich mit der größten Vorsicht betragen, um nicht dem einen eine Ehre zu erzeigen, die ihm nicht zukam. Bei feierlichen Gelegenheiten, wo alle drei Könige anwesend waren, wurden verschiedene Tafeln angerichtet. Der König von Ternate darf allein vier Sonnenschirme führen, von denen jeder, nach der Versicherung der Eingebornen, ein Reich bedeuten soll, das außer dem Erblande von den Ternatischen Herrschern erobert ist. Die andern Könige führen nur einen. Einmal erschien der kleine Gebieter von Gorontolo (auf Celebes) am Fort Oranien, als sich gerade auch der König von Ternate dort befand, mit drei Sonnenschirmen; dieser gerieth darüber ganz außer sich und er entschloß sich lieber ganz ohne Sonnenschirme in die Festung zu gehen; der Landvoigt mußte dem Könige von Gorontolo gebieten, ebenfalls die Sonnenschirme zurück zu lassen, weil der von Ternate sie abgelegt habe. Vermöge eines andern sehr wichtigen und ausschließenden Vorrechts, heben der vorderste und hinterste Schiffer auf den Corocora's des König bei'm Herausziehen ihrer Ruder aus dem Wasser die Spitze in die Höhe, halten sie über den Kopf und drehen sie um. Niemand darf sich dieser Auszeichnung bedienen, als wem sie der König aus besonderer Gnade erlaubt. Die Etikette und das Ceremonielle ist unerschöpflich an Regeln und Vorschrif-

ten, worauf sie mit der größten Strenge halten. Bei'm Tode eines moluckischen Königs schicken die Uebrigen, nach alter Sitte, Gesandten, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erzeigen. Rudert ein Fürst bei dem Aufenthaltsorte eines andern vorüber, so müssen die Trommeln, die den Rudertact angeben, so lange schweigen; das Gegentheil gilt für eine Beleidigung, die nicht selten zu Kriegen führt. Die größte Beleidigung ist es, wenn sie bei'm Vorüberschiffen rückwärts mit der Spitze ihrer Ruder das Wasser vorwärts spritzen; auch gilt es für ein Zeichen des Hohns und der Verspottung, wenn bei'm Ansegeln eines Dorfs oder eines Strandes das Vordertheil des Schiffs gerade darauf gerichtet wird; bei freundlichen Besuchen wird das Fahrzeug in der Nähe des Landes umgewendet.

Ternate hat verschiedene kühne und unternehmende Fürsten gehabt, die sogar sehr große Eroberungen gemacht haben; bei der Schwäche und Aufgelöstheit, die auf allen diesen Inseln herrschten, hatten sie keine Schwierigkeit, aber auch weder rechte Festigkeit noch lange Dauer; sie fallen erst in's Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Auch dem Könige von Tidor waren verschiedene auswärtige Besitzungen, besonders an der Küste von Dschilolo, unterworfen.

Die Verfassung auf den Eilanden war sich in den frühesten Zeiten ziemlich gleich; den Königen stand ein Gugugu oder Staatskanzler zur Seite, der unter der Oberaufsicht des Königs alle Geschäfte verwaltete. Seewesen stand unter

dem Capitän Laut *), und die Rechtsangelegenheiten besorgte der Kimelaha Marasoli oder Oberrichter. Höchst merkwürdig ist die Erscheinung von Volksvertretern; es waren ihrer vier mit besondern Ehrennamen, ihre Macht war noch größer als die des Königs und seiner drei ersten Diener; sie mußten dafür sorgen, daß die vollziehende Gewalt das Volk nicht drücke und tyrannisch behandle, ohne ihre Einwilligung ward nichts Wichtiges entschieden. Sie hatten das Recht den König zu wählen und ihn im Fall der Noth abzusetzen. Die Rathsversammlung ward in einem Saale gehalten, in dessen Mitte sich vier Säulen erhoben, bei welchen die vier Volksmänner ihre Sitze hatten. Zur Beschränkung ihres großen Ansehens waren noch 9 Soa Sivas oder Häuptlinge ernannt, die gleichsam die Beschirmer des Königs waren. Ueberdies saßen noch verschiedene andere Große in der Reichsversammlung oder dem Staatsrathe, doch ohne entscheidende Stimme. Diese Einrichtungen verrathen offenbar eine gewisse politische Bildung, und verdienen um so mehr bemerkt zu werden, je bestimmter sie die gewöhnliche Vorstellung widerlegen, als wenn im Oriente nur der wildeste Despotismus geherrscht habe. Die menschliche Natur strebt überall nach Freiheit; der Despotismus geht nur aus gewaltsamer Un-

*) Das erste Wort ist von den Europäern hinzugesetzt.

terdrückung hervor und eine abergläubische Religion ist seine Stütze; besonders hat der Islam, der auch hier von Javanern gepflanzt ward, dazu beigetragen, eine unumschränkte höchste Gewalt zu begründen, durch ihn ist das muhamedanische Successionsgesetz eingeführt und der Einfluß der Mulla's und Imam's entstanden.

Die Holländer haben die einheimischen Könige zwar nicht ganz bei Seite geschoben, allein nach und nach sehr eingeschränkt; die Landvoigte richteten es so ein, daß nur diejenigen gewählt wurden, die sie wünschten; äußerlich wurden sie freilich mit einer gewissen Schonung behandelt; es wurden ihnen allerlei Ehrenbezeugungen zugestanden; der Landvoigt ließ ihnen, wenn sie ihn besuchten, die Oberstelle (aber nicht, wenn sie in Angelegenheiten der Compagnie zu ihm kamen). Allein im Grunde wurden sie in großer Abhängigkeit gehalten; Niemand durfte sie ohne Erlaubniß des Landvoigts besuchen, ihnen Briefe mittheilen oder nur mit ihnen sprechen; der holländische Statthalter erlaubte es sich, Briefe, die an sie kamen, zu erbrechen, und wenn es ihm nöthig schien, nach Batavia zu schicken. Sie durften keine Fremde, weder Europäer noch Indier, zulassen, und ohne Vorwissen der Compagnie keine Kriege führen. Den Holländern stand es frei überall Festungen anzulegen. Die einheimischen Fürsten wurden, wenn sie sich das Mißfallen ihrer guten Freunde und Schutzherren zuzogen, entthront und verbannt. Freilich wurden sie oft des holländischen

Jochs überdrüssig; sie zettelten Verschwörungen an, die durch Zufall entdeckt und mit wilder Grausamkeit gerächt wurden; immer größere Einschränkungen folgten einem jeden solcher Versuche, und die Fürsten sanken zu bloßen Scheinkönigen hinab. Durch das System der Pensionen, das in Ternate auch auf die Großen ausgedehnt ward, deren Ansehen die Holländer herzustellen und zu unterstützen suchten, sollten die Gemüther, indem der Eigennutz befriedigt schien, mit der Unterdrückung ausgesöhnt werden.

Die Molucken wurden von den Portugiesen im J. 1511 unter dem Antonio de Breo entdeckt, sie handelten seitdem auf diesen Inseln, und es blieben einzelne Abentheurer zurück; Franz Serrano z. B. hielt sich bei dem Könige von Ternate auf, um Spezereien einzukaufen; weil er aber dem Herrscher in seinen Kriegen gegen Tidor beigestanden hatte, ward er von dem Gebieter dieses letztern Eilands kurz vor Ankunft der Spanier vergiftet. Um andere Völker von Versuchen zur Auffindung dieser Wunderinseln abzuhalten, hatten die Portugiesen ausgebreitet, daß sie in einem wegen der Untiefen unzugänglichen Meere, unter einem neblichten, mit ungesunden Dünsten schwangern Himmel belegen wären, und daß es auf ihnen kein trinkbares Wasser gebe. Die Gefährten Magellan's fanden, indem sie nach dem Tode ihres Führers zuerst westwärts bis nach Palowan und Borneo geschifft waren, aber hernach umgekehrt, die Inselgruppen zwischen Borneo und Celebes und die

Molucken. Mit leichter Mühe erkennt man die meisten Namen in Pigafetta's Bericht wieder. Die Spanier ankerten am 8ten November 1521 bei Tidor und wurden von dem Könige mit großer Vorliebe aufgenommen, der sie versicherte, daß ein Traum ihm ihre Ankunft vorher verkündigt habe. Wahrscheinlich durch diese Erscheinung fremder Abentheurer wurden die Portugiesen veranlaßt, eine Niederlassung auf Ternate anzulegen und eine Festung zu bauen; sie herrschten mit großer Strenge und fügten den einheimischen Fürsten viele Drangsale zu; daher entstand ein heftiger Unwille gegen sie und es wurden oft Versuche gemacht sie auszurotten und zu vertreiben. Die Holländer kamen zuerst 1599 nach Ternate und tauschten die edlen Gewürze spottwohlfeil gegen Glaswaaren ein. Der Unterseevoigt*) Cornelis Sebastianszoon erstürmte 1605 die Festung auf Tidor, und die Spanier und Portugiesen, die etwa 500 Mann stark waren, erhielten Erlaubniß sich nach den Philippinen zu begeben. Aber schon im folgenden Jahre kamen sie wieder und vertrieben, unterstützt von den Tidoresen, ihre Feinde. Die Ternataner hingegen, aus Feindschaft gegen ihre Nachbaren, forderten die Holländer zum Beistande auf; der Seevoigt Matelief stellte die

*) Dieses Wort ist nicht aus Purismus gewählt, sondern nur eine genaue Uebersetzung des gewöhnlichen holländischen Ausdrucks Onderzeevoogd.

Angelegenheiten wieder her im J. 1607 und baute mit Hülfe der Eingebornen die Festung Orange. Die Spanier behaupteten sich jedoch noch auf derselben Insel zu Gamma Lamma oder Nostra Senhora del Rosario, verließen diesen Ort aber freiwillig im J. 1663 und begaben sich nach den Philippinen; sie konnten die Concurrenz im Handel mit den Holländern nicht aushalten und wollten also die Kosten ersparen, die die Niederlassung erforderte. Alle ihre Festungen wurden von den Holländern geschleift. Die Portugiesen hatten das Christenthum sehr weit ausgebreitet, obgleich verschiedene Könige es verfolgten; den Holländern scheint die Beförderung desselben jedoch wenig am Herzen gelegen zu haben. Nachdem die Gewürze ausgerottet waren, wurden die Moluccen nur als ein militairischer Posten, der aber für den Schlüssel zu den eigentlichen Gewürzinseln galt, betrachtet; deswegen ward auf die Befestigung des Forts Orange viel verwandt und es lag eine starke Besatzung daselbst; allein die Engländer nahmen es am 28sten August 1810 mit einer Handvoll Leute, obgleich es im vorigen Kriege wiederholten Angriffen widerstanden hatte.

Die Moluccen waren für die Holländer seit lange eine Last und die Behauptung Ternate's hatte, nachdem das Monopol des Gewürzhandels einmal verloren war, kaum noch einen Zweck; nicht nur die Franzosen hatten Gewürznelken und Muskatnüsse nach den Maskarenischen Inseln und Guiana verpflanzt, sondern

die Engländer hatten ihre Eroberungen im J. 1796 benutzt, um Ableger und Schößlinge von diesen kostbaren Gewächsen nach Bengalen und der Westküste von Sumatra zu bringen. Hiedurch war eine gänzliche Veränderung im Handel mit den Gewürzen entstanden, das Monopol konnte nicht länger behauptet werden. Marschall Daendels hatte manche Verbesserungen in der Verwaltung eingeführt, er hatte die Absicht, Ternate ganz aufzugeben, und ward nur durch die vielen Vorstellungen, die dagegen erhoben wurden, von der Ausführung dieses Beschlusses abgehalten.

Daß die Bewohner aller dieser Eilande sich unter der englischen Verwaltung weit besser befunden haben, als unter der holländischen, ist ausgemacht; und die Abneigung unter den harten Druck zurückzukehren, ist sehr natürlich. Der angeführte holländische Statthalter behauptet selbst in seinem Berichte, daß die Spacereiinseln bei einer verständigen Verwaltung einen großen Ueberschuß gewähren würden, aber natürlich auf Kosten der Unterthanen; Produkte, die er zu einem Ertrage von 1,716,666 Rthl. berechnet, sollten diesen mit 68,750 Rthl. bezahlt werden. Kann man den Einwohnern von Amboina die Erbitterung über eine so schreiende Ungerechtigkeit verdenken? Muß man nicht wünschen, daß sie den Kampf, den sie angefangen haben, glücklich bestehen mögen?

Oestlich von den eigentlichen Molucken, etwa von 6 Gr. n. Br. bis zum 2 Gr. s. Br. erstreckt sich eine lange Inselkette in ununterbrochner Reihe, die die Holländer unter dem allgemeinen Namen der Noorderinseln begriffen. Die Zahl ist sehr groß und zum Theil kennt man nicht einmal ihre Namen; einige sind unbewohnt, viele bloße Felsen. Sie blieben ziemlich unberührt von dem großen Verkehre; selten landete ein Schiff an ihren Ufern; die Einwohner sind daher wilder und roher als die andern Völkerschaften dieses Archipelagus, der Umgang mit ihnen wird auch durch den Umstand erschwert, daß eben der Abgeschiedenheit wegen sich fast auf jedem Eilande eine eigne Mundart gebildet hat. Die Holländer haben auch auf ihren Gewürzjagden diese Inseln besucht, und die Bäume, die sie fanden, umgehauen; allein sie scheinen ihren Zweck nicht ganz erreicht zu haben; sie sind zum Theil sehr reich an Lebensmitteln, besonders Kokosnüssen, die so äußerst wohlfeil waren, daß man für ein schlechtes Messer 300 und mehr Stücke eintauschen konnte. Der Habsucht versprachen sie indessen keine Befriedigung, höchstens raubten die Holländer einige Sklaven.

Am nördlichsten liegen die Talatschen Eilande, worunter Lirong und Kabruwang am bekanntesten sind. Weiter südlich liegt die große Insel Sangir, die ungefähr 30 Meilen im Umfange hat, und mit guten Ankerplätzen versehen ist: sie ist gut bewohnt und bietet allerlei Erfrischungen dar. Mitten durch das

Eiland läuft eine Bergkette, die nordwärts mit einem hohen Vulkan endigt, dessen Ausbrüche bisweilen schreckliche Verheerungen anrichten. Es giebt viele kleine Oberhäupter, die sich Könige nennen; zu den mächtigsten und in der moluckischen Geschichte berühmtesten gehören die Herrscher von Candahar im Nordwesten der Insel; noch wichtiger war der Fürst von Tabukang, der sich viele Gebiete unterworfen hatte. Die Holländer unterhielten hier in der Zeit ihrer Blüthe eine Besatzung, und im J. 1709 hatte das Christenthum große Fortschritte gemacht.

Die Insel Sjauw ist hoch und gebirgigt, sie hat nur Kokosnüsse und Ubiwurzeln, die Einwohner müssen sich aus Mangel besserer Fische mit getrockneten Hayen behelfen, die eine schlechte Nahrung gewähren. Man findet bisweilen Ambra, auch guten Schwefel, obgleich nicht in großer Menge. Auch auf Sjauw ist ein Vulkan, der beständig in Bewegung ist, und bald Asche, bald Steine und Wasser auswirft. Sonnerat bemerkte bei'm Vorüberschiffen Ströme, die siedend aus den Seiten des Berges hervorbrachen und unter tobendem Geräusche in Wasserfällen herunterstürzten; ein dichter Dampf erhob sich über dem heißen Wasser, bis es sich mit dem Meere vermischte. Die Holländer besaßen auch hier eine Festung, haben sie aber längst verlassen. Bis spät in's 17te Jahrhundert hielten sich hier auch Jesuiten auf, die

die dem katholischen Glauben viele Anhänger erworben hatten.

Die Einwohner des Eilands Tagulanda haben ein sonderbares Gottesurtheil; die beiden Streitenden tauchen in's Meer und wer am längsten unter dem Wasser bleibt, hat gesiegt. Sie zeichnen sich durch ihre Geschicklichkeit und Unerschrockenheit zur See aus; die Holländer verdankten die Erhaltung vieler Schiffe und Menschen ihrer Seekunde, Vorsicht und Ueberlegung. Auf dieser Insel gab es namentlich Nägleinbäume, die den Spähern entgangen waren.

Neben der Küste von Celebes östlich von Bangai liegen die drei fruchtbaren Xulla-Inseln, die in frühern Zeiten von den Holländern besetzt waren, jetzt aber vermuthlich ebenfalls aufgegeben sind. Die Eingebornen werden in ihren Berichten von einer sehr schlechten Seite geschildert. Xulla Mangoli ist unbewohnt. Xulla Telgaba hat eine sehr zerrissene Gestalt, ist von Riffen umgeben und von Meerengen durchschnitten. An der Ostseite ist ein gefährlicher Meerwirbel. Xulla Besi ist am volkreichsten. Politisch standen diese Eilande unter der Statthalterschaft von Ternate.

Die Suluinseln.

Die Suluinseln bilden eine große, sehr zahlreiche Kette von dem nordöstlichen Ende Bor-

neo's bis nach der Westseite von Magindano; viele sind jedoch bloße Klippen, andere unbewohnt, obgleich die meisten mit Bäumen besetzt, reich an geschätzten Erzeugnissen und mit gutem Wasser versehen sind; die Küsten wimmeln von Fischen und Schildkröten. Viele von diesen kleinen Inseln bieten den Wasserbadschos, die auch hier umherschweifen und von den Suluischen Großen mehr als ihre andern Unterthanen gedrückt werden, eine Zuflucht dar. Die Schiffahrt in diesen Gewässern ist wegen der vielen Untiefen sehr gefährlich und die sinesischen Junken müssen an mehren Stellen mit Stangen fortgeschoben werden; diese seichten Plätze sind aber am meisten für die Perlfischerei geeignet, die für die Einwohner eine Quelle des Reichthums und Pflanzschule von Seeleuten zur Bemannung ihrer Praws ist. Die Namen der Inseln sind zum Theil von ihrer Aehnlichkeit mit irgend einem Gliede des menschlichen Körpers entlehnt; die Bedeutung ist oft höchst schmutzig und unanständig; Dalrymple hat es daher für rathsam gehalten, die Uebersetzung wegzulassen, um züchtige Ohren nicht zu beleidigen. Der Versuch der Engländer an der Nordküste von Borneo durch Unterstützung des Sultans von Sulu eine Niederlassung anzulegen, machte die Europäer auf diese Inselgruppe einigermaßen aufmerksam; wenn der Entwurf selbst freilich aufgegeben ward, so verdankt die Erdkunde demselben doch einige nähere Auf-

schlüsse über diese bis dahin fast völlig unbekannte Gegend des indischen Archipelagus *).

Die Suluinseln zerfallen eigentlich in drei Hauptgruppen: die westlichste grade der Küste Unsang auf Borneo gegenüber ist die von Tawi-Tawi, dies ist der Name des größten Eilands, das nur schwach bevölkert ist; in der Mitte liegt ein See mit einer Insel, die flüchtigen Sklaven zum Aufenthalte dient; an einer Stelle ist sie dem Hauptlande so nahe, daß die Wurzeln eines großen Baumes eine Brücke bilden; der See ist voller Krokodille. Ein anderes noch größeres

*) Alexander Darymple war gebohren zu New Hales bei Edinburg am 24. Jul. 1737, ging 1752 nach Madras als Schreiber im Dienst der ostind. Compagnie; 1761 besuchte er wegen der Colonie auf Balambangan die Suluinseln; seine Bemerkungen hat er in verschiedenen kleinen Schriften mitgetheilt, die er nach seiner Rückkehr zur Vertheidigung der Unternehmung herausgab; das Wichtigste daraus hat der ältere Forster im 2ten Bande der Beiträge zur Völker- und Länderkunde mitgetheilt: allein weniger bekannt scheint der ausführliche Aufsatz über die Suluinseln im 1sten Bande seines oriental repertory, Lond. 1793. S. 499 und was in dem Berichte des Lieutenants J. Barton über Balambangan im 2ten Bande dieser kostbaren Sammlung S. 9 vorkommt, geblieben zu seyn. Dalrymple starb am 19ten Jun. 1808.

Binnenwasser, Dongon, liegt an der Nordostseite.

Die zweite Gruppe ist die von Sulu (Jolo bei den Franzosen); die Insel dieses Namens ist 7½ deutsche Meilen lang und drei Meilen breit, sie hat über 60,000 Einwohner, und ist in acht Gebiete getheilt. Die Hauptstadt Bowen mit etwa 6000 Einwohnern liegt an der Nordwestseite, sie hat nur eine Rhede, obgleich es diesem Theile des Archipelagus sonst nicht an guten Häfen fehlt. Diese Inseln und namentlich Sulu sind durch vorliegende Länder sehr geschützt und daher nicht wie andere Eilande dieser Gewässer den verheerenden Stürmen ausgesetzt; ein Orkan gehört zu den seltenen Erscheinungen, deren sich kaum die ältesten Leute zu erinnern wissen; die Winde sind deswegen hier auch nicht so fest als in der offenen See, ein Umstand, der auf der einen Seite die Schiffahrt zwar begünstigt, sie aber auf der andern auch oft verzögert. Der Landwind ist schwach und reicht nicht weit. Die Regenzeit, die in den tropischen Erdgegenden durch die Lage der Länder in Hinsicht auf die Meere und die Gebirgzüge bestimmt wird, ist hier nicht so regelmäßig und anhaltend wie in Indien; in der Regel bleibt die Luft hell und man kann sagen, daß Sulu eines ewigen Sommers genießt, der nur durch einzelne mit heftigen Windstößen begleitete Regenschauer unterbrochen wird. Die Nächte sind gemeiniglich kühl, auch herrscht in verschiedenen Gegenden überhaupt eine empfindliche Kälte, die nach der

Meinung der Einwohner, ein Zeichen und die Folge naher Goldminen ist.

Wenige Länder gewähren vielleicht einen so malerischen Anblick als Sulu; ungemein reizend sind die Berge, die bald herrliche Wälder, bald freie Rasenplätze, bald bis an den Gipfel angebaute Felder zeigen. Die Küste ist gemeiniglich waldig, und mit nicht geringem Vergnügen stiehlt sich das Auge durch diese Schranken in die angebauten Gegenden. Der Boden ist gut; das Land zwischen den Bergen ist nicht flach, sondern wellenförmig, überall grün, von Strömen bewässert und an vielen Stellen angebaut. Die Reisärndten schlagen aber oft fehl, die Einwohner kommen der Natur zu wenig zu Hülfe; würden die Felder wie auf Celebes künstlich bewässert, es würde nie eine Hungersnoth entstehen, was jetzt oft der Fall ist, da man nicht so sicher auf Regen rechnen kann. Es werden auch viele Wurzeln gebaut und der Reichthum an tropischen Gewächsen und Früchten ist groß. Tiekholz wächst überall im Ueberfluß, nur sind die Bäume meist in ihrem Wuchs gestört, weil die Einwohner Waldgegenden niederzubrennen pflegen, um durch das junge, aus der Asche aufsprossende Kraut das Wild anzulocken. Ueberhaupt bewächst der Boden leicht mit Gräsern, die nicht selten den Reis ersticken. Es giebt auch viel Rohr, das zum Dachdecken vortrefflich ist. Die Dörfer liegen meist an der Küste, im Innern finden sich mehr einzelne Hütten.

Etwas nördlich von Sulu liegt die Insel Pangutaran, ein bloßes Korallenbett, worauf sich kaum eine Spur von Erde findet, weswegen die Einwohner ihre Todten auch nach den benachbarten Inseln bringen müssen, um beerdigt zu werden; aber dessenungeachtet giebt es sehr hohe Bäume, besonders Kokospalmen, deren Früchte den Mangel an frischem Wasser ersetzen. Bei dem Orte Bayt-Bayt etwas südlich von dem Dorfe Maglocob an der Ostseite fand Darymple einen Kokosbaum, der aus einem andern hohlen Baume hervorgewachsen war, der Stamm war ganz wie in einem Futteral bis auf den obern Theil, an welchem die Blätter ausschlugen, eingeschlossen. Das Haus des Oberhaupts von Maglocob ruhte statt auf Pfosten, die man nicht in die Erde treiben konnte, auf 4 Bäumen, die oben abgehauen waren, und fortdauernd ausschlugen; Darymple meint, daß aus ähnlichen Beobachtungen die Sage von Völkern entstanden sey, die auf Bäumen leben, aber es scheint wirklich auf einigen Inseln rohe Stämme zu geben, die zwischen den Baumzweigen eine Zuflucht suchen. Pangutaran hat Ueberfluß an Vieh, das zwar nur klein, aber doch fett ist, an Ziegen und Hühnern; die Spanier, die ehmals eine Niederlassung hier hatten, haben auch Schweine von großem Schlage zurückgelassen. Die Insel hat an der Ostseite Korallenriffe. Unter den vielen kleinen umherzerstreuten Eilanden ist besonders die sogenannte versunkne Insel oder Apu Lambu merkwürdig;

noch bei Menschendenken ragte sie aus dem Wasser hervor, das jetzt an den seichtesten Stellen vier Faden tief über sie hinrauscht, in der Mitte hatte sie einen drei Faden tiefen See ohne Verbindung mit dem Meere und war mit Bäumen bedeckt, die natürlich alle abgestorben sind, aber noch zur Zeit Darymple's sichtbar waren; sie soll durch einen schweren Sturm überschwemmt worden seyn.

Am östlichsten oder der südwestlichsten Spitze von Magindanao gegenüber liegt Bassilan, das ebenfalls den Mittelpunkt einer Gruppe ausmacht. In der Mitte erhebt sich eine Bergkette, die Küsten sind flach, das Eiland ist waldig, aber nur schwach bevölkert; unter den Produkten sind Getreide, das der Boden in Ueberfluß hervorbringt, Kaurins und Mas Urong, ein auch auf Borneo vorkommendes Metall.

Die Einwohner scheinen mit den Bissaja's auf den Philippinen zu einem Stamme zu gehören, wenigstens besteht die Sprache hauptsächlich aus Bissajawörtern, die mit Malaiischen und Javanischen gemischt sind; dem europäischen Ohre ist die Sprache unangenehm, sie zeichnet sich durch die Menge gleichbedeutender Wörter aus, z. B. drücken sie den Begriff der Größe bei Früchten, Thieren und andern Gegenständen mit besondern Worten aus. Es giebt freilich auf einzelnen Inseln noch Idahns. aber

der Islam scheint doch ziemlich allgemein ausgebreitet zu seyn, wenigstens sind der Sultan und die Großen Muhamedaner; allein sie sind sehr unwissend, ihre Moscheen bestehen in elenden Schoppen. Die Weiber genießen ziemlicher Freiheit; Forrest sah selbst die Nichte des Sultans ausreiten. Die Kenntniß des Arabischen ist selten. Wenige können schreiben. Sie haben eigne Geschichtsbücher. Dalrymple erhielt von einem Priester kurz vor seiner Abreise die Abschrift eines Werks, das dieser für ein historisches ausgab, allein hernach fand es sich, daß er ihn betrogen und nichts weiter als ein bekanntes arabisches Märchen gegeben hatte. Ihre meisten Bücher erhalten sie von den Bugginesen.

Die Sultane von Sulu haben ihre Macht auf die meisten umliegenden Inseln und selbst über einen Theil der Küste von Borneo ausgedehnt; gegen die Spanier hegten sie einen eingewurzelten Haß und sie haben die Philippinen häufig mit ihren Seeräubereien heimgesucht. Sonnerat erzählt in seiner Reise nach Neu-Guinea einen ordentlichen Roman von einem Könige von Sulu, der wie ein zweiter Peter der Große, seinen Thron verließ, um sich auf Reisen zu bilden und in Batavia die Schiffahrtskunde und den Schiffbau lernte. Er wollte die Holländer aus ihren nächsten Besitzungen verjagen, ward aber zurückgetrieben; darauf ging er nach Manilla, um Feuergewehre einzukaufen, allein die Spanier bemächtigten sich der Güter,

die er bei sich hatte und nahmen ihn gefangen; mehrere Jahre mußte der unglückliche Fürst, der aufgeklärt war wie ein Encyclopädist und witzig wie der feinste Pariser Abbé, in einem Kerker schmachten, bis endlich aus Spanien Befehl zu seiner Befreiung ertheilt ward. Allein man sieht auf den ersten Blick, daß ein französischer Pinsel ein Gemälde im freiesten Style ausgeführt hat, und daß es dem Verfasser nur darum zu thun war, einige schöne Sentenzen anzubringen. Der wahre Zusammenhang ist vielmehr nach der neuesten Geschichte der Philippinen des Martinez de Zuniga folgender: im Jahr 1750 gingen zwei Jesuiten nach Sulu, um das Christenthum auszubreiten. Der Sultan Muhamed Alineddin nahm sie gut auf, und faßte sogar den Gedanken, selbst nach Manilla zu reisen; sie suchten ihn hievon abzuhalten, weil sie voraussahen, daß sein Bruder Batilan, ein Gegner der Christen, die Gelegenheit ergreifen würde, um sich der Herrschaft zu bemächtigen. Ihre Furcht war gegründet; nicht nur sie, sondern bald auch der König selbst mußten, um drohenden Nachstellungen zu entgehen, die Flucht ergreifen. In Manilla fand der vertriebene Herrscher eine gute Aufnahme, ward mit Geschenken überhäuft und endlich getauft und mit dem Namen Fernando belegt; die Spanier wollten den Sultan wirklich mit bewaffneter Hand zurückführen, ein Geschwader ward ausgerüstet und die Datu's erklärten sich bereit, ihn wieder anzuerkennen. Allein der Sultan hatte schon seit längerer Zeit

den Verdacht erregt, daß er das Christenthum nur zum Scheine angenommen habe, und die Spanier warfen ihm vor, daß er selbst während sie zu seinem Besten thätig waren, einen Anschlag seiner Glaubensgenossen gegen die spanische Festung auf Magindano begünstige; er ward daher verhaftet und nach Manilla zurückgeführt. Der Krieg dauerte fort; die Suluer machten einen fürchterlichen Angriff auf die Küsten der Philippinen, die fast ohne alle Vertheidigung waren; die spanische Regierung mußte sich zu Unterhandlungen entschließen, aber eine dauerhafte Ruhe kam doch immer nicht zu Stande, der König ward indessen mit der Zeit besser behandelt und bei der Eroberung Manilla's durch die Engländer im Jahr 1762 befreit; er scheint hernach auch wieder in seine Würde hergestellt zu seyn, obgleich die nähern Umstände darüber nirgends mitgetheilt werden.

Die Verfassung ist sehr zusammengesetzt und merkwürdig; die Würde des Sultans, der sich den Titel Emir al Mumenim, Fürst der Gläubigen, zueignet, ist erblich, allein seine Macht ist durch die Verfassung ungemein beschränkt, obgleich er freilich nach und nach die gesetzlichen Schranken ziemlich zerstört hat. Die Herrscher von Sulu bekümmern sich wenig um die Stände, nur bei großen Gefahren und Verlegenheiten machen sie schöne Versprechungen, aber gar nicht in der Absicht sie zu halten; „ehemals, sagte der alte Fischer Bahatol, dem Darymple viele Aufklärungen verdankte, glichen der Sul-

tan und seine Stände dem Stein und der Fassung eines Ringes, aber anjetzt scheint der Stein sich der Fassung als unnöthig entledigt zu haben." *)

Dem Könige stehen die Datu's oder Großen zur Seite, die alle aus königlichem Stamme entsprossen sind, und eine bestimmte Anzahl von ihnen, die gewisse Würden bekleidet, bildet den Rath des Sultans, der eigentlich nur eine Stimme hat. Der Maha Radscha Lela ist berechtigt dem Könige und allen Großen Vorstellungen zu machen, sobald sie ihre Pflichten nicht erfüllen und in Hinsicht auf seine Amtsverrichtungen unverletzlich. Hätte man auf Sulu Druckereien, so würde man vermuthlich die Preßfreiheit als ein noch vollkommneres Mittel zu dem Zwecke ansehen, den man durch diesen Beamten zu erreichen sucht. Ein anderer bedeutender Mann ist der Orankei Mallik, der Volksvertreter, der die Rechte des Volks beschützen soll und ohne dessen Genehmigung kein Beschluß des Sultans gültig ist. Der Name Panglima bezeichnet eine kriegerische Würde, die sich etwa der Ritterschaft vergleichen läßt; sie wird durch irgend eine tapfere That erworben und von dem Sultan ertheilt. Auch die Oberhäupter der einzelnen Gebiete, die eine fast unumschränkte Ge-

*) Es ist kein satyrischer Seitenhieb auf unser liebes Deutschland, sondern wörtlich aus Dalrymple Oriental repertory I, S. 541.

walt haben, führen diesen Titel. Die umliegenden Inseln sind Lehne der Datu's, die sich große Bedrückungen erlauben; sie nehmen z. B. die Töchter ihrer Unterthanen fort, wie einst die liefländischen und esthnischen Junker ihre leibeignen Mädchen. Ihnen gehören die größten Perlen, die auf den an ihr Gebiet stoßenden Bänken gefunden werden; die Sinesen kaufen indessen die besten heimlich von den Fischern.

Den sittlichen Charakter der Suluer schildert Dalrymple von einer sehr schlechten Seite, er nennt sie den Abschaum der Menschheit, ein verworfenes Geschlecht, dem kein Laster fremd ist, das nur eine gute Eigenschaft, Muth besitzt, der aber von ihrer Verrätherei und ihrer Hinterlist weit aufgewogen wird. Die Großen leben sehr ausschweifend. Auf der westlichen Seite ist der Diebstahl besonders allgemein. Im Gebrauche des Feuergewehrs sind die Suluer nicht sehr geübt, sondern sie verlassen sich auf Lanze, Schwert und Dolch. Sie lieben europäische Musik und Tänze und haben philippinische Sklaven, die auf der Violine spielen. Forrest sah im J. 1773 den Sultan eine Menuett mit seiner Nichte tanzen; die Datu's führten einen Landtanz auf, aber, wie der Engländer meint, wegen ihrer schweren Pantoffeln sehr schlecht. Die Männer gehen gemeiniglich in weißen, bis auf den Unterleib zugeknöpften Wämsern und weißen Hosen; die Frauen tragen ein feines weißes Mieder, das knapp anschließt und einen Rock über Beinkleider, die bis auf die Knie reichen.

Beide Geschlechter lieben das Spiel. Die Suluer haben viele Sklaven, die sie hart und grausam behandeln, und häufig nach Passir (auf Borneo) verkaufen.

Diese Inseln waren ehmals der Mittelpunct eines großen Verkehrs, die Portugiesen besuchten sie häufig; jährlich kamen, so lange der Handel in Japan erlaubt war, einige Schiffe von diesem Eilande und brachten Silber, lackirte Sachen und andere Waaren, die von Hindustanern, Ceilonesen, Javanern und Malayen eingehandelt wurden. Jetzt ist der Handel ausschließend in den Händen der Sinesen, die jährlich sich mit einigen Junken einfinden; sie sind manchen Erpressungen ausgesetzt; sie können freilich weder hier noch auf Magindano zu Sklaven gemacht werden, allein die Datu's nöthigen sie Geld zu hohen Zinsen von ihnen anzunehmen, und nur wenn der Gläubiger sich stellt als wolle er das Land verlassen, lassen sie sich das Capital zurückzahlen. Der Sultan ist der vornehmste Kaufmann in seinem ganzen Lande, und natürlich folgen die Datu's diesem Beispiele. Sinesische Zeuge vertreten die Stelle des Geldes, in kleinen Zahlungen der Reis in der Hülse, dessen kleinstes Maaß einer Kokosnußschale gleich ist. Es finden sich hier alle die geschätzten Waaren, die den Reichthum dieser Inselwelt ausmachen, wenn auch nicht alle in gleicher Menge, selbst die Leckereien der Sinesen, die Vogelnester, der Trapang, Agal-Agal, besonders aber Perlen und Perlmutter, Spezereien,

Ambra, Moschus u. s. w. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in groben sinesischen Zeugen, Pfannen und Geschirr aus Gußeisen. Die Bugginesen, die jedoch nur auf ihren Fahrten nach Manilla hier anlegen, bringen hauptsächlich baumwollene Waaren von Celebes mit, die sie gegen Sklaven vertauschen. Die Suluer selbst sind gute und erfahrne Seeleute, sie machen aber nur Raubzüge, hauptsächlich um Sklaven auf den philippinischen Inseln zu erbeuten. Sie verstehen sich auch auf den Gebrauch des Kompasses, dessen Kenntniß sie nebst der des Schießpulvers den Sinesen verdanken.

Ehe wir diese Inseln verlassen, müssen wir mit wenigen Worten noch einiger andern nach Westen belegenen Eilande gedenken, die zum Theil auch von dem Sultan von Sulu abhängig sind. Erst Cajajan Sulu, das sich heiter darstellt, einen ungemein üppigen Pflanzenwuchs und einen Ueberfluß an Guaven und Kokosnüssen hat, allein die Ratzen zerstören alles und oft vernichteten auch Orkane die Aerndte vor der Reife; die Spanier hatten hier Missionarien, deren Unterhalt sehr kostbar war, selbst die Schiffe, die ihnen Lebensmittel und andere Unterstützungen zuführen sollten, wurden oft von den Stürmen zerschmettert. Grade nördlich über Borneo neben Balambangan liegt die Insel Banghey, die einen reichen Boden hat und

die vortrefflichsten Jams, Patato's, Pisangs, Limonen, Holz und andere Erzeugnisse hervorbringt, sie ist gut bewässert, hat aber wenig Einwohner. Vorzüglich verdient noch die große Insel Palawan oder Paragoa eine besondere Erwähnung, die nordwärts von Borneo in einer nordöstlichen Richtung bis an die Philippinen hinausstreicht, sie ist etwa 70 Meilen lang und im Durchschnitt acht Meilen breit. Das Land ist im Ganzen flach und eben, aber reich an allerlei Erzeugnissen, Harz, vortrefflichen Spazierstöcken, Rottings, kostbaren Holzarten, Salpeter u. s. w. Es soll auch Goldminen geben. Die Einwohner verarbeiten die Fasern aus einer Art Pisang, die Tinduhk genannt wird, zu einem leichten, kühlen Zeuge. Die Insel soll sehr ungesund seyn; merkwürdig ist eine Krankheit, von der die Haut ganz schuppig wird und wie Kleie abfällt, sie ist die Folge von dem übermäßigen Gebrauche eines Getränks aus der Pfefferwurzel, das auch auf den Südseeinseln gebräuchlich ist, und hier ähnliche Wirkungen hervorbringt. Die Begleiter Magellan's besuchten Paragoa auf ihrer Fahrt, sie fanden Lebensmittel in Ueberfluß, die Einwohner waren mit Ringen, Ketten und andern Kostbarkeiten geschmückt, übrigens gingen sie nackt; ihre Waffen bestanden in Bogen und Blaseröhren, woraus sie vergiftete Pfeile schossen; an ihren Bogen war ein Stück Eisen befestigt, dessen sie sich bedienten, wenn die Pfeile verschossen waren. Die Einwohner kannten bereits die Kunst Arrak zu

verfertigen; Hahnengefechte waren ein Lieblingsvergnügen; auch herrschte hier die Sitte, Bündnisse durch Blut zu bestätigen.

Im Innern scheinen Papua's zu hausen; die Bewohner der Ostküste, die am bevölkertsten ist und am meisten besucht wird, sollen Idahns seyn. Der größte Theil war den Suluern unterworfen. Die Spanier haben am nördlichen Theile ein Fort Tai-Tai, und treiben hier einigen Handel. Die Franziskaner schickten Glaubensboten nach der Insel, zu ihrer Sicherheit ward unter dem unglücklichen Statthalter der Philippinen Don Bustenante 1717 eine Niederlassung zu Labo (wahrscheinlich Lavi auf der Südspitze) angelegt, die aber nicht lange bestanden zu haben scheint.

Die Insel Magindano. (Melindeno)

Eine der größten Eilande des indischen Archipelagus, die man oft mit Unrecht zu den Philippinen zählt, sie liegt zwischen dem 5 Gr. 40 M. und 9 Gr. 55 M. n. Br. und zwischen 119 Gr. 30 M. bis 125 Gr. östl. L. v. Greenwich; ihre Größe kommt der von Ireland gleich. Ihre Gestalt ist höchst unregelmäßig, die Ufer sind eingeschnitten und voller Buchten, Spitzen und Vorgebirge, und ist mit einer Menge kleinerer, zum Theil unbewohnter Inseln umgeben. Magellan landete im Mai 1521 bei Butuan an der Nordküste; Pigafetta besuchte den Radscha

und

und ward gut von ihm aufgenommen; damals war der Islam noch nicht hieher gedrungen, denn die Einwohner waren nicht nur dem Trunke sehr ergeben, sondern bewirtheten ihren Gast auch mit Schweinfleisch, das ihre muhamedanischen Landsleute verabscheuen. Die Spanier trieben von den Philippinen aus seit lange mit dieser Insel Verkehr und legten auch Niederlassungen an. Schon im J. 1667 ward das Werk eines span. Jesuiten und Missionärs des Franz Combes, der zu Manilla 1665 gestorben war, über diese Insel gedruckt *). Dampier besuchte sie mit dem Capitän Swan, dessen unglückliches Schicksal wir hernach erzählen werden, und theilt treffliche Bemerkungen mit, die Forrest zum Theil bestätigt, zum Theil ergänzt hat. Meares, der auf seiner Reise von China nach der Nordwestküste von Amerika hier landete, hat unsre Kenntniß von Magindano wenig bereichert **).

Eine große Bergkette durchstreicht die Insel, der Boden ist grün und üppig und in den Thälern finden sich herrliche Weiden, die von großen Viehheerden durchstrichen werden. Oft wüthen

---

*) Wir haben nicht Gelegenheit, diese Arbeit zu benutzen.

**) Schon G. Forster (Kleine Schriften Bd. 4.) und Sprengel in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde Bd. 2. haben die Nachrichten über diese Inseln zusammengestellt.

furchtbare Vulkane, ein schrecklicher Ausbruch hatte etwa 10 Jahre vor Forrest's Anwesenheit (1775) Statt; ein Berg an der Westküste borst von einander, und bedeckte einen ganzen Landstrich mehre Fuß hoch mit Steinen und vulkanischem Sande; der Aschenregen flog bis nach Sulu, 20 Meilen weit; ein Fluß ward verstopft und jener grüne Waldsaum, der alle malaiischen Küsten von Atschin bis nach Neuguinea einfaßt, machte einer andern Pflanzung von langem Grase, Rohr und Unterholz Platz, die indessen in der schnellen Triebkraft dieses Bodens und Himmels bald neuen Palmbäumen den Boden bereitet. Die Ländereien der Ilano's litten durch diesen Ausbruch so sehr, daß viele Einwohner nach Sulu und Borneo auswanderten. Im Gebiete von Kalangan (an der Südostseite) liegt ein hoher Berg, der bisweilen Bimimsteine auswirft; wenn dies eine Zeit lang nicht geschieht, glauben die Einwohner, daß der Gott, der darin herrscht, böse sey, und opfern, um ihn zu versöhnen, einen abgelebten Sklaven, den sie für einen geringen Preis kaufen. Nach allen Richtungen ist Magindano von größern und kleinern Flüssen durchschnitten und mit vielen beträchtlichen Seen angefüllt; der Name sogar soll ein Volk in einem Lande um einen See bedeuten. Die größten sind der See Mandanao im Norden und Ilano im Süden. Der letztere hat einen Umfang von 15 Meilen und ist eine Tagereise breit; es ergießen sich verschiedne Flüsse in ihn, aber nur einer führt die Wassermasse

in's Meer; der südwestliche Theil des Sees ist von unergründlicher Tiefe, seine Ufer werden von vielen Stämmen unter besondern Gebietern bewohnt. Im Innern mag manches Merkwürdige verborgen seyn; Forrest besuchte eine Salpeterhöhle am Tamantakkafluß, einem Arme des Pelandschi, an welchem die Stadt Magindano liegt. „Nachdem wir den Strom einige Meilen hinaufgerudert waren, erzählt dieser unternehmende Reisende, liefen wir in einen kleinen Bach von himmelblauer Farbe und sehr unangenehmen Geruche und Geschmacke ein, der aus dem Salpeterberge entspringt. Wir gelangten endlich mit Mühe an den Fuß desselben, und klimmten eine viertel (engl.) Meile sehr jäh hinauf; ein Loch etwa 10 Fuß im Durchmesser und 30 Fuß tief führte uns durch Hülfe einiger quer gelegter Stangen auf einen kreisförmigen Platz, der 25 Fuß im Durchmesser hatte; genau über demselben war eine Oefnung von etwa 6 Fuß, welche nebst der Oefnung, durch die wir hineinkamen, dem Lichte den Zugang gewährte. Hierauf stiegen wir durch einen abschüssigen engen Gang, der nur für einen Menschen Raum hatte, in einen prächtigen runden Saal mit einem ebnen Boden von Erde, dessen Höhe 25 und der Durchmesser 30 Fuß betrug. Von der Decke hingen Zacken wie Eiszapfen hinab, und ähnliche halbe Eiszapfen erhoben sich an den Wänden 5—6 Fuß gegen den Dom, den traubenförmigen Säulen eines gothischen Gebäudes gleich. Aus dem Saale traten wir in eine, ungefähr

200 Ellen lange Gallerie, die 7 oder 8 Fuß breit, und 6 bis 10 Fuß hoch war. Die Wände und die Decken sahen wie von schmutzigem Quadersteine aus; der Boden war durchaus eben, aber an den meisten Stellen bis an die Knöchel mit Unrath bedeckt. Kleine Fledermäuse flogen um uns in unendlicher Zahl und ich vertheidigte mich gegen sie mit der Fackel, die ich in der Hand hielt. An den Seiten des Ganges hingen diese Vögel der Nacht mit kleinen Haken an den Flügeln. Bei der Rückkehr sah ich noch den Eingang zu einer andern Gallerie, und ich fühlte einen leisen Luftzug, bei dem die Fackel mehr aufflammte. Ich hörte, daß dieser Gang sehr lang sey und einen andern Ausgang habe, aber in so großer Entfernung, daß keiner meiner Begleiter versucht hatte ihn zu erforschen. Ich war baarfuß hineingegangen, der unreine klebrichte Stoff hatte sich so fest an meine Füße gesetzt, daß er sich nicht leicht abwaschen ließ. Aus dieser Masse wird der Salpeter mit einem Zusatze von 2 Theilen Holzasche bereitet; indessen ist das hiesige Pulver sehr grobkörnicht und hat nur wenig Stärke." Das Klima wird für gesund gehalten.

Die Insel ist reich an mannichfaltigen Erzeugnissen; sie hat Reis in Ueberfluß, eine herrliche Art der Cassia, Tabak von vorzüglicher Güte, schon zu Dampiers Zeit und wahrscheinlich von den Philippinen hieher gebracht, Zuckerrohr, Kanel, der bei gehöriger Behandlung dem von Ceylon nicht nachstehen soll, Wachs, Schild-

kröten und Vieh. Der hiesige Schlag von Pferden ist klein, aber sehr lebhaft. Zum Ackerbau bedienen sich die Eingebornen der Büffel. Bei dem gänzlichen Mangel an reißenden Thieren vermehrt sich das Wild ungemein. Dem Pigafetta versicherten die Magindanoer, daß sich Gold in außerordentlicher Menge finde, und der König von Butuan sagte, man sammle es in Stücken von der Größe einer Nuß, mit Erde gemischt, die gesäubert werde; er besaß auch viel goldnes Geräth und seine Zähne waren mit Goldblättchen belegt. Ein Eingeborner gab eine große massive Goldstange für 6 Glaskorallen, allein Magellan verbot diesen Handel, weil das Volk nicht merken sollte, daß die Spanier das Gold höher schätzten als ihre Waaren. Die Holländer behaupten jedoch, wahrscheinlich um andere Völker abzuschrecken, daß kein Gold gewonnen werde. Daß die Haraforas Gold sammeln, aber keinen Gebrauch davon zu machen wissen, sagt auch Forrest. Der Handel ist sehr schwach. Eisen ist hier und auf den Philippinen der geschätzteste Tauschartikel, der Handel damit ist aber ein Monopol der spanischen Regierung und nur ihren Geschäftsträgern erlaubt.

Politisch theilt Forrest die Insel in drei Theile; der größte und ansehnlichste, der ehmals fast die ganze Seeküste umfaßte, gehört dem Sultan von Magindano oder Selingan; die Hauptstadt liegt an der Südseite an der Illanobay, etwa 2 Meilen vom Meere bei der Vereinigung des Melampi mit dem Pelandschi; sie

besteht eigentlich aus 2 Städten zu beiden Seiten des Stroms, die durch eine Brücke verbunden sind. Die Bauart ist dieselbe, die wir auch auf den andern Inseln gefunden haben; die Häuser stehen dicht am Ufer auf Pfosten, die Einwohner ziehen jedoch einzelne von Pflanzungen umgebene Wohnungen dem Aufenthalte in der Stadt vor; sie lieben das Bad und jedes Haus hat einen mit Pfählen gegen die Alligators eingehegten Badeplatz. Der Pallast des Sultans übertrifft die übrigen Häuser an Größe und Umfang, ist auf eine der Lage des Landes sehr angemessene Weise eingerichtet und stark befestigt. Die innern Abtheilungen können willkührlich durch leichte Wände von Latten und Vorhänge erweitert und vermehrt werden. Das eine Ende des Audienzgemachs war ganz mit porzellainenen Gefäßen zum Theil von ungeheurer Größe besetzt.

An der Nordost- Nord- und Westseite der Insel haben die Spanier beträchtliche Gebiete an sich gerissen und mit Kolonien von getauften Bisajas besetzt, doch scheinen sie in neuern Zeiten sehr eingeschränkt worden zu seyn. Ihr Hauptort ist Samboangan an der Südwestseite (6° 55′ n. Br.); er hat keinen Hafen, sondern nur eine Rhede, die aber durch verschiedene Inseln ziemlich geschützt ist; die beiden Forts sind verfallen und, nach Meares, scheint der Einfluß der Spanier selbst hier sich nicht weit über die nächste Gegend zu erstrecken. Ringsumher sind Wachhäuser auf 12 Fuß hohen

Posten angelegt, um die Ankunft der Seeräuber und der einheimischen Völker zu erspähen, mit denen sie sich in einem beständigen Kriegszustande befinden. Die Spanier haben in frühern Zeiten die Niederlassung mehrmals aufgegeben, sie aber doch wieder hergestellt, vermuthlich weil Einzelne ihren Vortheil dabei haben. Der Gouverneur hat durch den Handel, den er treiben kann, eine sehr einträgliche Stelle, und die Entfernung aller Aufsicht macht es möglich selbst ungerechte Mittel zur Bereicherung anzuwenden. Gegen den Capitän Douglas, der in Gesellschaft des Capitäns Meares nach der Nordwestküste von Amerika segelte, aber hier zurückbleiben mußte, um sein Fahrzeug auszubessern, benahm sich der damalige Statthalter auf eine schändliche Weise und wie ein wahrer Räuber. Die Stadt ist mit Pallisaden umgeben und hat etwa tausend, arme Einwohner, die sich nicht anders ernähren und nicht besser wohnen als die Magindanoer; sie haben aber eine artige Kirche. Samboangan ist der Verbannungsort für die Philippinen. Die Besatzung besteht aus einigen wenigen Europäern, 40—50 americanischen Spaniern und 100 Bisajas. Meares wohnte einem Ball bei, den eine hübsche europäische Musik belebte; es wurden Menuetten und englische Landtänze ausgeführt, aber mit außerordentlicher Kunst und Geschicklichkeit der Fandango. Ein alter Geistlicher, der selbst an dem Tanze Theil nahm, hatte die Tanzkunst und die Musik gelehrt. Die Frauen waren zum Theil

von außerordentlicher Schönheit und ihre Kleidung ließ auch bei solchen Reize ahnden, denen die Natur sie verweigert hatte.

Den dritten Theil haben einheimische Völkerschaften inne, besonders im Innern und um die Seen; sie gehören zu den Haraforas, zerfallen aber in sehr viele verschiedene Stämme, auch Papuas scheinen vorzukommen, aber unsre Nachrichten über die Völkerschaften, die hier zusammenleben, sind so unvollständig und zum Theil sogar einander widersprechend, daß das eigentliche und gegenseitige Verhältniß derselben sich gar nicht näher bestimmen läßt; wir werden an einer andern Stelle versuchen, durch Vergleichungen einiges Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten, entschieden ist auf jeden Fall die nähere Verwandtschaft dieser Völkerschaften mit den Bisajas.

An den Küsten findet sich aber auch hier ein gemischter Stamm, der durch fremde Einwanderungen und den Einfluß des Islams eine ganz eigenthümliche Bildung erhalten hat. Forrest's Vermuthung, daß die Magindanoer von den Sinesen abstammen, ist ganz ohne Grund; die Angabe, daß die Sprache der sinesischen sehr nahe komme, wird durch die von ihm selbst mitgetheilten Sprachproben widerlegt, die meistens mit Tagalawörtern übereinstimmen; eben so wenig können einige unbedeutende Aehnlichkeiten in Sitten und Gebräuchen zur Begründung einer so unwahrscheinlichen Ansicht hinreichen, z. B. die Tracht der Frauen, die den erwähnten Rei-

senden an sinesische Bilder und die Sineserinnen, die er zufällig in Canton sah, erinnerte, oder der Umstand daß die Kinder, wenn sie erwachsen, einen andern Namen erhalten.

Die Magindanoer sind von einem schmächtigen Bau, nicht sehr groß, aber von guten Verhältnissen; der Schnitt des Gesichts ist länglich, die Stirne flach, die Augen schwarz, wenig geschlitzt, der Mund ziemlich groß, die Lippen klein und roth, ihre Zähne sind schwarz gebeizt, aber gesund; ihre Farbe ist braun, wird aber schon heller als bei den Bewohnern der südlichern Eilande. Die Nägel an den Daumen tragen sie sehr lang, sie schneiden sie nie ab, befeilen sie aber oft.

Sie werden als sehr habsüchtig und treulos geschildert; sie sollen fremde Seefahrer an's Land locken und so lange aufzuhalten suchen, bis ihre Schiffe von den hier so gefährlichen Bohrwürmern durchfressen sind und ihnen die Rückkehr unmöglich ist; sie bemächtigen sich alsdann des Geschützes und alles dessen, was ihnen ansteht. Capitän Swan ward 1687 von seinem aufrührerischen Schiffsvolke mit etwa 30 Mann hier zurückgelassen, und hernach von den Eingebornen ermordet; doch scheint er ihnen durch sein Betragen und seinen unzeitigen Drohungen Veranlassung zum Argwohn und Mißtrauen gegeben zu haben. Forrest ward von ihnen mit vieler Gutmüthigkeit aufgenommen, besonders war der Radscha Mudo ein sehr edler, ofner und verständiger Mann, der zugleich sich durch man-

nichfaltige Kunstfertigkeiten auszeichnete, sinnreiche Hebel erfand und mit eigner Hand die Trommeln für seine Leibwache verfertigte; er rechnete, spielte auf der Geige und konnte mit arabischen und lateinischen Buchstaben schreiben.

In ihren Sitten, Gebräuchen und Spielen haben die Magindanoer allerdings viel Uebereinstimmendes mit den übrigen Völkerschaften, die wir bereits kennen. Die einheimischen Fürsten haben vieles von den Spaniern angenommen. Chocolade ist ein gewöhnliches Getränk, womit auch Fremde bewirthet werden. Die Leibwache war, wie Forrest erzählt, auf spanische Weise geübt und gekleidet, den Grenadiermützen fehlte sogar die Inschrift Yo el Rey (ich der König) nicht. Noch größern Einfluß auf die Gebräuche hat der Islam gehabt; die Hochzeiten z. B. werden ganz auf muhamedanische Weise gefeiert *). Die Sultane und Großen haben sehr viele Beischläferinnen; die Frauen werden übrigens nicht so eingeschlossen gehalten als bei andern Muhamedanern, sie werden von ihren Männern, die sich überhaupt wenig aus ihnen zu machen scheinen, ohne alle Aufmerksamkeit behandelt. Sie gehen aus mit unverhülltem Gesicht. Die vornehmen Frauen sind von einem zahlreichen Gefolge begleitet; auf der Straße sprechen sie zwar

*) Man vergleiche die Abbildung nach Forrest im 2ten Jahrg. des Taschenbuchs S. 238, die eigentlich hieher gehört.

nur unter einander, allein zu Hause sind sie sehr laut und reden auch mit Männern. Macht eine vornehme Frau einen Besuch, so wird sie von den Weibern des Hauses, wohin sie geht, mit dem lauten Ausruf Juh und Wih bewillkommnet, der wie ein Heulen klingt und so lange fortdauert, bis sie hineingetreten ist. Männer nehmen nicht Theil daran, aber bisweilen stimmt ein Hund auf der Straße mit ein, zu herzlichem Ergötzen des Volks umher.

Im Essen und Trinken sind die Magindanoer sehr mäßig; Reis, Sago, gesalzne Fische und Chocolade machen die Hauptbestandtheile ihrer Mahlzeiten aus. Reis rollen sie in der Hand zu einem Ball, und es wird für besonders ehrenvoll gehalten, einen recht großen in den Mund stecken zu können. Der Sultan steht an der Spitze der Regierung, und zugleich wird schon bei seinem Leben sein Nachfolger erwählt, der Radscha Mudo, ein Verhältniß, das nicht selten Eifersucht und innere Unruhen veranlaßt. Die vornehmsten Beamten erwählt der Sultan, doch giebt es sechs Amba Radscha's oder Volksvertreter, deren Würde erblich ist. Die Vasallen des Sultans oder die Inhaber großer Besitzungen heißen Kanakans; die Unterthanen sind Hörige und können nur mit dem Gute, zu dem sie gehören, verkauft werden; sie entrichten eine Grundsteuer meist in Producten, die aber nicht überall gleich aber sehr hoch ist; sie werden im Ganzen furchtbar gedrückt; die Muhamedaner scheinen indessen von den Abga-

ben frei und nur zu Kriegsdiensten verpflichtet zu seyn. Den Reis schneiden sie Halm für Halm mit einem Messer, das Stroh wird nicht benutzt, sondern verfault auf dem Felde. Sie stoßen ihn auch hier in einem Mörser, um ihn aus der Hülse zu befreien. Die Sinesen aber zerreiben ihn zwischen zwei Steinen. Die Weiber verrichten allerlei Handarbeiten und besonders machen sie, wie auf Sulu, aus den innern Fasern des Pisangbaums ein grobes Zeug, das dem großen Haufen allgemein zur Kleidung dient *); sie verstehen sich auch auf Stickereien mit Goldfäden. Sonst sind selbst die unentbehrlichsten Künste bei den Magindanoern noch in ihrer Kindheit. Die Spanier verwehren den sinesischen Junken die Insel zu besuchen, daher wird der Handel meist durch die Suluer betrieben, die Reis eintauschen; doch giebt es einige Sinesen, die größtentheils Zimmerleute, Arrakbrenner oder Müller sind. Auch hier dient, wie auf den Suluinseln, Zeug oder Reis zum Tauschmittel, ein größerer Werth wird aber nach Sklaven bestimmt.

Die Magindanoer bauen Schiffe von verschiedener Größe, mit denen sie theils Raubzüge, theils Handlungsreisen machen; die Ilanos insonderheit kreuzen beständig zwischen den Phi-

---

*) Das Verfahren ist sehr einfach und von Dampier (Voyage autour du monde, Rouen 1722, 1, S. 399) bereits beschrieben.

lippinen, und oft bis nach Borneo und Celebes; mitten in der Gruppe der Philippinen haben sie die Insel Burias besetzt, und die Spanier waren nicht im Stande sie zu vertreiben; ihre zum Kreuzen bestimmten Schiffe sind klein und schmal, sie sind bei einer Länge von 50 Fuß oft nur drei Fuß breit; allein bei sehr großer Gefahr springt die Besatzung, um das Fahrzeug zu erleichtern, über Bord und hält sich, die Körper im Wasser, Stundenlang an dem Ausleger fest. Wenn das Fahrzeug groß ist, lauern sie in einer Bucht und schicken kleine Kähne ab, die alles, was sie finden, fortnehmen; so rauben sie von Insel zu Insel. Die Lieder, die bei'm Rudern gesungen werden, geben ihren erschöpften Kräften eine neue Ermunterung; ein solches Ruderlied, das Forrest mittheilt, lautet folgendermaßen:

Chor.

Frisch auf, Hurrah,
Frisch auf, Hurrah;
Laßt uns gewinnen das Meer,
Laßt uns gewinnen das Meer,

Erster.

Schauet jenes Eiland fern,
Wie's umher von Fischen wimmelt,
Schauet jenes Eiland fern,
Eilet, eilt und nehmt die Fische.

(Chor wiederholt).

Zweiter.

Dicht am Capezinschen Lande
Findet ihr castilsche Frauen;

Strebt zum Capezinschen Lande!
Bursche, frisch aus allen Kräften!

Wegen der Bohrwürmer in den Häfen ziehen die Eingebornen ihre Boote und Fahrzeuge sogleich auf's Trockne, brennen den Boden und lassen sie auf dem Lande, bis sie wieder zum Auslaufen fertig sind.

Die Lustbarkeiten weichen von denen der andern Eilande wenig ab, sie werden bei denselben Gelegenheiten, z. B. bei der Schwärzung der Zähne, veranstaltet. Der Kriegstanz erregt allgemeine Bewunderung, selbst die Großen stellten ihn dar; hernach versuchten ihn kleine Knaben und schwangen mit großer Wuth ihre Schwerter. Forrest sahe bei einem Feste auch die Darstellung eines künstlichen Kameels, das von einem inwendig verborgenen Menschen in Bewegung gesetzt ward, und oft eine große rothe Zunge heraussteckte; es scheint dies Thier bei den Muhamedanern dieser Gegend, die es vielleicht nie gesehen haben, eine Art von Heiligkeit zu haben. Der gewöhnliche Tanz gleicht dem javanischen, selbst die vornehmen Frauen verschmähen es nicht sich in dieser Kunst zu zeigen, die sehr geehrt scheint. Unter den Begleitern des Capitän Swan zeichnete sich ein Matrose durch seine Geschicklichkeit im Tanz aus, obgleich er sonst weder lesen noch schreiben konnte; da er auch durch frühere Beute einiges Geld erworben und sich eine gute Kleidung angeschafft hatte, glaubte ein vornehmer Magindanoer, der besonders mit den englischen Abentheurern viel

Verkehr hatte, daß er ein Edelmann seyn müsse; er fragte einen andern, ob er recht vermuthe, der ihm einbildete, der größte Theil der Schiffsmannschaft bestehe aus Edelleuten, die blos um die Welt zu sehen die Reise machten, nur die Schlechtgekleideten wären gemeine Matrosen. Er behandelte seitdem die vermeinten vornehmen Herren und besonders den Tänzer mit großer Aufmerksamkeit, bis endlich der Capitän die Sache erfuhr und den guten Magindanoischen General aus seinem Irrthume riß, auch zum Beweise den reisenden Edelmann mit einigen Stockschlägen an seinen eigentlichen Stand erinnerte. Die Musik ist sehr einförmig; alle Noten sind von gleicher Länge, und durch ihre unharmonischen Instrumente scheint auch ihr Gehör verdorben zu seyn; die Papuas hingegen singen weit melodischer.

Die Philippinen.

Die philippinischen Inseln, die gleich oberhalb Magindano anfangen und vom 12ten bis zum 21sten Grad nördl. Br. hinaufreichen, wenn wir die Baschiinseln mitzählen, beschließen die Eilande des indischen Archipelagus in den von uns angenommenen Gränzen; die Erdbeschreiber zählen freilich auch noch oft die Peliuinseln, die Mariannen und die Carolinen zu den asiatischen Gruppen, allein wir glauben sie mit größerem Rechte der Darstellung Australiens vorbehalten

zu müssen. Selbst nach dieser Beschränkung ist die Zahl der eigentlichen Philippinen noch sehr groß, aber viele derselben sind nur wenig bekannt; es fehlt zwar nicht an großen und ausführlichen Werken, die wir dem Fleiße spanischer Geistlichen verdanken, aber über die meisten Gegenstände, die der Wißbegierde wichtig sind, lassen sie uns fast ganz unbefriedigt; statt Beobachtungen über die Natur des Landes geben sie fromme Wundergeschichten, sie bekümmern sich nicht um die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker, sondern hauptsächlich um die Streitigkeiten der geistlichen Orden, die nach der Herrschaft strebten; ein freimüthiges Urtheil und aufgeklärte Ansichten wird ohnehin Niemand von einem spanischen oder mexicanischen Ordensbruder, überdies in einer so entfernten, von aller geistigen und wissenschaftlichen Berührung abgeschnittenen Niederlassung erwarten; auch die neueste zu Manilla im Jahr 1803 von Martine; de Zuniga herausgegebene Geschichte der Philippinen bis zum Jahr 1763 giebt so gut wie gar keine neuen Aufschlüsse *). Hätte der Zufall

---

*) Wir haben die englische Uebersetzung benutzt: An historical view of the philippine islands exhibiting their discovery, population, language, government, manners, customs, productions, and commerce, from the spanish by John Maver, Esq. Lond. 1815. II. 8. 2te Auflage m. e. Charte.

Zufall nicht einige Fremde, besonders Franzosen, nach diesen Eilanden geführt, so würden sie wirklich ganz in Vergessenheit gerathen seyn; aber auch diese Reisenden waren meist nur auf die Küsten beschränkt; Gemelli Carreri ist ein treuer und aufmerksamer Beobachter, aber er reiste vor mehr als 100 Jahren; Le Gentil, ein französischer Astronom, der 1766 18 Monate zu Manilla lebte, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, hat bei aller seiner Flüchtigkeit und Einseitigkeit noch die vollständigsten Nachrichten gesammelt, die Sonnerat und der seichte, oberflächliche Des Guignes wenig oder gar nicht vermehrt und erweitert haben; bedeutender ist allerdings, was ein französischer Reiteroffizier, Renouard de Sainte Croix geliefert hat, der sich 1804 und 1805 auf den Philippinen aufhielt und von der spanischen Regierung gebraucht ward, um zweckmäßigere Maaßregeln zur Vertheidigung des Landes zu treffen; er hat diese Gelegenheit zur Sammlung von Beobachtungen mit Verstand benutzt, die, wenn sie auch lange nicht genügen, doch ungemein schätzbar sind; *) übrigens ist die Entwickelung hier so langsam, alle Einrichtungen haben einen so stehenden Charakter, und jede fremde Einwirkung ist so abgeschnitten, daß

---

*) Reise nach Ostindien, den philippinischen Inseln und China — übersetzt von P. C. Weyland. Berlin 1811. 8.

sich selbst nach Jahrhunderten der Zustand nur wenig geändert hat.

Magellan entdeckte diese herrliche Gruppe im März 1521 und nannte sie die Westinseln oder den Archipelagus des heiligen Lazarus; die Spanier wurden von den Eingebornen mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und das Gold und die köstlichen Gewürze, die sie überall fanden, schmeichelten ihrer Habsucht mit den glänzendsten Hofnungen. Der Anführer überredete den König von Sebu sich taufen zu lassen, und die Ceremonie ward vollzogen, ohne daß der Täufling den geringsten Unterricht empfangen hatte, ihm ward der Name Carl beigelegt; es folgten auch viele von seinen Unterthanen dem Beispiele ihres Herrn; sie hatten natürlich gar keine Vorstellung von dem Zweck und der Bedeutung der heiligen Handlung und waren daher auch, zu Magellan's großer Unzufriedenheit, gar nicht gesonnen, ihrem bisherigen Gottesdienste zu entsagen. Auf eine höchst unüberlegte Weise griff der Weltumsegler die Einwohner der kleinen Insel Matan, an der Ostküste von Sebu, an, die ihm an Mannschaft weit überlegen waren und seinen Anfall tapfer zurückwiesen; die Spanier eilten fliehend nach ihren Booten, Magellan folgte langsam und fechtend, um die Seinigen zu beschirmen, als die Wilden ihn erkannten und alle ihre Angriffe gegen ihn allein richteten; ungeachtet seiner tapfern Vertheidigung sank er schwer verwundet, nun stürzte sich die ganze Menge über ihn, um ihn vollends zu tödten.

die Wenigen, die noch an seiner Seite gefochten hatten, benutzten die Gelegenheit und eilten nach den Schaluppen, die eben im Begriff waren, abzusegeln. Nach dem Tode des Oberhaupts machte der König von Sebu einen Anschlag, sich der Güter der Spanier und ihrer Schiffe zu bemächtigen; die Indianer überfielen die beiden Anführer und ihre Begleiter, die der König zu einem Feste eingeladen hatte, auf eine treulose Art und erwürgten sie; die übrigen Spanier lichteten eiligst die Anker und ließen den Johann Serrano im Stich, der vom Ufer her seinen Gefährten auf's jämmerlichste zurief, ihn mitzunehmen. Von Mexico aus wurden neue Unternehmungen ausgerüstet, um Magellan's Entdeckungen zu vollenden; im J. 1542 lief Ruiz Lopez de Villalobos mit vier Schiffen aus, eins derselben ward von Magindano zurückgeschickt und gab dem damaligen Infanten zu Ehren einigen der Eilande, die es entdeckte, den Namen der Philippinen, der hernach auf die ganze Gruppe überging. Villalobos starb in der Gegend von Amboina und durch seinen Tod gerieth die ganze Unternehmung in Unordnung; die Augustinermönche, die ihn begleiteten, gingen nach Goa und die Spanier kehrten auf portugiesischen Schiffen zurück.

Die große Insel Lusong macht gleichsam den Mittelpunct der Philippinen aus; den Namen soll sie von den großen hölzernen Mörsern haben, worin die Einwohner ihren Reis zu stampfen pflegten und die man vor der Thüre

jeder Hütte erblickte; die Indianer verstanden die Frage der Spanier nach dem Namen der Insel falsch und nannten ihnen jene Werkzeuge. Die Länge der Insel beträgt etwa 90 und die Breite 35 bis 40 Meilen; sie ist ganz gebirgigt und eine hohe Gebirgkette durchschneidet sie von Norden nach Süden und zweigt sich nach verschiedenen Seiten ab. Die ganze geologische Bildung des Landes trägt die deutlichsten Spuren vulkanischer Einflüsse; nicht nur sind Erderschütterungen sehr häufig, sondern es giebt viele Vulkane, deren Ausbrüche mit den furchtbarsten Zerstörungen begleitet sind. Besonders hat der Majon in der Provinz Albai auf der südöstlichen Halbinsel Camarines, in neuern Zeiten schrecklich gewüthet. Er war beständig in Rauch gehüllt und warf oft Flammen aus und der Boden in seiner Nähe schien ganz hohl zu seyn; bei einem Ausbruche 1766 spie er Wasser in so ungeheurer Menge aus, daß es sich in Strömen ins Meer stürzte und viele Einwohner ersäufte. Seit dem Jahre 1801 war er ruhig gewesen, die Menschen hatten allmählig die Gefahr vergessen und bis an seinen Gipfel erstreckten sich mancherlei Anpflanzungen. Im Januar 1814 verspürte man einige Erdstöße, die fortdauerten und zunahmen; Niemand ahnte am Morgen des ersten Februars, einem der schönsten, dessen man sich in diesen Gegenden erinnerte, das bevorstehende Schrecknis; erst waren nur die nächsten Bergreihen mit Rauch bedeckt, bis gegen acht Uhr plötzlich eine dicke Säule von Sand, Steinen und Asche in

die Höhe stieg. Die Umwohner aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt, verließen die Dörfer, um dem Lavastrome zu entgehen, der die Fliehenden zu verfolgen schien; jeder suchte die höchsten und entferntesten Oerter zu erreichen. Immer lauter toste der Vulkan, immer mehr verdunkelte sich der Gesichtskreis, und viele Menschen wurden von dem Steinhagel niedergeschmettert; einige, um dieser neuen Gefahr zu entrinnen, suchten eine Zuflucht in den Häusern, die aber bald von der glühenden Asche in Brand gesetzt wurden, und die Unglücklichen sahen sich aufs neue dem Verderben Preis gegeben. Alle Bande der Natur und der Liebe schienen aufgelöst, jeder sorgte nur für sich selbst; einige bedeckten den Kopf mit Tischen, Stühlen oder einem andern passenden Hausgeräthe, andere flüchteten in hohle Bäume oder in Keller. Gegen 2 Uhr Nachmittags klärte der Horizont sich allmählig auf, auch der Sandregen, der auf die Steine gefolgt war, ließ nach; aber nun erst zeigte sich das jammervolle Schauspiel in aller seiner Furchtbarkeit. Das ganze Feld war mit Todten bedeckt, die theils von den Steinen erschlagen, theils von den Flammen verzehrt waren. Familien waren zerrissen, weinende Aeltern, verzweifelnde Gatten erkannten unter den Leichen die Gegenstände ihrer zärtlichsten Neigung. Viele waren verwundet oder zerstümmelt, und starben, weil es an allen Hülfsmitteln zu ihrer Heilung und Pflege, selbst an dem nöthigen Unterhalte fehlte, in kurzer Frist. Fünf Städte waren ganz zerstört,

1200 Menschen kamen in denselben um, und die Geretteten hatten ihre ganze Habe eingebüßt. Unfruchtbarer Sand bedeckte 30 bis 36 Fuß hoch die angebauten Seiten des Berges, ja an einigen Stellen waren die Kokosbäume bis an den Gipfel überschüttet. Der Umfang des Kraters hatte einen bedeutenden Zuwachs erhalten und das verschlossene Feuer suchte sich durch drei neue Schlünde einen Ausgang *). Der Vulkan von Taal erhebt sich mitten aus einer See oder einer Lagune, die wahrscheinlich den Eruptionen ihre Entstehung verdankt; das Wasser wird nicht selten so heiß, daß alle Fische sterben. Auch in andern Gegenden finden sich feuerspeiende Berge; die Mönche glaubten durch ihre Processionen die tobenden Elemente zu beruhigen und durch ein an der Mündung aufgepflanztes Kreuz allen Ausbrüchen wehren zu können. Viele Vulkane sind ausgebrannt und zu unergründlichen Seen eingesunken, in denen ungeheure Krokodille brüten. Es fehlt auch nicht an warmen Quellen und Bädern, die für viele Krankheiten heilsam sind, aber wenig benutzt werden.

Die Insel ist von den Spaniern nur sehr unvollständig erobert; ihre Herrschaft erstreckt sich auf die südöstliche Halbinsel, den südlichen Theil und die Gegenden unmittelbar an der West- und Nordküste; das spanische Gebiet ist in verschiedene Provinzen eingetheilt; sie sind meist

*) Allg. Geogr. Ephemeriden Bd. 49, S. 230.

nach den alten Völkern benannt, die ehmals ihre Sitze daselbst hatten; die ganze östliche Seite, die den rauhen Stürmen aus dem Südmeere ausgesetzt und daher auch unfruchtbar und öde ist, wird von freien und unabhängigen Stämmen bewohnt, und ist überhaupt fast ganz unbekannt.

Der Hauptort der spanischen Niederlassungen ist Manilla, an einer schönen und geräumigen Bay, unter 14° 38′ n. Br. und 120° 50′ ö. L. Die Stadt liegt auf einer kleinen Landzunge, die der Fluß Passig bei seinem Ausflusse in die Bai bildet; er ist, weil man die Aufräumung versäumt hat, jezt an seiner Mündung versandet; nur Schiffe von 300 Tonnen können über die Sandbank bis an die Stadt kommen und auch diese nur zur Zeit einer hohen Fluth; er kommt aus dem großen See Bay, der 45 Stunden im Umkreis und 15 Stunden im Durchmesser hat; es ergießen sich in ihn eine Menge Flüsse und Bäche, und er scheint in Verbindung mit den benachbarten Vulkanen zu stehen, denn bisweilen nimmt das Wasser einen fauligten Geschmack an, und die Fische, die er in großer Menge nährt, sterben. Die Lage Manilla's ist höchst gefährlich; von der einen Seite droht das Meer die Stadt hinwegzuspülen und auf der andern scheinen unterirrdische Feuer ihren Untergang vorzubereiten; schon mehr als einmal haben Erderschütterungen sie demselben nahe gebracht.

Manilla ist gut gebaut, die Straßen sind

schnurgrade und gegenwärtig mit Granit gepflastert, den man aus Sina geholt hat; auch werden sie des Nachts erleuchtet. Die Bauart ist auf die häufigen Erderschütterungen berechnet; die Häuser bestehen halb aus Mauerwerk und halb aus Holz, so daß sie den Schwingungen nachgeben; im Hofe oder im Garten ist auch gewöhnlich eine Hütte, die für solche Fälle zur Zuflucht dient; die Häuser sind mit hölzernen Gallerien umgeben, auf welche die Zimmer ausgehen und die, ungeachtet sie häßlich aussehen, doch zur Kühlung wesentlich beitragen. Die meisten Wohnungen gehören den Geistlichen, die von der Miethe große Einkünfte ziehen. Kirchen und Klöster von ungeheurem Umfange nehmen einen großen Theil der Stadt ein. Die Festungswerke sind schlecht; die Citadelle, die nur durch einen schmalen Graben von der Stadt getrennt wird, beherrscht die Mündung des Flusses; in derselben werden auch die aus Spanien hieher geschickten Staatsgefangenen aufbewahrt. In der Stadt dürfen sich nur Spanier und Mestizen aufhalten; die Zahl der Einwohner beträgt, nach Renouard de Ste Croix, etwa 2000 Weiße und 300 Farbigte; dagegen sind die Vorstädte desto volkreicher, sie bilden gleichsam eine indische Stadt und enthalten gegen 60000 Tagaler, 8000 Sinesen, 3000 Mestizen und einige hundert Spanier. Die Häuser sind meist auf indianische Art gebaut, und deswegen erhalten die Feuersbrünste auch gemeiniglich einen außerordentlichen Umfang; im J. 1806 verzehrte die Glut gegen

drittehalbtausend indische Häuser in der Vorstadt Tondo. Manilla's Umgebungen sind sehr reizend, obgleich die Kunst nichts zu ihrer Verschönerung beigetragen hat; man sieht keine Gärten, keine Anlagen von irgend einer Bedeutung, aber indische Dörfer und einzelne halbeuropäische Häuser beleben die Landschaft und bilden höchst anmuthige Aussichten. Die reichsten Spanier bringen die trockne Jahreszeit in einfachen Häusern am Ufer zu, sie sind von einigen Bäumen überschattet, aber mit bequemen Bädern versehen, in denen die Besitzer den größten Theil ihrer Zeit zubringen.

Drei Seemeilen südwestlich von Manilla liegt auf einer niedrigen Landspitze der Hafen Cavit *); der Ort hat viel durch die zerstörende Gewalt des Meeres gelitten, obgleich man der Wuth desselben durch Dämme Schranken zu setzen gesucht hat. Der Hafen ist nicht durch alle Winde geschützt, auch sind die Bohrwürmer sehr verderblich; eine andere Unbequemlichkeit ist der Mangel an trinkbarem Wasser, das aus einer ziemlichen Entfernung herbeigeführt werden muß. Kirchen und Klöster machen auch den besten Theil dieser Stadt aus, die von etwa 8000 Einwohnern, größtentheils Mestizen und Indiern, bewohnt wird. Hier ist auch ein mit allen Bedürfnissen versehenes Seearsenal und

*) Der Name bedeutet eine Fischangel, womit die Spitze Aehnlichkeit haben soll.

Schiffswerft, auf welchem etwa 600 Menschen arbeiten.

Drei Stunden von Manilla liegt die Höhle von St. Mattheo, die zu den Wunderwerken der Philippinen gerechnet wird; schon der Weg dahin ist sehr romantisch. Ein hoher, geräumiger Eingang führt in die Höhle, die 1700 Schritte weit in den Berg hineingeht; sie hat durch verschiedene Oefnungen Zusammenhang mit dem Flusse Nanka und verschiedene Stellen sind deswegen auch beständig überschwemmt, sonst hat sie einen völlig trocknen Boden und man kann ohne die geringste Schwierigkeit umhergehen: es haust in ihr eine unsägliche Menge von Fledermäusen. Die Tagaler halten sie für die Wohnung der bösen Geister und wähnen, daß sie gar kein Ende habe; sie hatten daher Herrn Renouard de Ste Croix und seine Gefährten auch schon aufgegeben und waren nicht wenig erstaunt, als sie die Abentheurer nach zwei Stunden frisch und unbeschädigt wieder erblickten. Nach der Meinung dieses Reisenden scheint die Höhle aus einer Erdader entstanden zu seyn, die durch die Gewalt des Wassers nach und nach aus dem steinigten Gebirge herausgetrieben ist.

Südlich von Lusong liegen die unzähligen großen und kleinen Eilande, die man gemeiniglich unter dem Namen der Bissajischen begreift; (die Spanier nannten sie ehmals wegen der Sitte der Einwohner ihre Leiber zu bemalen, las islas dos Pintados, die Inseln der Bemahlten).

Renouard de Ste Croix giebt ihre Zahl auf zehntausend an, eine Berechnung die aber doch, wenn man auch die Suluinseln, Magindano u. s. w. einschließt, zu übertrieben scheint; sie sind nur durch schmale Sunde und Meerengen von einander getrennt und die Schiffahrt in diesen Canälen ist nicht wenig gefährlich; manche Galleone ist in denselben gescheitert noch ehe sie das stille Meer erreichte. Die Spanier haben auf den meisten Missionen hin und wieder kleine Besatzungen, die aber weder zu vollständiger Unterwerfung noch zum Schutze gegen die Unternehmungen der Seeräuber von Magindano und Sulu hinreichend sind; überall erstreckt sich ihre Herrschaft nur auf die Küsten. Am westlichsten liegt die Gruppe der Calamianes, unter denen die größte Busuagan heißt, dann folgen Mindoro, Panay, die fruchtbarste und volkreichste und eine unerschöpfliche Kornkammer, Buglas oder die Negerninsel, mit Perlenfischereien in ihrer Nähe, das unfruchtbare, aber von einem fleißigen und betriebsamen Volke bewohnte Sebu, Bohol, Leyte, Samar, Masbate, Marinduke und viele andere.

Nordwärts und zwar in keiner weiten Entfernung von der Küste Lusongs liegen die Babujanischen Inseln, die von einem sehr schönen Menschenschlage bewohnt werden; es fehlt ihnen an Holz und die Einwohner ersetzen diesen Mangel durch dürres Gras; sie leben hauptsächlich von Ignamen, die sie dem Reis vor-

ziehn. Die Spanier haben hier eine Mission und einen Posten, aber alle Lebensmittel müssen den Mönchen und Soldaten zugeführt werden. Weder das stürmische Meer, das diese Inseln umtobt und sogar die Verbindung mit Lucon schwierig und gefährlich macht, noch ihre Entlegenheit sichert sie vor den Einfällen der Seeräuber, von denen sie oft heimgesucht werden.

Noch nördlicher machen die Baschiinseln fünf an der Zahl außer einigen kleinen Schären den Beschluß der philippinischen Gruppe; die Abentheurer, mit denen Dampier seine erste Reise machte, haben sie eigentlich entdeckt, und die Nachrichten, die dieser treffliche Beobachter mittheilt, sind noch die vollständigsten, die wir besitzen; die spätern Reisenden sind meist bloß vorübergeschifft und nur Meares hat im J. 1786 sich eine kurze Zeit an ihren Küsten verweilt. Der nördlichsten und größten Insel gaben die Engländer den Namen Oranien; Baschi nannten sie eine kleinere, von einem Getränke aus Reis, dessen die Einwohner sich im Ueberflusse bedienten und das dem japanischen Sacki oder Reisbier zu gleichen schien; dieser Name ist der ganzen Gruppe zu Theil geworden. Die Inseln sind gebirgigt und wasserreich. Der Südwestmonsun ist äußerst stürmisch und um die südlichen Eilande ist die Strömung stark und reißend. Die Einwohner sind von starkem, athletischem Bau; gegen die Engländer betrugen sie sich sehr freundlich und zuvorkommend; sie gehören allem Anscheine nach mit den Taga-

lern zu einem Stamme; ihre Sprache scheint nach Dampiers Bemerkung mit der Magindanoischen Aehnlichkeit zu haben, und auch in ihren Sitten und Gebräuchen findet sich manches Uebereinstimmende. Die Dörfer sind auf eine sonderbare Weise an schroffen Felsenabhängen angelegt und zwar stehen die Häuser übereinander, so daß man auf einer Leiter von einem Abhange zum andern klimmen muß; diese Lage ward unläugbar gewählt, um desto besser gegen Angriffe geschützt zu seyn; die Insel Oranien, der es an solchen Felswänden fehlt, ist vermuthlich deswegen unbewohnt. Die Pflanzungen, die von den Weibern besorgt werden, bestehen aus Jams und Potaten, Reis wird nicht gebaut. Es giebt viele Schweine und Ziegen, aber wenig Geflügel. Heuschrecken sind häufig und werden gegessen. Die Waffen bestehen in hölzernen Lanzen, oft ohne eiserne Spitze; zum Panzer dient eine Büffelhaut; doch kennen die Einwohner Eisen und wissen es zu bearbeiten, sie legen einen großen Werth darauf. Zum Tauschmittel bedienten sie sich kleiner Stücke eines goldähnlichen Metalls. Von ihrer Verfassung und Religion konnte Dampier aus Unkunde ihrer Sprache nichts erfahren; ein Verbrecher ward, wie die Engländer vermutheten, Diebstahls wegen, lebendig begraben. Im J. 1783 haben die Spanier eine Besatzung nach der Graftoninsel geschickt; die Absicht war, das Gold einzutauschen, das die Einwohner aus Flüssen sammeln; ob

diese Niederlassung fortdauert, ist ungewiß; Renouard de Ste Croix erwähnt nichts davon.

Die Regenzeit dauert auf den Philippinen vom May bis zum September, bisweilen bis zum Anfang Decembers; von diesem Monate bis zur Wiederkehr der nassen Jahreszeit herrscht eine sehr angenehme Frühlingsluft. Die größte Hitze tritt im April ein und dauert bis zum Junius; diese Zeit heißt die Vacanz und alle Geschäfte hören auf; die meisten Spanier bringen sie auf ihren Landhäusern zu. Die höhern Gegenden sind auch hier natürlich kälter. Der Wechsel der Monsuns ist wie überall in den tropischen Ländern mit den furchtbarsten Stürmen und Gewittern begleitet, die oft große Zerstörungen veranlassen, Häuser einstürzen und Pflanzungen fortreißen; überdieß erheben sich oft noch außerordentliche Orkäne; von allen gefürchtet ist der Vagnio, der alles, was ihm begegnet, mit sich führt und von dessen Furchtbarkeit ein Europäer sich gar keinen Begriff machen kann; zum Glück tobt er jedoch nur in längern Zwischenräumen. Diese schrecklichen Winde sind aber dennoch höchst wohlthätig, weil sie den Dunstkreis reinigen und die verpestenden Dünste zerstreuen, die die Hitze erzeugt und in den dichten Waldungen des Innern zusammenhäuft. Die Eingebornen erreichen, unterstützt durch ihre Lebensart, ein hohes Alter; nur die

Europäer sind vielen Krankheiten unterworfen, aber doch giebt es, diesen Seuchen zum Trotz, viele Greise. Die gefährlichsten Krankheiten entstehen durch die plötzliche Veränderung des Windes, die oft einen schnellen Uebergang von außerordentlicher Hitze zu schneidender Kälte verursacht, wie die Mundsperre und die Ruhr, die besonders den nach Manilla kommenden Europäern sehr verderblich ist. Die Blattern richteten ehmals große Verheerungen unter den Eingebornen an, gegenwärtig ist ihnen aber durch die Einführung der Schutzblattern, die im J. 1804 von Mexico hieher geschickt wurden, Einhalt gethan; die Indianer leiden auch sehr an Hautkrankheiten und selbst der fürchterliche Aussatz ist nicht selten.

Der Dunstkreis ist sehr feucht, wodurch die Hitze gemäßigt und zugleich eine außerordentliche Fruchtbarkeit erzeugt wird; zu allen Zeiten sind die Berge und Gefilde mit grünenden Bäumen und Kräutern bedeckt. Der üppige Planzenwuchs macht eine beständige Reinigung des Bodens von Unkraut nothwendig, das eine Menge schädlicher und gefährlicher Insekten und Gewürme verbirgt. Der Reis lohnt hundertfältig, er ist das Haupterzeugniß der meisten Inseln, das vor der Ankunft der Spanier in weit größerer Menge gebaut ward. Waizen haben die Spanier angepflanzt und er wächst hinreichend für das Bedürfniß. Gemüse aller Art, europäische und amerikanische, gedeihen vortrefflich, nur keine Kartoffeln. Auch Cacao wird von Einge-

kornen gebaut. Außer andern tropischen Bäumen findet sich auch Zimt in Ueberfluß. Die Arekanuß, hier Itmo genannt, wird auch auf den Philippinen allgemein gebraucht; es wachsen Baumwolle, Zucker von vorzüglicher Güte, Indigo und andere Färbepflanzen, und die Waldungen enthalten einen unerschöpflichen Vorrath des vortrefflichsten Holzes zum Schiffs- und Häuserbau. Bei dieser Ergiebigkeit und einem solchen Reichthume an allen Erzeugnissen, deren das Leben bedarf, müßten die Philippinen zur volkreichsten und blühendsten Niederlassung werden, wenn der Anbau mehr begünstigt würde. Mancherlei verderbliche äußere Einflüsse, schädliche Thiere, besonders Heuschrecken und Ratzen, wüthende Stürme und Orkane vereiteln zwar oft die Erwartungen des Landmanns, allein am verderblichsten wirkt die Verfassung; die Mönche und Alcalden suchen immer die Ansiedlung betriebsamer Europäer zu hindern; jene weil sie durch diese fremden Einwohner ihre Gewalt über die Indianer zu verlieren fürchten, diese weil sie bis jetzt den Alleinhandel mit den Eingebornen besitzen, die ihnen ihre Waaren ausschließend verkaufen müssen; dieses Vorrecht würden sie bei einer größern Concurrenz natürlich verlieren.

Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Pferde sind in großer Menge vorhanden; die Provinz Ylocos hat namentlich einen Ueberfluß an kleinen, aber äußerst starken und dauerhaften Pferden, und man sieht dort auch niemals einen

einen Indianer zu Fuß. Die Spanier haben die Pferde und das Rindvieh eingeführt, aber beide haben sich so vermehrt, daß man sie auch wild findet. Die Wälder wimmeln von Hirschen, deren Jagd ein Hauptvergnügen der Einwohner ausmacht, und Vögeln der mannigfaltigsten Art. Der Fischfang ist sehr ergiebig. Die Bai von Manilla ist besonders an Fischen reich, und dieser Ueberfluß ist eine Hauptursache der großen Bevölkerung an ihren Küsten. Sobald der Abend sich herabsenkt, ist die ganze Bai mit Fischerboten bedeckt, und wenn sie bisweilen einen großen Bogen bilden, machen die Lichter, womit jedes versehen ist, eine schöne Wirkung. Die Menge der Fische ist so groß, daß sie nicht bloß zur täglichen Verzehrung hinreichen, sondern auch eingesalzen werden, und überdies bleiben noch genug übrig, um die Felder in der Nähe von Manilla damit zu düngen, hierzu wird besonders ein kleiner, runder und platter Kugelfisch gebraucht, der nicht mehr als 2 Zoll im Durchmesser hat und nicht größer zu werden scheint.

Auch an Mineralien aller Art sind die Philippinen reich. Schon die ersten Entdecker fanden Gold und tauschten für 40 Pfund Eisen einen Werth von 15 Dukaten ein. Auf den Baschiinseln trugen die Einwohner Ringe aus einem blassen schweren Metall, das Dampier für Gold hielt. Die Goldbergwerke werden aber sehr vernachlässigt, und geben einen geringen Ertrag, sie sollen, nach Renouard de Ste

Croix's Versicherung, so außerordentlich reichhaltig seyn, daß Spanien bei gehöriger Bearbeitung unter der Leitung eines kundigen Bergmanns die größten Reichthümer daraus schöpfen könnte. Gegenwärtig bearbeiten die Indianer, oder vielmehr ihre Frauen, blos die Goldgruben, die ihnen bequem sind, und auf eine ganz rohe Weise. Das meiste Gold das die Philippinen liefern, wird von den wilden Völkern im Innern gegen Silber eingetauscht. Man rechnet den jährlichen Betrag auf 200,000 Piaster. Die Blei- und Eisengruben werden gar nicht bearbeitet. Vor nicht sehr langer Zeit hat man unweit Manilla mehre schöne Marmor-Arten entdeckt, die aber nicht benutzt werden.

Die einheimischen Völkerschaften.

Der Völkerkunde würde eine genaue Betrachtung der auf den Philippinen vorhandenen Menschenarten, die sich zum Theil in ihrer Reinheit erhalten, die lehrreichsten Aufschlüsse gewähren, und es ist auch in dieser Hinsicht sehr zu bedauern, daß diese Eilande so wenig von vorurtheilsfreien Beobachtern untersucht sind. Soviel aber ergiebt sich selbst aus den widersprechenden und unvollkommnen Berichten, daß die Bevölkerung auch hier wie auf den andern Inseln des Archipelagus aus zwei Hauptstämmen

bestand, die sich in mehrere Zweige absonderten, deren ursprünglicher Zusammenhang, selbst bei den auffallendsten Verschiedenheiten hindurchleuchtet. Auf diejenigen Stämme, die den spanischen Dörfern und den zum Christenthum bekehrten Eingebornen näher leben, hat dieses Verhätniß bedeutend eingewirkt, und sie haben viele fremde Gebräuche angenommen, aber noch unmittelbarere Vermischungen sind durch mannigfaltige Einwanderungen entstanden, und zum Theil schon vor der Ankunft der Spanier. Auf diese Verschiedenheit sind jedoch die Reisenden, besonders die ältern, sehr wenig aufmerksam, und sie stellen die Stämme, die ihnen aufstießen, immer als eine zusammengehörende Einheit dar.

Im Innern leben die Negerstämme, die von den Tagalern Aetas, von den Spaniern Bergneger (Negritos del monte) genannt werden, sie sind sehr wild und roh, gehen nackt, und leben vom Raube und von der Jagd, sie sind miteinander in beständigem Kriege und hegen gegen die Spanier einen eingewurzelten Haß; hatten sie einen todtgeschlagen, so pflegten sie, nach Gemelli Caveri's Erzählung, ein Fest zu veranstalten und aus der Hirnschale zu trinken. Die Mönche in ihrer Nähe haben bisweilen einige von ihnen habhaft zu werden und an eine andere Lebensart zu gewöhnen gesucht, allein so bald es ihnen nur möglich war, ergriffen sie die Flucht und eilten zu ihren geliebten Wäldern und Felsen zurück. Unstreitig sind sie

die eigentlichen Ureinwohner, wie auch die einstimmige Sage aller Völkerschaften ist; wir werden in den allgemeinen Betrachtungen auf diesen Gegenstand zurückkommen. Die Neger wurden, wie es scheint, durch einen fremden Stamm, von den Küsten verdrängt, der, obgleich ohne ausgebildete Verfassung, sich doch vor jenen durch fortgeschrittene Entwickelung sehr auszeichnete; diese gebildetere Völkerschaft heißt Tagaler oder Bissajer, deren einzelne Zweige besondere Namen führen; natürlich hat die geringe Verbindung, die unter ihnen von jeher Statt fand, und die größere oder geringere Einwirkung der Spanier einen großen Einfluß auf sie geäußert, allein die gemeinschaftliche Abstammung wird durch die Sprache, die Gestalt, die Verfassung und die Sitten unwidersprechlich bewiesen. Die Bevölkerung der Philippinen überhaupt läßt sich nur nach sehr unsichern und schwankenden Vermuthungen berechnen; im Allgemeinen soll die Zahl der Indianer seit der Eroberung zugenommen haben, ein Beweiß, daß das mönchische Verwaltungsystem der Spanier doch noch besser war als das merkantilische der Holländer, in deren Besitzungen das Gegentheil Statt findet. La Peyrouse berechnet die Volkszahl auf allen Philippinen überhaupt auf 3 Millionen, wovon ungefähr ein Drittheil auf Luzong angenommen wird; Renouard de Ste Croix schätzt die den Spaniern unterworfenen Einwohner, Paragua und Magandano mit eingeschlossen, auf 1,911,000 Seelen.

Die Tagaler haben eine hellbraune Farbe, lange Haare, die bis auf die Füße hinabhängen, große starkgespaltene schwarze Augen und eine etwas flachgedrückte Nase, sie sind von mittlerer Größe, die Männer haben im Durchschnitt fünf Fuß fünf Zoll. Die Frauenzimmer geben ihnen an Wuchs nicht nach, sind jedoch bey weitem nicht so schön, aber von etwas hellerer Farbe. In einem bestimmten Bezirk der Provinz Balangas an der Westseite der Bai von Manilla findet sich eine merkwürdige physiologische Erscheinung; die dortigen Indianer haben kaum das jugendliche Alter erreicht, als sie schon zu Greisen werden. Zehnjährige Mädchen sind gemeiniglich schon Mütter und im achtzehnten Jahre ist jede Spur von Jugend verschwunden, diese Erscheinung ist um so auffallender, da die Menschen sonst überall auf den philippinischen Inseln eine ausgezeichnet schöne und kraftvolle Bildung haben. Die besondern Ursachen müssen, wenn nicht etwa eine besondere ursprüngliche Anlage vorherrscht, in localen Umständen aufgesucht werden, die aber doch wohl schwerlich so ganz auf einen bestimmten Punct eingeschränkt sind. Die Laster und Tugenden der Tagaler sind zum Theil die Folge ihres ganzen gesellschaftlichen Zustandes; sie sind betrügerisch, dem Lügen ergeben und man kann überzeugt seyn, daß sie niemals die Wahrheit sagen, sie sind lebhaft, keiner bleibenden Eindrücke fähig und im höchsten Grade wankelmüthig, dabey sehr höflich und in ihrem Betragen, besonders gegen

Vornehmere, machen sie sehr viel Umstände. Die Gastfreiheit ist eine ihrer vorzüglichsten Tugenden, und sie üben dieselbe gegen alle Indianer ohne Unterschied aus. Jeder Vorübergehende kann, wenn er eine Familie essen sieht, an ihrem Mahle Theil nehmen, und niemand frägt ihn, woher er sey? Ein Indianer findet daher auf seinen Reisen überall seinen Unterhalt, und in jeder Hütte ein Nachtlager; nur beim Fortgehen dankt er in einigen Worten, aber der Wirth darf, ohne unhöflich zu seyn, nicht das Geringste darauf erwiedern. Sie haben ein großes Talent nachzuahmen und es giebt unter ihnen vortreffliche Abschreiber, auch sind sie in mechanischen Arbeiten sehr geschickt. Die Tagala- oder Galasprache ist auf den Philippinen was auf den andern Eilanden das Malaiische ist; sie bildet den Urstamm, aus dem offenbar alle die andern hier herrschenden Mundarten hervorgegangen sind; sie hat viele Eigenthümlichkeiten und weicht bedeutend von dem Malaiischen, dem Bugisschen und dem Javischen ab, die gewöhnliche Behauptung, daß sie aus dem Malaiischen abstamme, ist ohne allen Grund. Die spanischen Geistlichen haben Wörterbücher und Sprachlehren über die Tagalasprache und auch über die vornehmsten andern Mundarten geschrieben, die sämmtlich zu Manilla oder in andern philippinischen Oertern gedruckt und daher in unsern Gegenden sehr selten sind. Das Tagalische ist in seinen Elementen äußerst einfach, wird aber durch allerlei grammatische Künste so umgeändert und

verwickelt, daß es selbst für denjenigen, der alle eigentlichen Wörter eines Satzes versteht, doch sehr schwierig ist sie einzeln zu erkennen und den Sinn des Ganzen zu begreifen. Ihre Genealogien und die Thaten ihrer Götter und Helden sind in historischen Liedern und Gesängen erhalten, die sie sorgfältig dem Gedächtniß anvertrauen, sie sind gewohnt sie auf langen Reisen, während der Arbeit, besonders aber bei ihren Festen und feierlichen Todtenklagen abzusingen. Die Missionarien haben sich aus frommem Eifer bemüht, sie auszurotten, und als Ueberbleibsel heidnischen Aberglaubens zu unterdrücken. Es finden sich keine Proben von der alten einheimischen Volksdichtung, die Glaubensboten haben nur die von ihnen in tagalischer Sprache abgefaßten geistlichen Lieder bekannt gemacht, die Verse bestehen in Assonanzen und scheinen einen mehr lyrischen als epischen Charakter zu haben. Die heidnischen Tagaler schreiben mit einem eisernen Griffel auf Palmenblätter und Bambus, das Alphabet besteht aus 3 Selbst- und 17 Mitlautern und die Schriftzüge haben einige Aehnlichkeit mit dem Battacharakter auf Sumatra. Eine künstliche Zeitrechnung kennen die Tagaler nicht, sondern sie richten sich nach der Veränderung der Jahrszeiten und andern natürlichen Ereignissen.

Die neuern Schriftsteller behaupten, daß die Tagaler weder Tempel noch Götzenbilder hatten, allein Pigafetta, Magellan's Begleiter, dessen Nachrichten sonst sehr gut mit den spätern

übereinstimmen, spricht von hölzernen Idolen, die hinten ausgehöhlt waren, sie hatten abstehende Arme, und aufwärts gekehrte Füße, das Gesicht war groß, mit vier starken Hauern versehn und in der Regel waren sie bemalt. Anito ist der tagalische Name für Gott, und es giebt sehr viele Schutzgottheiten. Die Tagaler haben eine große Furcht vor Gespenstern und Geistern, die sie oft auf den Wipfeln der Bäume zu erblicken glauben. Pigafetta wohnte verschiedenen religiösen Gebräuchen bei, die auf eine Verehrung der Sonne zu deuten schienen. Die Opfer werden von Priesterinnen (Babailanas oder Catalonas) verrichtet; sie ergreifen eine Lanze, versetzen sich in einen wilden, begeisterten Zustand und verkündigen Prophezeihungen; dann durchbohren sie das Opferschwein und vertheilen das Fleisch unter die Anwesenden. Tänze und Trinkgelage beschließen die Handlung, sie halten sehr viel auf Vorbedeutungen und selbst die Christen üben im Geheimen noch die zauberischen Gaukeleien einer frühern Zeit. Ungewöhnliche Felsen, Röhricht und Bäume halten sie für die Wohnungen ihrer Vorfahren, sie gehn vor keinem Gegenstand der Art vorüber, ohne dazu um Erlaubniß zu bitten, und sie scheuen sich, solche Plätze etwa durch Abhauen der Bäume oder auf andere Art zu entheiligen. Wenn sie ein Bündniß schließen, ritzen sie sich in den Arm, lassen das Blut in ein Gefäß mit Wasser rinnen und trinken zum Zeichen der Freundschaft die Mischung gegenseitig aus. Sie

haben eine Vorstellung von einer Fortdauer nach dem Tode; deswegen legen sie Speisen, Kleider, Waffen auf das Grab, am vierten Tage der Todtenfeier wird ein leerer Platz am Tische für den Verstorbenen gelassen, sie glauben daß er, obgleich unsichtbar, wirklich anwesend sey und an dem Mahl Theil nehme; um die Wahrheit dieses Wahns zu beweisen, hat man bisweilen Sand auf den Boden gestreut und darin die Fußtapfen gefunden, offenbar in Folge eines frommen oder eigennützigen Betrugs. Sie halten diejenigen, die von Krokodillen gefressen oder vom Blitz getroffen werden, für glücklich und glauben daß ihre Seelen über die Brücke Balangao in den Himmel steigen.

Eine politische Vereinigung fand auf den Philippinen nicht Statt, sondern es gab eine große Anzahl größerer und kleinerer Völkerschaften unter besondern Oberhäuptern, und eben deswegen ward es den Spaniern nicht schwer, ihre Herrschaft zu befestigen. Die Oberhäupter herrschten mit despotischer Gewalt, das ganze Volk zerfiel in Adliche, Bagnanen, deren Würde erblich war, und Sklaven, Callanen; die Herrscher suchten die Zahl der letztern zu vermehren, und es fanden daher zwischen den verschiedenen Dorfschaften beständige Kriege Statt, deren Zweck kein anderer war, als Gefangene zu machen; von diesen unterschieden sich noch die Freigelassenen, Timawas, d. h. wörtlich, Söhne der Freiheit, und die Halbfreien, die nicht ganz der Willkühr des Herrn unterworfen waren.

Kinder eines Freien mit einer Sklavin waren frei. Auf den Callanen ruhte ein schwerer Druck und im Grunde dauern selbst unter der spanischen Herrschaft die alten Verhältnisse noch fort. Geschriebene Gesetze gab es nicht, sondern die Streitigkeiten wurden nach einem Gewohnheitsrechte von dem Oberhaupte mit Hülfe der Alten, und oft durch das Recht des Stärkern geschlichtet. Betrug und Wucher wurden gar nicht bestraft, manche Vergehungen, selbst der Ehebruch konnten mit Geld gebüßt werden. Auch auf diesen Inseln kommen Gottesurtheile, unter andern der bei unsern Vorfahren übliche wallende Kessel vor. Die Blutrache ist allgemein, bei geringeren Beleidigungen vereinigen die Verwandten sich wohl um eine Geldsumme, bei Todschlägen aber findet nur Wiedervergeltung Statt; die Verwandten legen die Trauer nicht eher ab als bis die Blutrache vollzogen ist, sie tödten eine bestimmte Anzahl von Menschen, nicht blos Feinde, mit denen sie im Kriege sind, sondern auch Fremde, die ihnen begegnen. Während dieser Zeit tragen sie eine lederne Binde um den Hals und sind unaufhörlich beschäftigt ihren Gegner aufzusuchen, erst wenn sie ihre Wuth gestillt haben, unterbrechen sie das Schweigen und nehmen wieder Theil an fröhlichen Gegenständen. Der Ausbreitung des Christenthums ist die Blutrache sehr nachtheilig, denn die schwächern Stämme müssen ihren Aufenthalt ändern oder sich mit andern verbinden, die Getauften sind in solchen Fällen gezwungen den

Ungläubigen zu folgen und sich von den Geistlichen zu entfernen, wenn sie sich nicht beständigen Feindseligkeiten aussetzen wollen.

Die Tagaler haben nur eine Frau, gewöhnlich eine Verwandte, sie können sie aber, wenn sie ihrer überdrüssig werden, zurückschicken. Der Bräutigam muß nicht nur bedeutende Geschenke an die Aeltern geben, sondern ihnen auch einige Jahre Dienste leisten, besonders beim Reisbau und bei der Aerndte. Begegnet er während dieser Probezeit seiner Zukünftigen nicht gut, so wird die Verbindung abgebrochen, ihre Angehörigen sind damit gern zufrieden, weil sie alsdann auf die Dienste eines neuen Bewerbers rechnen können. Bei der Hochzeit werden Schweine geopfert und ein Fest gefeiert, wozu die Verwandten und Freunde einige Geschenke geben. Von nun an behandelt der Mann, der überdies, wenn er reich ist, noch viele Beischläferinnen hat, sie ganz als seine Sklavin, er ist durchaus müßig, die Frau besorgt die Haushaltung, den Reisbau, das Einsammeln der Früchte und andere Geschäfte. Die Keuschheit wird nicht sehr geachtet, und den Mädchen wird es erlaubt ihre Gunstbezeugungen zu verkaufen. Die Weiber sind ungemein fruchtbar, und die Dörfer wimmeln von einer unglaublichen Menge Kinder, sie sind aber vielen Krankheiten unterworfen, viele Weiber sterben in den Wochen, auch fallen sie häufig in Wahnsinn. Die Bissajas pflegen ihre Kinder zu verkaufen. Eheliche Kinder erben zu gleichen Theilen, sind keine vor-

handen, fällt die ganze Verlassenschaft den natürlichen zu, die sonst nur ein Drittheil erhalten. Es giebt auch eine sonderbare Art der Adoption, die durch ein Geschenk in Gold entsteht, das der Adoptirte dem Väter macht und beim Tode desselben doppelt zurück erhält.

Die Todten werden mit wohlriechenden Kräutern und Harzen eingerieben und mit goldnen Armringen und andern Zierrathen geschmückt, die Reichen werden in einen Sarg aus einem einzigen Stück Holz gelegt, der in einem Winkel des Hauses auf eine Erhöhung von Erde gestellt wird, neben demselben steht eine zweite Kiste, worin die Waffen und Kleider des Verstorbenen, oder bei Weibern, ihr Arbeitsgeräthe verwahrt wird; zu gewissen Zeiten werden Speisen hingesetzt, auch wird der Lieblingssklave getödtet. Es ist eine Trauerkleidung gebräuchlich, und die Sitte hat noch verschiedene andere Leidesbezeugungen, Klageweiber u. s. w. geheiligt.

Die Kleidung besteht in einem Paar baumwollener oder seidener sehr weiter Hosen von blauer Farbe, die unten um und um gestickt sind, und deren Oeffnung an den Seiten ist, den Oberleib bedeckt ein kurzes Hemde mit weiten Aermeln, dessen Saum bisweilen mit einigen goldnen Knöpfen verziert ist, die Vornehmen ziehn darüber eine schwarze Weste. Um den Hals tragen sie ein rothes indisches Tuch, das mit Gold gestickt ist, und nicht selten über 30 Piaster kostet. Bei den freien Eingebornen

kann nur der ein rothes Kleid tragen, der einen Feind erlegt hat, und wer in einem rothgestreiften zu prangen wünscht, muß ihrer sieben getödtet haben. Die Frauenzimmer tragen ein sehr weites Hemde, das aber um den Hals so ausgeschnitten ist, daß weder Schultern noch Busen bedeckt sind; um den Unterleib wickeln sie den sogenannten Tapis, der aus einem Stück baumwollnen und seidnen Zeuge besteht, er wird um die Hüften festgebunden und reicht bis auf die Kniee, diese Tracht ist, nach le Gentil, sehr unanständig und verführerisch, und er sucht mit sichtbarem Wohlgefallen ein recht üppiges Bild davon zu entwerfen; die Christinnen dürfen in derselben auch nicht zur Kirche kommen, sondern müssen noch eine Art von Halbmantel anlegen, der ihre Gestalt auf eine häßliche Art entstellt. Auf das Haar legen sie einen hohen Werth, und sie halten es für die höchste Schmach, wenn man es ihnen abschneidet; gewöhnlich flechten beide Geschlechter es ein, und binden es oben auf dem Kopf in einen Knoten zusammen. In den Ohren bohren sie Löcher, und stecken ein Stäbchen hinein, wodurch die Ohrlappen sehr lang werden, worüber sich schon die ältern Reisebeschreiber verwunderten. Die Zähne werden geschwärzt und mit Goldblättchen belegt. Ohren, Arme und Hände schmücken sie mit goldnen Zierrathen. An den Füßen tragen die Indianerinnen Pantoffeln von einem gestickten Zeuge, die so weit ausgeschnitten sind, daß die kleine Zehe heraussieht. Das Bemalen

war allgemeine Sitte, es geschah nicht auf einmal, sondern nur nach und nach, besonders nach Heldenthaten, die Frauen tattowirten nur eine Hand, und einen Theil der andern. Die Reisenden bedienen sich freilich des Ausdrucks Bemalen, aber allem Ansehn nach wurden die Figuren auf die bei den Südseeinsulanern gewöhnliche Art durch Einschneiden und Einreiben hervorgebracht; Piaafetta vermuthete gar, daß sie eingebrannt würden. Die Waffen waren wie auf den benachbarten Inseln; auch auf den Philippinen wurden vergiftete Pfeile gebraucht. Renouard de Ste Croix behauptet, daß nur die wilden Stämme die Anwendung des Giftes kennen, und es den spanischen Alcalden mittheilen, damit sie die Seeräuber dadurch desto kräftiger abtreiben mögen; es ist übrigens dieselbe Art, die auf Borneo, Java, Celebes und den andern Inseln angewandt wird. Die Wilden tauchen die Spitze des Pfeils erst in frischgepreßten Saft des Zuckerrohrs und dann erst in das Gift, was aber nicht eher geschehen darf als im Augenblick des Gebrauchs, weil es sehr schnell vertrocknet und alsdann seine Wirksamkeit verliert. Sie tragen daher beständig beide Bestandtheile in hölzernen Dosen bei sich. Die Wohnungen sind auch hier wegen der Ueberschwemmungen und der Feuchtigkeit des Bodens auf 8 bis 10 Fuß hohen Pfählen errichtet, man besteigt sie auf Leitern, die des Abends hinaufgezogen werden.

Die Nahrung ist sehr einfach, sie besteht in Reis mit etwas Fisch, selten essen sie Fleisch. Wasser ist das gewöhnliche Getränk, obgleich der Palmenwein sehr beliebt ist. Sie trinken vermittelst eines Rohrs. Männer und Weiber sind Freunde des Tabacks, ihre Cigarren sind einen Fuß lang, anderthalb Zoll im Durchmesser und dauern fünf Tage, um sie in den Mund zu stecken, muß man sie oben abplatten. Jagd und Fischerei machen das Hauptgeschäft der Männer aus. Die Hirsche jagen sie zu Pferde, mit einer langen Lanze bewaffnet, und treiben sie in einen Hohlweg, vor welchem Netze ausgespannt sind, und wo sie alsdann todt gestochen werden. Sonderbar ist die Entenjagd. Die Tagaler legen eine Menge runder, irdener Töpfe ins Wasser, und lassen sie unter den Enten umherschwimmen, bis diese sich an den Anblick gewöhnt haben, alsdann stürzen sie einen solchen Topf, der mit einigen Löchern versehen ist, über den Kopf, und schwimmen langsam und ruhig herbei, fassen eine Ente nach der andern bei den Beinen, ziehen sie schnell unter das Wasser, damit ihr Geschrei die andern nicht verjage, drehen ihnen den Hals um und stecken sie in einen Sack, den sie um den Leib haben. (Renouard de Ste Croix.) Zum Fischen bedient man sich auf Luson einer eignen Vorrichtung, auf einem Floß aus Bambusrohr baut der Fischer eine kleine Hütte, in der er sich aufhält, vorn auf dem Floß befindet sich eine Hebemaschine mit einem Netz, so daß ein einziger

Mann es leicht in die Höhe ziehen kann. Zum Wiegen bedient man sich der Schnellwage oder des Besemers, der überhaupt im Orient sehr allgemein ist.

Die Tagaler haben eine leidenschaftliche Neigung für Tanz und Musik, und so lange sie noch einen Heller übrig haben, hören sie nicht auf sich diesem Genuß hinzugeben. Schon bei der Entdeckung hatten sie verschiedene musikalische Werkzeuge, worauf junge Mädchen mit vieler Geschicklichkeit spielten. Die Geistlichen haben sie auch mit unsern Instrumenten bekannt gemacht und sie lieben besonders die Geige; ihre Musik ist ungemein wild und höchst unharmonisch, selbst in der Kirchenmusik ist weder Rythmus noch Harmonie bemerkbar. Sie haben großes Talent zu mimischen Darstellungen, und mehre spanische Schauspiele in ihre Sprache übersetzt; le Gentil und Sonnerat sahen Comödien aufführen, die mehre Tage hinter einander fortgesetzt wurden. Allgemein ist die Liebe zu Hahnengefechten; sie führen ihre Hähne immer bei sich und nehmen sie selbst auf Reisen mit. Ein gefallener Hahn wird feierlich bestattet, und um keinen Preis würden sie erlauben ihn zu essen.

Die Spanier. — Verwaltung der Colonie.

Andre Völker haben ihre Niederlassungen zunächst um des Handels willen gegründet, und die

die Begierde nach Schätzen vermochte sie, allen Gefahren Trotz zu bieten, die mit diesen Unternehmungen verbunden waren, aber diese Rücksichten waren es nicht, die die Spanier ermunterten sich nach den Philippinen zu begeben; das Verlangen, dem Christenthum neue Anhänger zu gewinnen, veranlaßte Philipp II., dem Vicekönig von Mexico die Eroberung dieser Eilande aufzutragen, und im J. 1564 ward der tapfre Miguel Lopes Legaspi mit einer Flotte abgeschickt. Er bemächtigte sich zuerst Sebu's: durch Milde und Mäßigung gewann er die Eingebornen, und ungeachtet der beständigen Meutereien, die von den Spaniern selbst angezettelt wurden, verbreitete er die spanische Herrschaft auch über andre Inseln und 1571 ward Manilla in Besitz genommen. So wie in Amerika sollten auch auf den Philippinen Ländereien unter die Conquistadores oder Eroberer ausgetheilt werden, worüber die Eingebornen endlich aus ihrer Sorglosigkeit erwachten, allein sie waren zu wenig vereinigt, und wenn sie auch einzelne Spanier überfielen und niedermachten, vermochten sie doch nicht daurenden Widerstand zu leisten. Der kaum entstandnen Niederlassung drohte die Unternehmung des sinesischen Seeräubers Limahon den Untergang, der am 29sten Nov. 1574 mit 72 Junken in der Bai erschien um die Europäer zu vertreiben, und sich zum König über die Eilande aufzuwerfen; er landete ohne daß die Spanier seine Ankunft nur geahnet hatten, seine Schaaren drangen in die Stadt,

wurden aber nach einem langen zweifelhaften Kampf zurückgeschlagen; es war am Andreastage, der daher auch noch gegenwärtig zum Andenken der kaum gehofften Befreiung feierlich begangen wird, der heilige Andreas ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt. Die Spanier erhielten Zeit sich zu sammeln, und die neuen Angriffe des Feindes wurden mit großem Verlust abgewiesen, auch die Indianer hielten diese Gelegenheit für günstig, das Joch abzuschütteln, empörten sich und tödteten hin und wieder die Spanier und die Priester; indessen ward durch gütliche Mittel der Aufruhr gestillt; der Statthalter wandte seine ganze Kraft gegen die Sinesen, die sich in der Landschaft Pangasinan festgesetzt hatten und tapfer vertheidigten, aber endlich wurden sie ganz eingeschlossen, Limahon baute in seiner Verschanzung einige Boote, mit denen er in einer Nacht heimlich entkam.

Die fernern Schicksale der Niederlassung sind sehr einförmig, es fehlt alle Entwickelung, jeder Einfluß irgend eines politischen oder geistigen Princips; die Streifereien der Seeräuber, einzelne Empörungen der Indianer, vor allem die Händel und Hetzereien der Mönche und Geistlichen untereinander und mit den weltlichen Behörden, füllen alle Blätter der philippinischen Jahrbücher, nur die Eroberung Manilla's durch die Engländer im Jahr 1762 unterbricht dieses traurige Einerlei. Sie bewirkten die Landung am hellen Tage einer gefährlichen Brandung zum Trotz, die vielen Kirchen und Klöster au-

ßerhalb der Stadt boten sich ihnen als Festungen dar, in denen sie sich gegen das feindliche Feuer sicherten; bald war eine Bresche gemacht, und die Engländer rückten ohne Widerstand durch dieselbe ein; der Erzbischof führte den höchsten Befehl, und seine Vertheidigungsmaßregeln bewiesen es nur zu deutlich, daß er ein Bote des Friedens sey; die Stadt war der Plünderung Preis gegeben, den Nonnenklostern wurden Schutzwachen ertheilt; die Gefangenen und die Indianer, die die verborgenen Schätze anzeigten, gesellten sich den Siegern zu und trieben es weit ärger als diese, denen selbst der Spanier Zuniga das Lob der Mäßigung zugesteht. Cavita mußte sich ebenfalls ergeben. Es ward eine Contribution von 4 Millionen gefordert, aber bei aller Anstrengung war es nicht möglich mehr als etwas über eine halbe zusammenzubringen, die meisten Baarschaften waren ins Innere geflüchtet, und wurden hier von den Priestern zurückgehalten, selbst als der Erzbischof die Auslieferung verlangte.

Die vornehmsten Einwohner und Beamten mußten eine förmliche Unterwerfungsacte unterzeichnen; allein der Oidor (Auditor) Don Anda brachte eine Kriegsmacht durch Unterstützung der Mönche, die General Draper durch schonende Behandlung vergebens zu gewinnen suchte, im Innern zusammen, und ward bald von vielen Ueberläufern verstärkt; die Engländer hatten die französischen Kriegsgefangenen aus

Pondicheri zum Dienst gezwungen und diese ergriffen die Gelegenheit zu entkommen, die Eroberer waren daher auf die Hauptstadt eingeschlossen und wurden in derselben gewissermaßen belagert. Im Innern lößten sich alle Bande der Ordnung und des bürgerlichen Gehorsams völlig auf, es fielen die schrecklichsten Räubereien und Gewaltthätigkeiten vor, ohne daß ihnen Einhalt geschehen konnte. Ein Indianer Diego de Silang wiegelte die Provinz Ylocos auf und machte sich sehr furchtbar; um als Eiferer für den Catholicismus zu erscheinen, ernannte er den Herrn Jesus von Nazareth zum Generalcapitain und sich zum Alcalde major desselben; zu gleicher Zeit unterhandelte er mit den Engländern, die ihn in der angenommenen Würde bestätigten, aber nun hetzten die Geistlichen seine Untergebenen gegen ihn auf, und ein Mestiz, der sich ein Verdienst um den Himmel erwerben wollte, erschoß den neuen Masaniello. Im Pariser Frieden 1763 wurden die Philippinen zurückgegeben, doch ward Manilla erst im März 1764 geräumt; nun kehrten allmählig die alten Verhältnisse zurück. Seitdem hat kein europäischer Feind die Spanier in dieser herrlichen Besitzung gestört, obgleich sie häufig mit einem Angriffe von dem englischen Indien aus, bedroht wurden. Nicht wenig beunruhigte der neue Versuch der Engländer 1803 eine Niederlassung auf Balambangan anzulegen, wohin eine bedeutende Kriegsmacht geschickt ward; die Nachricht, daß der Entwurf aufgegeben sey, (An-

fang 1806), erregte in Manilla die lebhafteste Freude. Die Regierung auf den Philippinen erklärte sich im Februar 1809 für Ferdinand VII. und öffneten ihre Häfen den Engländern, die seitdem einen lebhaften Handel anknüpften, dem jedoch durch den Krieg in Mexico bedeutender Eintrag geschah.

Die Spanier werden alljährlich durch neue Ankömmlinge aus dem Mutterlande oder aus Mexico ergänzt. Die hiesigen Creolen sind bräunlich, hingegen behalten diejenigen, die unmittelbar aus Europa kommen, ihre weiße Hautfarbe. Die Mädchen sind schön, aber mit dem 16ten und 17ten Jahre tritt eine auffallende Veränderung ein und die Frauen werden meist häßlich und ungestaltet. Die Spanier leben sehr getrennt von einander, und selbst die weite Entfernung von dem heimathlichen Boden, hat die Provinzialverschiedenheit nicht vertilgt; der Biscajer schließt sich nur dem Biscajer, der Gallizier dem Gallizier an. Die Kolonisten treiben gar keinen Landbau, sie leben entweder nur von Bedienungen, von dem Gewinn an dem Galleonenhandel oder von Allmosen; bei diesem gänzlichen Mangel an Betriebsamkeit giebt es wenig reiche Familien, und selbst die Nachkommen der wohlhabendsten sind Bettler geworden. Die Spanier führen ganz die Lebensart, woran sie in ihrem Vaterlande gewöhnt waren. Die Kleidung ist leicht, der Kopf wird selbst in der Kirche mit einer feinen weißen Mütze zu großem Aergerniß der Geistlichen bedeckt. Die Frauen

kleiden sich fast wie die Indianerinnen, nur lassen sie den zierlichen Tapis weg; auch tragen sie Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen, letzteres ist ein Vorzug, der selbst den Mestizinnen verweigert wird, die durchaus baarfuß und mit Pantoffeln gehen müssen. Jeder Spanier hält seine Siesta, trinkt seine Chocolade, durch deren Genuß er nach der Erklärung der Jesuiten, sobald sie nur mit Wasser bereitet ist, auch die Fasten nicht bricht, und fährt alsdann eine Zeitlang spazieren.

Die Nahrungsmittel sind mit Ausnahme der Fische und einer großen aus Mexico eingeführten Entenart schlecht und theuer, Schweinfleisch ist die allgemeinste Speise, Schmalz vertritt die Stelle der Butter. Der Wein ist so theuer, daß er bei Mahlzeiten gar nicht gereicht wird, die Einwohner trösten sich damit, daß er in dem Himmelsstriche der Philippinen nicht gesund sey. Das Hauptgetränk ist Wasser, dessen übermäßiger Gebrauch vielleicht an vielen Krankheiten Schuld ist. Die Mahlzeit besteht aus einer Suppe, einem Stück schlechten Rindfleisch, einem Ragout aus zerschnittenen Stücken Schwein- oder Rindfleisch mit Schmalz bereitet, oder Schweinsfüßen, die für eine vorzügliche Leckerei gehalten werden; in reichen Häusern kommt bisweilen auch wohl Geflügel hinzu, hiebei wird gar nicht getrunken. Zum Nachtisch wird ein Teller mit Eingemachtem und Früchten und einer einzigen Gabel aufgetragen, die Wirthin nimmt zuerst etwas da-

von und setzt ein ungeheures Glas Wasser darauf, dann macht der Teller die Runde, und jedem wird ein großer Becher mit Wasser dargeboten. Das Tischtuch wird abgenommen und die Bedienten bringen Cigarren und Zahnstocher. In einigen Häusern wird auch ein Waschbecken auf den Tisch gestellt, und nachdem sich die Wirthin zuerst gewaschen, geht dasselbe Gefäß herum; in andern gießt man aber den Gästen nur etwas Wasser auf die Finger, wenn sie Lust haben sich zu waschen. Den Gebrauch des Betels und der Arekanuß haben auch die Spanier angenommen. Beide Geschlechter rauchen Tabak; es ist eine gewöhnliche Art ein Verständniß mit einer unbekannten Schönen anzuknüpfen, daß man sie um Erlaubniß bittet, seinen Cigarro an dem ihrigen anzuzünden, diese Bitte giebt Gelegenheit eine Unterredung anzuknüpfen, und aus dem schnellern oder langsamern Anzünden läßt sich schließen, ob der Antrag günstig aufgenommen ist oder verworfen wird. Ungeachtet der vielen Geistlichen und der äußern Religiosität sind doch die Sitten sehr verdorben.

Die Spanier halten eine Menge von Dienstboten und Pferden, selbst die Aermeren haben zum Behuf ihrer Spazierfahrten wenigstens eine oder zwey Equipagen, man zählt daher über 1300 Kutschen in Manilla, denn auch die Mestizen sind dem Beispiel der Spanier gefolgt, obgleich der Gebrauch der Kutschen ihnen durch die Gesetze untersagt ist. In frühern Zeiten war

der Unterhalt der Pferde, die theils mit frischem Grase, theils mit Reis gefüttert werden, nicht sehr kostbar, allein gegenwärtig scheinen die Verhältnisse sich sehr geändert zu haben; nach Renouard de Ste Croix herrscht in Manilla eine außerordentliche Theurung, ein einzelner Mann, der gar keinen Aufwand macht, sich aber Equipage hält, gebraucht monatlich wenigstens 300 Reichsthaler.

Le Gentil und der eben genannte Reisende schildern das gesellschaftliche Leben als höchst traurig und langweilig, es fehlt demselben an aller Abwechselung, es giebt keine Zeitungen oder andre öffentliche Blätter, keine Gesellschaften, als von Zeit zu Zeit eine große Assemblee beim Gouverneur. Die Frauen sind höchst ungesellig, im höchsten Grade erschlafft und ungebildet, dabei müssen sie, der Sitte gemäß, sich sehr entfernt und zurückhaltend gegen Männer betragen. Die Moden und Gewohnheiten Europa's kommen gar nicht bis zu diesem entlegenen Erdwinkel, nur der Aufenthalt der Engländer scheint wirklich eine Art von Revolution hervorgebracht zu haben, denn vorher sollen die gesellschaftlichen Verhältnisse noch einförmiger gewesen seyn, besonders sollen sie zur Verbesserung der Musik beigetragen haben; ihre Landtänze gefielen so sehr, daß man sie sogar in den Kirchen spielte. Die Hauptvergnügungen sind geistliche Processionen und die großen Kirchenfeste. Die Spanier haben auch die Stiergefechte mit herübergebracht und die Sinesen halten ihre Aufzüge mit den

daben üblichen Schauspielen. Auch in Manilla ergötzen sich selbst Männer an fliegenden Drachen, die ordentlich mit einander kämpfen müssen, das heißt der eine sucht seine Linie um die seines Gegners zu schlingen; mancher Kämpfer kommt mit zwei bis drei andern zurück, die er einem schwächern abgejagt hat. Sprengel*) hat diese Erzählung le Gentil's auf eine sonderbare Weise mißverstanden, er versteht unter dem französischen Ausdruck einen Hirschkäfer und malt nun die Kämpfe die diese Thiere einander lieferten, recht anschaulich aus, obgleich es wirklich unmöglich ist sich eine Vorstellung von diesen vermeinten Käfergefechten zu machen.

---

*) In der Nachricht von den Philippinen im zweiten Bande der Beiträge zur Völker- und Länderkunde, die eigentlich nur ein Auszug aus le Gentil's Nachrichten ist. Zu seiner Entschuldigung gereicht, daß der Reisende allerdings etwas undeutlich ist, allein daß Cerf volant hier einen fliegenden Drachen und nicht einen Hirschkäfer bedeutet, geht aus dem ganzen Zusammenhang hervor.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Generalgouverneur, der von dem Könige ernannt wird; seine Amtsverwaltung ist zwar auf eine Reihe von Jahren beschränkt, doch wird sie gewöhnlich verlängert. Manilla ist seine Residenz. Seine Besoldung beträgt 18,000 Piaster, von denen aber jährlich 4000 bis zu seiner Rückkehr nach Europa, gleichsam zur Sicherheit für alle Unterschleife, einbehalten werden. Nach Beendigung seiner Statthalterschaft wird eine Untersuchung über sein Betragen veranstaltet; jeder Einwohner hat das Recht, sich zu beklagen, und der Nachfolger fällt das Urtheil, das an den hohen Rath von Indien in Madrid zur Bestätigung gesandt wird; allein hiedurch ist wenig geholfen, denn der Richter hat ein gleiches Interesse mit dem Mann, dessen Stelle er einnimmt, und der gemeiniglich zu andern hohen Würden befördert wird. Niemand wagt es, sich durch eine Klage neue Bedrückungen auszusetzen. Die Statthalter mißbrauchen daher nur zu sehr ihre Gewalt, und ihre Bestechlichkeit kannte in der Regel keine Gränzen; sie erlaubten sich die größten Willkührlichkeiten und nur die Geistlichkeit bot ihnen einigermaßen die Spitze; der Feldmarschall D. Fernando Bustamante veranlaßte durch seine Eingriffe in die Freiheiten des Clerus 1719 einen Aufruhr, der ihn selbst das Leben kostete. Der Einfluß des Statthalters ist ungemein groß; Aemter, Pfründen, selbst geistliche Stellen werden von ihm vergeben. Er ist Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, führt den

Vorsitz im hohen Rath und hat in demselben eine entscheidende Stimme. Auf den Gouverneur folgt der Lieutenant des Königs, der unmittelbar vom Hofe ernannt wird, aber nur wenn der Statthalter ihm Geschäfte aufträgt, oder im Fall derselbe mit Tode abgehen sollte, an der Verwaltung Theil hat; ehmals pflegte der Erzbischof einstweilig die Stelle des Gouverneurs zu versehn. Das Obergericht ward im Jahr 1584 errichtet, und besteht aus einem Regenten und vier Oydores oder Beisitzern. Die Gerechtigkeitspflege ist sehr schlecht und ganz gaunerischen Advokaten überlassen; Rechtshändel sind ungemein kostbar, und doch giebt es keinen Ort in der Welt, wo die Proceßsucht größer wäre als zu Manilla.

Die Provinzen werden von Alcalden verwaltet, in soweit die Geistlichkeit der weltlichen Regierung einen Einfluß übrig gelassen hat; ihre Zahl beläuft sich auf dreißig, ihre feste Besoldung besteht zwar nur in 30 Piastern monatlich, allein der ganze Handel der Provinz ist in ihren Händen, und außer bedeutenden Sporteln ziehn sie drei Procent von allen öffentlichen Abgaben; ihre Stellen sollen nur drei Jahre dauern, können aber verlängert werden; sie bilden die oberste bürgerliche und kriegerische Behörde in ihren Gebieten; ihnen steht ein Oberschreiber zur Seite, der ein Eingeborner seyn, aber nothwendig die spanische Sprache verstehn muß. Auch diese Stellen sind sehr einträglich. In Hinsicht der Eingebornen findet auf den Philippinen dieselbe

drückende Einrichtung wie im spanischen Amerika Statt, nämlich in jedem Dorfe wird jährlich ein Capitan del Poeblo aus den Reichen oder den sogenannten Cabessas de Barangay *), die den Caciken in Mexico gleich sind, gewählt; die Dorfshäupter haben mehrere Beamte neben sich, und kleine Streitigkeiten werden von dieser Behörde geschlichtet, die Cabessas de Barangay oder die alten Adlichen haben ihre frühern Rechte behalten, es sind ihnen die gemeinen Indianer zugetheilt, von denen sie den Tribut erheben, und sie auf das allerschrecklichste bedrücken können; überdies fehlt es den eigentlichen Beamten nicht an allerlei Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Erpressungen.

Die Finanzen werden von einer besondern Behörde verwaltet. Die Einkünfte sind sehr beträchtlich. Der Tribut der Indianer steigt jährlich auf 573,000 Piaster, er ist an sich nicht hoch, und macht für eine Familie etwas über einen Piaster **) aus; allein im Innern ist er

---

*) Barangay ist nach dem Wörterbuche der spanischen Academie ein indisches Fahrzeug; jene Benennung würde also wörtlich, Oberhaupt eines Schiffes, bedeuten.

**) Nach Renouard de Ste Croix; ich vermuthe aber in dieser Angabe einen Irrthum und glaube, daß auch auf den Philippinen wie in Mexico die Kopfsteuer bezahlt wird.

doch wegen des Mangels an baarem Gelde sehr drückend, und viele Indianer flüchten um ihm zu entgehn, in die Gebirge. Ueberdieß sind die Arekanuß und die Betelblätter, der Tabak, die gegohrnen Getränke, der Wein und alle Waaren aus dem Auslande mit Auflagen belegt; besonders hart ist die Tabackssteuer, die die armen Indianer zunächst trifft, und bei deren Erhebung schändliche Bedrückungen vorfallen, sie bringt über 600,000 Piaster ein, auch für die Erlaubniß Hahnenkämpfe zu veranstalten, müssen die Indianer bezahlen. Auch die Sinesen entrichten eine Kopfsteuer, und endlich kommen noch die Einnahmen von dem Stempelpapier und der Kreuzbulle *) hinzu. Diese sämmtlichen Einküfte belaufen sich auf mehr als anderthalb Millionen Piaster und doch reichen sie nicht hin, um die Ausgaben zu decken, sondern jährlich wurden noch aus Mexico 500,000 Piaster zugeschossen. Daß diese herrlichen Länder, die, wie

*) Eigentlich die Kreuzzugsbulle, die allen Spaniern, die auf irgend eine Art an dem Kriege gegen die Ungläubigen Theil nehmen, gewisse Arten von Ablaß verspricht; durch das Concordat von 1753 ist sie immerwährend und jeder spanische Unterthan, der ein guter Christ seyn will, muß sie kaufen, dadurch kann er auch mit Zustimmung seines Arztes und Beichtvaters an den Fasttagen verbotene Speisen genießen. Der Ertrag fließt der Krone zu und ist sehr beträchtlich.

La Peyrouse sehr richtig bemerkt, einem betriebsamen und handelnden Volk alle andre Colonien ersetzen könnten, so schlecht benutzt werden, ist lediglich die Schuld der schlechten Verwaltung und der abscheulichen Mißbräuche, die bei derselben Statt finden. Unaufhörlich herrschten innere Zwistigkeiten zwischen den Statthaltern und den Mönchen, zwischen den verschiednen weltlichen Behörden und den geistlichen Orden, die eifersüchtig auf einander waren. Der Gouverneur und der Erzbischof waren beständig über die Etiquette im Streit, die hier eben so ängstlich abgemessen ist, wie in Batavia; die Zahl der Pferde ist bestimmt, womit ein Jeder fahren durfte, und ein Geringerer muß still halten, wenn ihm ein Vornehmerer begegnet.

Nichts würde leichter seyn als die Eroberung der Philippinen, die Eingebornen verabscheuen die Spanier und die Vertheidigungsanstalten sind ganz vernachlässigt. Die Kriegsmacht besteht theils aus Linientruppen, deren Anführer sämmtlich aus Spanien geschickt werden, theils aus Milizregimentern, die von wohlhabenden Kaufleuten befehligt werden. Die Kriegszucht ist sehr schlecht. Einige Verbesserungen sind zwar vorgenommen, aber im Ganzen herrscht die alte Schlaffheit und Unordnung. Die Linienregimenter werden blos durch Indianer rekrutirt, es sind ihrer drei, die zusammen aus 4000 Köpfen bestehn. Der Sold ist scheinbar hoch, denn ein Gemeiner kostet den König monatlich gegen 7 Piaster, allein wegen der gro-

ßen Theurung müssen die Truppen sich doch sehr schlecht behelfen. In dem Zeughause sind für 40,000 Mann Flinten vorräthig, aber leider taugen sie nichts. Jede Provinz muß ein Bataillon Miliz stellen, die aber ganz undisciplinirt ist. Die sämmtliche Kriegsmacht besteht aus etwa 18,000 Mann, wovon der größte Theil in Manilla liegt, die Unterhaltungskosten machen monatlich 100,000 Piaster aus, außer dem Solde wird der Mannschaft auch noch Reis geliefert.

Die philippinischen Inseln werden sehr häufig von Seeräubern aus Borneo, Mindano, Sulu u. s. w. heimgesucht, die sich nicht selten bis in die Bai von Manilla wagten, und im Angesicht der Stadt die Fischer in ihren Kähnen fortnahmen. Die Eingebornen sind zum Widerstande zu schwach, weil es ihnen an Waffen fehlt, und die Spanier wagten es nicht ihnen Schießgewehr anzuvertrauen. Die Mönche legten um die Kirchen Schanzen an, damit die Fliehenden daselbst Sicherheit finden sollten, und führten Wachthürme auf, allein diese nützliche Einrichtung ward von den Alcalden zu einem neuen Mittel der Bedrückung gemißbraucht, sie schrieben eine bestimmte Anzahl Unterthanen zum beständigen Dienst aus, und zwangen diese, statt die Posten zu besetzen, zu ihrem Nutzen zu arbeiten oder ein gewisses Geld zu zahlen. Es ist zwar eine Marine von 80 Kanonierschaluppen vorhanden, die monatlich 10,000 Piaster kostet, und zum Schutz gegen die Seeräuber be-

stimmt ist, allein sie entspricht diesem Zweck gar nicht, sondern die Befehlshaberstellen werden nur an Mestizen vergeben, die sich theils durch den Sold der Matrosen zu bereichern, theils auf ihren Kreuzzügen solche Waaren aufzutreiben suchen, von denen sie einen guten Absatz in Manilla erwarten.

Das wichtigste Element in der ganzen Verfassung der Philippinen macht die Geistlichkeit aus, und man kann die ganze Colonie in der That für eine Colonie von Priestern halten, deren Einfluß und Ansehn außerordentlich ist; ein Priester ist zu allem geschickt, es giebt Beispiele, daß Jesuiten den Befehl über die Flotte und die Kriegsmacht geführt haben; der Geistliche bedeutet mehr als Vater oder Mutter, und Töchter können sich mit Genehmigung des Erzbischofs oder des Vikars, selbst wider den Willen ihrer Aeltern, vermählen. Allein auf der Insel Luson zählt man 20 Klöster und die Zahl der Pfarreien beläuft sich auf 1200. Im Jahr 1595 ward ein Erzstift zu Manilla errichtet, und Philipp II. gründete auch ein Domkapitel; unter demselben stehn die 3 Bisthümer Neusegovien, Camarines und Sebu. Außer dem erzbischöflichen Gericht ist noch ein besondres für die Kreuzbulle und eine Inquisitionscommission vorhanden, die von dem Glaubensgericht in Mexico abhängt; in Manilla wird die Untersuchung nur eingeleitet, sie ist sehr strenge und nahm selbst dem Gouverneur verbotene Bücher fort. Renouard de Ste Croix erzählt verschiedne Beispiele von ihrem fanatischen

Ver-

Verfahren, obgleich der Reisende aus sichtbarem Haß nicht nur gegen die Pfafferei, sondern die kirchlichen Einrichtungen überhaupt vielleicht die von ihm erzählten Vorfälle übertrieben hat.

Am mächtigsten sind die Mönche, die sich die Herrschaft über die besten Provinzen angemaßt haben; sie sind aus den Orden der Augustiner, Dominicaner, Barfüßer und Franciskaner; ihre Einkünfte sind außerordentlich groß, jeder Orden hat jährlich wenigstens 100,000 Piaster. Sie sind beständig mit einander im Streite, aber sie halten zusammen gegen die Weltgeistlichkeit und den Erzbischof; sie wollten sich durchaus der erzbischöflichen Kirchenvisitation nicht unterwerfen, worüber die ärgerlichsten Händel entstanden, bis Pius VI. im J. 1790 durch eine eigne Bulle denselben ein Ende machte, in welcher die Jurisdiction des Erzbischofs und der Ordensprovinciale bestimmt ward. Die Kirchen und Häuser der Mönche sind geräumig und bequem, die Weltgeistlichen hingegen wohnen in armseligen Hütten und ihre Kirchen sind klein und aus Bambus aufgeführt; die Mönche kommen alle aus Europa, allein da die Neigung in einen Orden zu treten immer mehr abnimmt, so hat man viele Pfarren bereits mit Weltgeistlichen besetzen müssen, die aus Indianern genommen werden und deren Zahl ungemein groß ist, weil alle Einwohner es für eine Ehre halten einen Geistlichen in ihrer Familie zu zählen.

In den Provinzen sind die Mönche die eigentlichen Herren des Volks, um den Unter-

richt und die Ausbreitung des Christenthums bekümmern sie sich wenig; die Missionarien werden ungemein schlecht besoldet, so mühsam ihr Geschäft auch ist und so vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten sie sich aussetzen, erhalten sie jährlich nur 100 Piaster und 200 Maaß Reis. Der Mönchsdespotismus, sagt Renouard de Ste Croix, ist die hauptsächlichste Ursache von dem elenden Zustande der philippinischen Inseln; die Mönche besitzen eine solche Macht, daß sie sich auch den Befehlen der Regierung widersetzen können. Ein Mönch gerieth mit einem Offizier in Streit und benahm sich höchst ungebührlich; er hatte offenbar Unrecht, aber die Soldaten wagten es nicht, gegen ihn zu zeugen, auch der Gouverneur sah sich genöthigt den Offizier zu bestrafen. Die Mönche suchen das Volk in tiefer Unterwürfigkeit zu halten und verhindern allen Umgang mit Fremden, deswegen sind auch die Reisen nach dem Innern so schwierig; es ist zwar ein königlicher Befehl vorhanden, die Neubekehrten in der spanischen Sprache zu unterrichten, allein die Geistlichen lassen ihn absichtlich unbefolgt. Sie üben eine strenge Zucht und bestrafen die Versäumung der Kirche selbst bei erwachsenen und verheiratheten Frauen mit Peitschenschlägen vor der ganzen Gemeinde. Bisweilen entstehen zwar kleine Empörungen gegen diese geistliche Tyrannei, die aber immer bald beigelegt werden. Renouard de Ste Croix begleitete den Augustinerprovincial auf einer Visitationsreise und war Zeuge von der Ehrerbie-

tung, womit er überall empfangen ward; alle Indianer gingen ihm feierlich entgegen, er ward prächtig bewirthet und Festlichkeiten aller Art wurden zu seiner Ehre veranstaltet. Die Pfarrer führen ein höchst trauriges und langweiliges Leben, das eben keineswegs mit den Geboten der Kirche übereinzustimmen scheint; sie haben insgesamt den Gebrauch sich von den jungen Mädchen des Dorfs bedienen zu lassen, die eine trägt dem ehrwürdigen Vater beständig den Cigarro, die andere das Feuer zum Anzünden nach; selbst dem Pater Provincial empfing in einem Dorfe ein Regiment von 200 ziemlich hübsch gekleideten jungen Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, die unter dem Schall von Trommeln mit hölzernen Flinten geschickt und gewandt militärische Uebungen machten.

Die Religion selbst besteht blos in äußern Gebräuchen; die Fasten werden eben nicht strenge beobachtet, und die Kreuzbulle verschafft eine wohlfeile Befreiung von den kirchlichen Vorschriften. Dagegen herrscht ein großer Mönchsfanatismus, besonders in der Charwoche; La Peyrouse sah Büßende, die sich mit Dornen umgürtet hatten, schwere Ketten durch die Straßen schleppten und bei jeder Station, bei jedem Kloster oder Kirche Geißelhiebe empfingen. Renouard de Ste Croix bestätigt diese Erzählung und fügt ein kaum glaubliches Beispiel mönchischer Barbarei hinzu. Man stellte das Leiden des Heilands sinnlich dar und hatte den Mann, der die Rolle Christi spielen sollte, an ein Kreuz

gebunden, so daß man durch einen Strick seinen Kopf hin und her bewegen konnte; man suchte auf diese Art die Qual des Todeskampfes recht anschaulich zu machen. Als der Priester die Worte sprach: er ist gestorben, ward in der Kirche ein Feuerwerk angezündet, das alles mit Rauch erfüllte und ein fürchterliches Geprassel verursachte. Auf dem Dache wurden Kugeln gerollt, um die physische Revolution bei'm Tode Jesu darzustellen. Alle Anwesenden wurden mit Schrecken erfüllt und viele Frauen fielen ohnmächtig nieder; gleich bei'm Anfange der Predigt waren die Thüren verschlossen und man konnte die Kranken nicht fortschaffen.

Zahlreich sind die Stiftungen und Armenanstalten; fast alle reiche Einwohner Manilla's gehören zu der barmherzigen Brüderschaft, die unermeßliche Vermächtnisse besitzt; sie benutzte ihr Geld besonders in dem Akapulkohandel zu sehr hohen Zinsen, obgleich sie auch oft große Verluste erlitt, besonders bei den häufigen Schiffbrüchen; der Gewinn ward auf Hospitäler, die Ausstattung von Waisenmädchen, auf Seelmessen und die Loskaufung von Sklaven verwandt.

An eine höhere Bildung ist natürlich gar nicht zu denken, obgleich in Manilla zwei Collegien sind und bisweilen sogar Doctoren aus Spanien hergeschickt wurden; der Sinn für die Wissenschaften war sehr geringe, es fehlte fast ganz an literarischen Hülfsmitteln und auch der allgemeine Wahn, daß ein eifriges Studiren in einem heißen Clima mit Gefahr für den Ver-

stand verbunden sey, schreckte von einer ernsthaften Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen ab. Ein großes Hinderniß für die geistige Entwickelung war die Inquisition; noch im J. 1766 wurden astronomische Beobachtungen für eine Art Teufelskunst gehalten. An Erziehungsanstalten fehlt es ganz und die Unwissenheit der Geistlichen überschreitet allen Glauben. Die vernachlässigte Erziehung offenbart sich auch bei der Jugend; die Söhne der ersten Geschlechter, ohne Sinn für edlere Vergnügungen, bringen ihr Geld mit Indianerinnen oder in dem sinesischen Glücksspiele (Tanpo) durch. In neuern Zeiten haben jedoch einige wohlhabende Väter angefangen, ihre Kinder nach Bengalen oder der Küste Koromandel zu schicken, so unzufrieden die Mönche auch mit dieser Erziehung in nicht katholischen Ländern sind.

Die Araber hatten sich lange vor Ankunft der Spanier bis nach den Philippinen ausgebreitet und Verkehr auf denselben getrieben, allein seit der Besitznahme der Spanier ward der Handel sehr beschränkt, und die Eroberer benutzten weder die Fülle an Erzeugnissen aller Art noch die herrliche Lage, in der Nähe der reichsten Handelsländer. Die Philippinen selbst liefern außer einem Ueberfluß von Lebensmitteln eine Menge der geschätztesten Waaren, Gold, Zucker, Kaffee, Kakao, vortrefflichen Taback, Zimmt, Wachs, eßbare Vogelnester, Perlen und Perlenmutter, Ambra, Marmor, Bimssteine, Holz u. s. w., und würde die Betriebsamkeit

nur einigermaßen ermuntert, so könnten diese Erzeugnisse ungemein vervielfältigt werden. Der innere Handel ist ganz in den Händen der Alkalden, die die Producte der Indianer aufkaufen und nach Manilla schicken; sie versehen sie dagegen mit dem was sie selbst bedürfen. Der auswärtige Verkehr war sonst ungemein beschränkt und erstreckte sich nur auf die asiatischen Küsten, mit Sina und Japan war er ehmals sehr gewinnreich, allein die Spanier haben ihn fast ganz eingebüßt; die Einwohner der Philippinen selbst durften keinen andern Hafen als Makao besuchen, aber um für das Bekehrungsgeschäft die Gelegenheit offen zu behalten, ward den Mohren und Hindus erlaubt nach Manilla zu kommen, allein andere handelnde Völker bedienen sich dieses Vorwandes, um Schiffe unter fremden Namen dahin zu senden, die Offiziers sind sämtlich Europäer, die sich für Dollmetscher mitreisender indischer Kaufleute ausgeben. Der Hauptverkehr ist mit Neuspanien, er beschränkt sich aber auf eine einzige Gallione. Ehmals war dieser Handel ausgebreiteter, allein die Philippinen verschlangen einen Theil des Silbers, das Amerika erzeugte, und bei der schlechten spanischen Staatswirthschaft ward es auf immer verloren; auch die Kaufleute aus Cadix schrieen über den Nachtheil, den ihnen die Philippinen im amerikanischen Handel zufügten, und stellten ihn überhaupt als nachtheilig dar; allein schon im J. 1730 bewies der Vicekönig von Mexico, daß er durchaus nothwendig sey, und daß der

Zoll allein die Kosten einbringe, die die Niederlassung auf den Philippinen verursachte. Die Gallione ist ein königliches Schiff, das mit großen Kosten zu Cavite gebaut wird. Sie segelte sonst im Julius ab und kam im December oder Januar in Akapulko an: in neuern Zeiten hat aber auch die spanische Nautik einige Fortschritte gemacht, und man hat gelernt den Weg in 4 Monaten zurückzulegen. Den Oberbefehl führt der General zur See, der seine Stelle erkauft, aber doch dabei einen großen Gewinn macht; auch die andern Stellen sind sehr einträglich und wurden von den Statthaltern nur gegen große Geschenke ertheilt. Alle Einwohner Manilla's, die in dem Stadtbuche eingeschrieben sind, nehmen an den Handel Theil; der König, die Beamten, die Bürger, die Wittwen, selbst die Bettler haben ihren genau bestimmten Antheil, und zwar werden die Loose oder Boletas zum Vortheil der letztern verkleinert. Die Reicheren kaufen auch wohl die Loose der Aermeren, es hängt indessen bei der Vertheilung alles von der Gunst ab. Die Geistlichen und die Mestizen sind ausgeschlossen. Die erstern haben aber doch den größten Gewinn, denn sie schießen auf Bodmerei die Gelder vor; die Gefahr ist allerdings sehr groß, das Schiff ist schlecht gebaut und ausgerüstet, die Steuerleute sind unerfahren; und da Nachrichten von dem Zustande der politischen Verhältnisse in Europa, die Philippinen nur spät erreichen, wird die Gallione oft die Beute eines unternehmenden Feindes. Strandet sie in

dem Archipelagus der Mariannen oder Philippinen, so setzen die Schiffer und Kaufleute sie gewöhnlich in Brand, um bei dieser Gelegenheit zu stehlen; da die Geistlichen nur dann den Verlust tragen, wenn das Schiff ganz verloren geht; so bringt es auch der Vortheil der Theilnehmer mit sich, daß nichts gerettet werde, aber dennoch entstehen in solchen Fällen viele Rechtshändel. Alle Hofnungen ruhen auf der Gallione; feierliche Gebete werden bei der Abreise angestellt und das Schiff wird auf's feierlichste eingeweiht; die Nachricht von der glücklichen Rückkehr verbreitet Freude über die ganze Insel; allein wenn sie über die Erwartung ausbleibt, bemächtigen Furcht und Bestürzung sich aller Gemüther, und der Verlust des Schiffs ist ein öffentliches Unglück, das die niedrigste Hütte mit Trostlosigkeit und Niedergeschlagenheit erfüllt.

Die Reisenden, die sich der gefährlichen Fahrt anvertrauten, mußten, wie Gemelli Carreri versichert, der sie versucht hat, alle ägyptische Plagen erdulden; die Zahl der Kaufleute war sehr groß, und um Raum für die Waaren zu gewinnen, ward kein Wasser mitgenommen, sondern man suchte Gegenden auf, in denen es zu regnen pflegte; ja die Habsucht verblendete die Menschen oft so sehr, daß selbst die Wasserkrüge mit Waaren angefüllt wurden; unterwegs traf das Schiff auf keinen Erfrischungshafen, sondern in einer gleichförmigen Bahn durchschnitt es den ganzen unermeßlichen stillen Ocean, und alle Bedürfnisse mußten mit-

genommen werden; daher war die Kost außerordentlich schlecht und Chocolade und Confitüren waren die einzigen Lebensmittel, die nicht verdarben; aber die Hofnung auf den Gewinn, der auf 100 bis 150 vom Hundert stieg, söhnte mit allen Beschwerden und Unannehmlichkeiten aus. Unglaublich war die Freude, wenn die ausgehungerten und ermatteten Reisenden endlich die Merkzeichen erblickten, die die Nähe des Landes verkündigten, Kräuter, Vögel, gewisse Fische; ein allgemeiner Jubel hallte aus allen Ecken der Gallione wieder, obgleich die Entfernung oft noch einige hundert Seemeilen betragen mochte.

Sobald die Nachricht in Mexico ankommt, daß die Gallione an den Küsten gesehen wird, so füllen sich die Straßen nach Akapulko mit Reisenden, die dahin eilen, um ostindische und sinesische Waaren einzukaufen; sie gehen reißend ab, ohne daß die Ballen nur geöfnet werden. Die Rückladung besteht in Piastern, Silberbarren, einigen amerikanischen und spanischen Waaren, und Ballast; man rechnet, daß überhaupt die jährliche Silberausfuhr nach den Philippinen eine bis anderthalb Millionen Piaster beträgt. Die Gallione brachte auch immer einen guten Vorrath von Mönchen mit und die Mexicaner pflegten daher zu sagen, das Schiff nehme zur Rückfracht Plata y Frayles, Silber und Mönche, ein. Die Schiffahrt nach Manilla geschicht mit regelmäßigen Winden, auf einem ruhigen, von keinen Stürmen bewegten Meere und ist

eben so kurz und angenehm, als die Herreise langwierig und beschwerlich war; selten dauert sie über 50 bis 60 Tage. Seit einigen Jahren legt die Gallione bisweilen bei den Sandwich-Inseln an; immer bringt sie zugleich den Mariannen ihre Bedürfnisse mit.

Die Mestizen treiben den Kleinhandel und die Zuckerfabrication; sie versorgen auch die nach Manilla kommenden fremden Schiffe mit ihren Bedürfnissen, sie machen einen großen Gewinn; die Weiber sind im Handel geschickter als ihre Männer, sie erfüllen ihre Verbindlichkeiten aufs pünctlichste, und es ist sehr gewöhnlich, daß ihnen für viele tausend Piaster Waaren anvertraut werden und man hat kein Beispiel, daß sie das ihnen bewiesene Vertrauen gemißbraucht haben. Die spanischen Kaufleute sind sehr unwissend, und führen nicht einmal ordentliche Bücher; auch in Hinsicht auf Treu und Glauben stehen sie in schlechtem Ruf. Es ist zwar ein eignes Handelsgericht vorhanden, das nur aus Kaufleuten besteht, die jährlich gewählt werden, allein es geht bei demselben sehr partheiisch zu und ein Fremder namentlich darf nicht darauf rechnen gegen einen Einheimischen Gerechtigkeit zu erhalten. Die abgefeimtesten Betrüger sind aber die Sinesen, die hier den Namen Sang-Lanes (wandernde Kaufleute) führen. Sie haben sich seit lange auf den Philippinen aufgehalten und sollen öfters Empörungen angezettelt haben; es scheint als wenn die Nähe ihres Vaterlandes und die Schwäche der Spanier sie

zu dem Wunsch veranlaßte, auf den Trümmern der spanischen Macht ihre eigne aufzuführen. Von Spanien aus sind oft Befehle gegeben sie zu vertreiben, die auch wirklich bisweilen ausgeführt sind, allein entweder wurden sie für unentbehrlich gehalten oder sie wußten sich auch die Gunst der Statthalter durch überzeugende Gründe zu erwerben, genug sie kehrten bald zurück und ihre Zahl machte in den letzten Zeiten wenigstens gegen 30000 Köpfe aus; zu Manilla stehen sie unter ihrem eignen Capitán, aber unter spanischen Richtern. Sie sind Christen, aber nur dem Scheine nach; sobald sie sich Vermögen erworben haben, kehren sie nach ihrem Vaterlande zurück, und bei der Abreise werfen sie die Heiligenbilder oder Rosenkränze in's Wasser und kehren zu ihren alten Göttern zurück. Jährlich kommen mehre große Schiffe aus Sina, mit Waaren aller Art belastet und 300 bis 400 neuen Abentheurern, die ihr Glück zu machen suchen.

In neuern Zeiten ist bisweilen der Gedanke rege geworden einen unmittelbaren Verkehr von Spanien aus mit den Philippinen anzuknüpfen; der Minister Galvez nahm den oft gehegten Plan wieder auf und stiftete 1785 eine philippinische Compagnie; man hegte sehr enthusiastische Erwartungen von der Unternehmung, obgleich kühlere Beurtheiler die Schwierigkeiten in Anschlag brachten, die ihr die ganze Verfassung Spaniens in den Weg stellten. Der König, das königliche Haus und die Bank nahmen Actien;

Manilla ward zum Freihafen erklärt und die Einfuhr aller asiatischen Waaren nach Spanien erlaubt; doch ward der Compagnie durchaus keine Einmischung in politische Verhältnisse zugestanden. Einige Unternehmungen waren nicht ohne Gewinn, allein weil sie ganz vom Hofe und dem Ministerium abhing, war die Verwaltung schlecht; es kam hinzu, daß, nachdem Galves abgegangen war, ein ganz anderes System befolgt ward und die Regierung Maaßregeln ergriff, die dem Gedeihn des philippinischen Handels schädlich waren; dennoch dauerte die Gesellschaft fort, sie erhielt 1803 einen erneuerten Freiheitsbrief bis 1825; ihr Fonds ward bis auf 12½ Millionen Piaster erhöht; ihre Actien wurden bis zu 50000 vermehrt und ihre Privilegien erweitert; es ward ihr sogar ein Antheil an dem Gallionenhandel nach Akapulko zugestanden. Die Compagnie suchte den Anbau verschiedener Producte zu begünstigen, obgleich diese Bestrebungen in der ganzen Verfassung viele Hindernisse fanden; Renouard de Ste Croix tadelt die Menge der Beamten, die dabei angestellt sind, und versichert, daß die abscheulichsten Unterschleife Statt finden und die Factoren unermeßliche Reichthümer sammeln. Die Begebenheiten der neuesten Zeit und die Revolutionen, die Spanien und das spanische Amerika erschütterten und die alten Verhältnisse gänzlich umänderten, müssen auch auf die Philippinen und ihren Verkehr eingewirkt haben,

obgleich es uns ganz an nähern Nachrichten fehlt; die Engländer scheinen sich des Marktes ganz bemächtigt zu haben; der Verkehr mit Bengalen hat ungemein zugenommen, 1811 war die Ausfuhr aus Manilla weit beträchtlicher als die Einfuhr, weil der Markt mit bengalischen Waaren überfüllt war.

Allgemeine Betrachtungen.

Wir haben jetzt ein gedrängtes aber vollständiges Gemälde von dem merkwürdigen Archipelagus zu geben versucht, der nach der gewöhnlichen Ansicht zu Ostindien gehört, dessen eigenthümliche Natur schon seit der frühesten Zeit die Wißbegierde eben so lebhaft beschäftigte, als seine Reichthümer die Habsucht der Europäer in Anspruch genommen haben. Es scheint zweckmäßig, nachdem wir die einzelnen Eilande und Gruppen durchgegangen sind, noch einen Blick auf das Ganze zu werfen, einige Fragen, die sich der Betrachtung nothwendig aufdringen, näher zu beleuchten und solche allgemeine Bemerkungen nachzuholen, die früher nicht füglich eine Stelle finden konnten.

Die ganze Kette der Eilande von Java an deutet schon durch ihre Richtung, die von der Lage Sumatra's und der Halbinsel Malakka ganz abweicht, darauf hin, daß in dieser Gegend der Erde ein vulkanischer Schlund vorhanden sey, der viele Grade mit dem Gleicher fortläuft; hieraus erklärt sich der schon den ältern Beobachtern so auffallende Zusammenhang der vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben, die sichtbar in einem Wechselverhältnisse zu stehen scheinen. Es giebt fast kein Eiland von einigem Umfange

ohne einen Vulkan und höchst wahrscheinlich findet eine Verbindung derselben unter dem Wasser Statt. In geologischer Hinsicht verdienen auch die vielen, meist unergründlichen Binnenseen beinahe auf allen diesen Eilanden beachtet zu werden, die zum Theil aus ausgebrannten Vulkanen oder doch durch vulkanische Einwirkung entstanden sind.

Ob in früherer Zeit der ganze Archipelagus eine zusammenhängende Masse festen Landes bildete und mit Asien zusammenhing und durch irgend eine furchtbare Naturumwälzung in unzählige Inseln zersplittert ward, ist eine Frage, die wir nicht befriedigend beantworten können; eine Sage erzählt, daß Sumatra, Java, Bali und Sumbawa ein Land ausmachten, aber durch eine große physische Katastrophe von einander gerissen wurden. Wenn wir uns an die gewaltsamen und fürchterlichen vulkanischen Erscheinungen erinnern, die noch ganz neulich sich hier ereignet haben, dürfte die Vermuthung nicht zu gewagt erscheinen, daß die ganze Sundkette einst die südliche Seite einer langen Insel oder des festen Landes bildete, von welchem ein großer Theil eingesunken und nach und nach durch den Einfluß der See hinweggespült ist.

Die Jahrbücher dieser Inseln, so jung sie auch sind, enthalten auf jedem Blatte die Erzählung von den furchtbarsten vulkanischen Zerstörungen, die, da sie sich ununterbrochen erneuern, nothwendig nicht nur die Gestalt der Küsten, sondern auch der Oberfläche verändern

müssen. Noch gegenwärtig werden ganze Eilande verwüstet, die blühendsten Felder in Einöden verwandelt, Berge sinken ein oder borsten von einander, und eine unglaubliche Menge von Menschen wird das Opfer dieser schrecklichen Verheerungen.

Die Beschaffenheit des Meeres im indischen Archipelagus, das fast immer eine ruhige, spiegelglatte Oberfläche zeigt, muß selbst den unerfahrensten und furchtsamsten Schiffer ermuntern, sich der Flut anzuvertrauen; hieraus erklärt sich auch der ausgebreitete Verkehr, der schon in frühern Zeiten zwischen den Eingebornen Statt fand, die Leichtigkeit der Berührungen und Vermischungen unter einander; aber auch dem Handel war dieser Umstand günstig. Vor der Entdeckung Amerika's waren diese Eilande ihres Goldreichthums wegen berühmt und dieser Ruf war eben so sehr als die Fülle herrlicher Erzeugnisse eine Aufmunterung für fremde Völker, sich an ihren Küsten einzufinden. Bereits lange vorher, ehe hier europäische Flaggen wehten, blühte der Handel; der Zimt Ceilons, der Pfeffer Java's, der Kampher Sumatra's, die Gewürze der Molucken fanden ihren Weg bis nach den Märkten des nördlichen Europa. Die Waaren gingen hauptsächlich über das rothe Meer nach Aegypten und die Italiener brachten sie von hier nach den Häfen ihres Vaterlandes; wie gering ihr ursprünglicher Preis an Ort und Stelle seyn mußte, läßt sich berechnen, wenn man bedenkt, daß sie durch zwölf verschiedene

Hände

Hände gingen, eh' sie Europa erreichten und die Italiener doch noch das Zehnfache darauf gewannen.

Die europäischen Völker, die sich auf diesen Eilanden niedergelassen und sie zum Theil unterjocht haben, gingen von einer sehr einseitigen Politik aus; sie haben die Betriebsamkeit mehr unterdrückt als befördert, und dem Handel mannigfaltige Fesseln angelegt, und doch sind grade diese unzähligen Inseln durch ihre Lage und den Reichthum ihres Bodens ganz geeignet, den Mittelpunkt des allerlebhaftesten Verkehrs auszumachen, allein er ist sehr beschränkt und unsicher. Die Küsten der großen Inseln sind theils durch die Rohheit und Treulosigkeit der Stämme, die sie bewohnen, unzugänglich, theils werden sie von Abentheurern besucht, die bisweilen die Erzeugnisse mit einem ungeheuren Gewinn eintauschen, aber noch öfterer rauben. Die Eingebornen ziehen sich aus Furcht vor diesen Ueberfällen immer mehr in's Innere, vernachlässigen aus Mangel an Absatz den Anbau, verarmen und werden Bettler.

Die Seeräuberei ist ein großes Uebel, das den friedlichen Kaufmann aus diesen Gewässern verscheucht; die Europäer statt es auszurotten, haben es nicht wenig befördert, indem sie den Piraten Waffen und andere Kriegsbedürfnisse zuführen. Der Grund der so ausgebreiteten Seeräuberei liegt in der ganzen Verfassung, den Ansichten und dem Glauben dieser Völker, sie gilt bei ihnen, wie einst bei den alten Norman-

nern, für ein ehrenvolles Gewerbe und glückliche Raubzüge machen den Inhalt ihrer Lieder und Sagen aus. Selbst der Islam kommt durch die glänzenden Belohnungen, die er dem Kampfe gegen die Ungläubigen verheißt, dieser Neigung zu Hülfe.

Die unzähligen kleinen Inseln bieten den Piraten eben so viele Schlupfwinkel dar und machen ihre Verfolgung ungemein schwierig, sie hausen an der Nordküste von Celebes, besonders aber auf Magindano und den Suluinseln; in ganzen Flotten laufen sie aus, ihre Fahrzeuge sind mit 100 bis 150 Mann besetzt und führen sechs- bis zwölfpfündige Kanonen; sie wagen sich an englische und holländische Schiffe, denen sie durch die leichte Bauart ihrer Fahrzeuge überlegen sind; sie können sich ihrer Beute bei Windstillen, die hier so häufig sind, nähern, und ein tiefgehendes Schiff kann sie nicht verfolgen, wenn sie an die Küste eilen, daher sind sie so dreist, daß sie oft kleine holländische Küstenfahrer im Angesicht von Batavia fortnehmen. Sie kämpfen mit großer Erbitterung und sterben lieber, eh' sie sich ergeben. Vor einigen Jahren traf ein englischer Kreuzer an der Küste von Sumatra auf eine ganze Anzahl bewaffneter Boote; die Seeräuber wollten durchaus kein Quartier annehmen, schon als ihre Boote gesunken waren, leisteten sie noch schwimmend mit ihren Krissen Widerstand und litten durchaus nicht, daß man sie rettete.

Nirgends wird das Leben so leicht als auf diesen glücklichen Eilanden, die nicht nur Reis und andere angebaute Gewächse in Ueberfluß hervorbringen, sondern die auch freiwillig eine Menge von Nahrungsmitteln darbieten; der Sagobaum insonderheit gewährt fast ohne alle Arbeit einen reichlichen Unterhalt; die mäßige Anstrengung von 5 Personen reicht hin, um hundert zu erhalten, und von einem einzigen mit Sagobäumen bepflanzten Morgen Landes können 14 Menschen ihr ganzes Leben hindurch sich ernähren; aber eben diese Leichtigkeit des Unterhalts erstickt die Betriebsamkeit und hält die Einwohner ab, den Anbau mit Nachdruck zu betreiben; außerdem liegen auch in der Verfassung große Hindernisse desselben; die Unsicherheit des Besitzes, den die Tyrannei der einheimischen Herrscher verursacht, verbunden mit dem Druck der Monopole, die von den Europäern ausgeübt werden, muß die Unterthanen von allen andern Anstrengungen abschrecken als welche die Fristung des Daseyns unmittelbar erfordert.

Die Bewohner dieser östlichen Inselwelt zeigen eine Mannigfaltigkeit sonderbarer Züge, die nicht blos in bürgerlicher und politischer Beziehung, sondern auch in Rücksicht auf die natürliche und sittliche Geschichte des Menschen merkwürdig sind. Wenn einige auch noch in dem ersten Zustande der Barbarei erscheinen, so lassen sich bei andern Spuren von einer frühern Cultur erkennen, die deutlich beweist, daß sie Rückschritte gemacht haben. Die Menschenfres-

ferei z. B. findet bei den Batta's Statt, die doch die Malayen an Kenntniß der Künste und Wissenschaften übertreffen. Auch bei den Bugginesen, den Javanern und andern Stämmen macht der erhabene Styl und die Vollendung ihrer dichterischen Erzeugnisse, so wie ihre Geschicklichkeit in der Bearbeitung der Metalle und andern Künsten einen auffallenden Abstich mit dem Mangel an sittlichem Gefühl und der Auflösung aller geselligen Bande. Neben alten und weisen Einrichtungen bestehen die wildesten und tollsten Gebräuche; vielleicht Ueberbleibsel eines ursprünglichen Zustandes, der auch in Indien herrschte, bis ihm die Religionen Brama's und Budda's ein Ende machten; wir können uns indessen von diesen rohen und abschreckenden Sitten überhaupt keine richtige Vorstellung machen, weil wir den Geist und das System der Meinungen und Ansichten nicht kennen, mit dem sie ursprünglich zusammenhingen.

So wichtig und anziehend die Frage auch ist, auf welche Art diese Inseln zuerst bevölkert wurden und welchen Stämmen die ältesten Bewohner angehören, so ist die Beantwortung doch sehr schwierig, weil seit undenklichen Zeiten so viele Einwanderungen und Vermischungen mit den verschiedensten Völkern Statt gefunden haben. Hindu's, Araber, Sinesen, Malayen und Europäer aller Stämme haben sich seit vielen Jahrhunderten über den Archipelagus ausgebreitet und sich in demselben gleichsam einheimisch gemacht, sie haben neue Religionen eingeführt,

die wesentlich selbst die Gesinnungen und die Sitten umgeändert haben. Allein zwei Hauptstämme lassen sich charakteristisch unterscheiden und diese sind unstreitig die ältesten und ursprünglichsten Bewohner dieser Inselgruppe.

Schon die alten arabischen Reisenden aus dem neunten Jahrhundert, die Renaudot in einer französischen Uebersetzung herausgegeben hat, fanden hier Neger, die unter dem Namen Papuas, Aetas (auf den Philippinen) und vielleicht noch unter andern Bezeichnungen begriffen werden. Dieser Negerstamm findet sich auch auf der malaiischen Halbinsel, unter dem Namen Sumang oder Bila, und hat sich über alle Eilande bis nach Neuguinea ausgebreitet, und auch Neuhollands Einwohner gehören zu den Negern. Allein in vielen Gegenden, besonders auf den kleinern Eilanden, sind sie untergegangen, und diese Verminderung der Papuas ist eine merkwürdige Bestätigung der Bemerkung, daß zwischen gewissen Völkern eine natürliche Abneigung Statt findet, so daß sie durchaus nicht nebeneinander bestehen und ausdauern können; die roheren Stämme sterben wie durch die fremde Nähe angesteckt, ab; so werden die Papuas namentlich auf den Philippinen immer schwächer und furchtsamer, sie ziehen sich stets weiter zurück und werden, wie Renouard de Ste Croix bemerkt, bald ganz von der Erde vertilgt seyn.

Raffles brachte einen jungen Papua von Neuguinea mit nach England und der berühmte

Anatom Hume äußert sich über den Unterschied zwischen seiner Gestalt und der des africanischen Negers auf folgende Art: „die Haut ist von hellerer Farbe, das Wollhaar wächst in kleinen Büscheln und jedes Haar ist schraubenartig gewunden. Der Vorderkopf erhebt sich höher und der Hinterkopf ist nicht so sehr abgeschnitten. Die Nase steht mehr aus dem Gesicht hervor. Die Oberlippe ist länger und hervorstehender und die Unterlippe tritt so weit voraus, daß das Kinn keinen Theil des Gesichts mehr ausmacht, dessen untere Hälfte vielmehr vom Munde gebildet wird. Der Hintere ist auffallend niedriger als bei'm eigentlichen Neger und giebt ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal ab, aber die Waden sind von gleicher Höhe.“ *)

Einige wenige Stämme haben sich zu ordentlichen kleinen Staaten gebildet und die ersten Fortschritte in der Civilisation gemacht; allein bei weitem der größere Theil hat, selbst mit dem Beispiel gebildeterer Völker vor Augen, auch nicht auf die entfernteste Weise versucht, in einen gesittetereren Zustand überzugehen. Sie blieben nackt, lebten ohne Häuser und Hütten auf Bäumen und nährten sich von den freiwilligen Erzeugnissen des Waldes oder dem gelegentlichen Ertrag der Jagd und der Fischerei. Ihre Religion ist roher Fetischmus. Ihre Sprache zer-

---

*) Raffles the history of Java II, App. S. 235.

fällt in sehr viele zum Theil sehr abweichende Mundarten, weil sie so wenig mit einander verbunden sind und selbst die Familien nur in entfernten Berührungen stehen; grade dieselbe Erscheinung bemerken wir auch bei den Buschmännern im südlichen Africa. Selbst die Malaien der Halbinsel betrachten die Sprache der Neger in dem Gebirge als eine bloße Zusammenfügung von Lauten, die nur dem Schnattern großer Vögel vergleichbar sey.

Den zweiten Hauptstamm geben die Haraforas oder Alfuresen (wahrscheinlich nach arabischer Benennung) ab, die sich neben den Papuas auf allen Eilanden finden; sie machen die Hauptmasse der Bevölkerung aus und die mehr gesitteten Stämme an den Küsten scheinen durch Vermischung und Umgang mit andern Völkern und durch die Annahme einer andern Religion, namentlich des Islam, nur ihren ursprünglichen Charakter, selbst ihre Sprache und Lebensart geändert zu haben. Haraforas finden sich in der That obgleich unter verschiedenen Namen auf Sumatra, Borneo, auf Celebes (besonders im Innern und nach Norden und heißen hier Turatscha's), auf den kleinen Sundinseln, auf den Gruppen von Banda, Amboina und den Molucken, auf den Suluinseln, auf Magindano, den Philippinen, ja selbst auf Neuguinea; fast überall haben sie sich von der Küste zurückgezogen und bauen das Feld im Innern, sie leiden keine Fremde oder Muselmänner unter sich. Die Erzählungen von ihrer Wildheit schei-

nen sehr übertrieben zu seyn; denn obgleich einzelne barbarische Sitten bei ihnen herrschen, sind sie fast überall unterdrückt; auf Magindano werden sie von den Küstenbewohnern sehr gemißhandelt und auf Neuguinea sind sie sogar den Papuas, die hier die Küste besitzen, zinspflichtig. Auf der erstern Insel besuchte sie Forrest's Reisegefährte Baxter, und ward sehr gut aufgenommen, sie freuten sich, daß er Schweinfleisch mit ihnen aß und bewirtheten ihn mit Wein aus Reis und Zuckersyrup. Ueberhaupt scheint unter ihnen selbst ein großer Unterschied der Bildung Statt zu finden, je nachdem sie unabhängiger sind oder in mehr oder minder ergiebigen Gegenden wohnen.

Die Haraforas sind größer, stärker und fetter als die Strandbewohner, die Weiber zeichnen sich durch Schönheit aus. Ihr Gesicht ist scharf, ihre Bewegung gewandt und schnell, und sie sind im Stande ein Wild im vollen Laufe einzuholen. Sie sind zuverlässig und halten ihr Wort, aber sie sind rachsüchtig und unter ihnen selbst fallen beständig Streitigkeiten vor. Bei ihren Besuchen sehen sie mit großer Genauigkeit darauf, daß allen Forderungen der herkömmlichen Sitte vollständig Genüge geschieht; fällt irgend etwas vor, das der Gast übel nehmen kann, z. B. ist etwas bei der dargebotenen Beteldose vergessen oder spucken die Kinder in seiner Gegenwart aus, so eilt der Wirth eine solche Beleidigung sogleich durch ein Geschenk gut zu machen, widrigenfalls sucht der Beleidigte sich

noch nach Jahren zu rächen und die Pflicht der Rache geht selbst auf die Kinder über.

In der Regel tragen sie nur einen bunten Gürtel von Baumwolle oder aus Bast um den Unterleib; Männer und Frauen unterscheiden sich wenig in ihrer Tracht. Das Haar binden sie über eine Kokosschale zusammen und stecken einen Kamm hinein; überdies verzieren sie es mit einem Kranze von Porzellanmuscheln, dergleichen sie auch an den Zehen tragen. Außerdem schmücken sie den Hals mit einer Binde von Glaskorallen oder Muscheln, und die Ohren mit Ringen. Um die Arme haben sie eine besondere Art Ringe aus einem nicht ganz bekannten Stoffe, die Mamarkurs heißen und von ihnen so hoch geschätzt werden, daß sie sich deswegen bisweilen bekriegt haben; sie betrachten diese Ringe zugleich als Amulete, wodurch sie künftige Begebenheiten, besonders den Ausgang ihrer Fehden, erforschen zu können glauben. Sie bestehen wahrscheinlich aus einem Gemische von kleinen Steinen und Glas und sind so hart, daß sie am Stahl Feuer geben; sie sollen aus Asien kommen, aber die Holländer konnten nicht erfahren woher; sie versuchten es sie in Europa nachmachen zu lassen, allein die Haraforas erkannten die dort verfertigten sogleich als unächt, und wollten sie nicht nehmen. Wenn sie zum Kampfe ausziehen, binden sie an den Armen und Knieen Zweige von jungen Kokosbäumen.

Sie essen Reis, Schweine, Schlangen, Kuskus, Ratten, Frösche; Ubi und Sago gehören

zu den Leckereien. Die Menschenfresserei wird ihnen von mehrern ältern Reisenden Schuld gegeben und nach ihrer eignen Versicherung verzehren sie bisweilen aus Rachsucht ihre Feinde. Ihr gewöhnliches Eß- und Trinkgeschirr ist ein Bambusrohr, doch ist auch eine gewisse Art sinesischen Porzellan's, dem sie die Kraft zuschreiben, daß es, sobald Gift hineinkommt, zerspringt, in großem Werth. Wasser löscht in der Regel ihren Durst, doch sind sie sehr lüstern auf Palmwein und andere starke Getränke. Der holländische Prediger Montanus hatte auf Ceram eine sonderbare Begebenheit mit einem Radscha der Haraforas; da dieser wußte, daß der Geistliche während der gewöhnlichen Reise zum Besuch der Kirchen in einem Dorfe eintreffen würde, erwartete er ihn in demselben mit einem zahlreichen Gefolge. Die erste Frage des Radscha war, ob er keinen Branntwein bei sich habe, wovon er ein großer Liebhaber sey. Herr Montanus brachte einen Rest spanischen Weins zum Vorschein, den er jedoch mit den Worten: das ist nur für Weiber, zurückwies, worauf der arme Prediger eine Flasche Branntwein herbeiholte, die der Radscha auf einen Zug niederstürzte; „das ist Männertrank," sagte er, und zugleich öfnete er seinen Speisevorrath, um seinen Wohlthäter mit Sago und Schlangenfleisch zu bewirthen. Da dieser sich aber mit dem späten Abend entschuldigte, bestand er darauf, zu seiner Ehren ein Lustgefecht zu veranstalten, das auch trotz allen Verhinderungsversuchen des ehrwürdigen Herrn auf der

Stelle ausgeführt ward und nicht eher aufhörte, als bis verschiedene Kämpfer niedergesäbelt waren; nur die allerdringendsten Vorstellungen machten diesem Gemetzel ein Ende, das der Radscha aus Dankbarkeit gern noch weiter fortgesetzt hätte. *)

Ihre Waffen bestehen in breiten Schwertern, Hassageien aus Bambus, Torano's oder mit Eisen beschlagenen Wurfspießen, Hackmessern (Parangs), Bogen und Pfeilen und Schildern. Kein Jüngling darf seine Schaam bedecken, ein Haus bauen, heirathen oder an irgend einem öffentlichen Geschäfte Theil nehmen, wenn er nicht für jede dieser Handlungen eine Zahl feindlicher Köpfe in sein Dorf gebracht hat. Wer die meisten aufzeigen kann, gilt für einen Helden und auf Amboina tragen sie so viele weiße Muscheln um den Hals als sie Köpfe abgeschlagen haben. Ein Mädchen wird nur um den Preis von 5 oder 6 solcher Siegszeichen erworben; es ist übrigens gleichgültig, ob es Köpfe von Weibern oder Kindern sind, und diese Barbarei macht die Sitte doppelt abscheulich. Um Feinde zu erlauern, legen sie sich, mit Moos und Zweigen bedeckt, an den Wegen und in den Wäldern, dann suchen sie dem Vorübergehenden von hinten den Speer durch den Leib zu jagen, hauen in einem Sprunge den Kopf herunter und eilen davon. Zu Hause werden

---

*) Valentyn.

sie feierlich empfangen. Bei jedem Kopfe wird Pinang, Betel und Tabak gelegt und auf jeden gießen sie neun Tropfen Oel. Diejenigen, denen im Kampfe der Kopf abgehauen wird, werden blos auf einen Baum gelegt und keines Begräbnisses gewürdigt; allein andere Gebliebene werden von den Freunden bestattet, damit die Feinde sich nicht der Köpfe bemächtigen mögen. Ihre Todten legen sie in Fels- und Bergklüfte, und sie sind äußerst besorgt unter ihren Verwandten begraben zu werden; stirbt ein angesehener Mann in einem entlegenen Theile des Landes, so wird der Körper eingesalzen und in diesem Zustande nach seiner Heimath zurückgebracht.

Sie haben nur eine Frau. Die wilderen Stämme scheinen auf Bäumen zu leben, deren Zweige sie dicht in einander flechten, während andere, die schon mehr verfeinert sind, in geselligem Zusammenhange stehen und ordentliche Wohnungen haben. Sie schlafen hier auf Gerüsten aus Bambus, unter welchen sie in den Gebirgen, der heftigen Kälte wegen, Feuer anzünden.

Einige Stämme irren noch ganz vereinzelt oder höchstens geschlechterweise umher, und sehen sich gegenseitig als Feinde an. In andern Gegenden haben sie sich aber zu ordentlichen Gemeinden gestaltet, z. B. auf Ceram, Celebes und anderwärts. Hier stehen sie unter Radscha's, die eine sehr despotische Gewalt besitzen. Auf Ceram waren sie Bundesgenossen der Hol-

länder und erhielten zum Zeichen der Anerkennung silberne Stockknöpfe, silberne Wappen oder Stühle aus Ebenholz; sie wurden aber von ihren vorgeblichen Freunden mit Härte und Treulosigkeit behandelt. Im J. 1678 nahmen die Holländer den König Palimao auf Ceram durch eine schändliche Hinterlist gefangen, weil er diejenigen seiner Unterthanen, die, um sich dem Tribut zu entziehen, Christen wurden, sehr grausam behandelte, wenn sie wieder in seine Hände fielen; der wilde Bergkönig gab aber dem holländischen Landvoigt so kühne und würdige Antworten, daß die Richter darüber in die größte Verlegenheit geriethen; er enthielt sich zuletzt aller Speise und starb vor Hunger in der Gefangenschaft; die Holländer waren froh auf diese Weise seiner entledigt zu werden und ließen den Körper an einen Galgen hängen. Die ansässigen Stämme haben Tempel und Priester, allein über ihre religiösen Vorstellungen und Ansichten fehlen nähere Angaben; bei den gebildetern Stämmen scheinen sie mannigfaltige Zusätze erhalten zu haben. Sie halten viel auf Vorbedeutungen und achten auf den Vogelflug, besonders suchen sie bei dem Anfang eines Kriegs zu erforschen, ob sie glücklich heimkehren oder einen großen Verlust erleiden werden; sie werfen in dieser Absicht ein Hackmesser nach einem Baum, und wenn es sich bewegt, gilt es für ein gutes und wenn es still sitzt, für ein schlechtes Zeichen. Ihre Bündnisse bekräftigen sie durch den Bundestrank oder den Matakauw:

sie füllen Wasser, Erde, etwas Gold, etwas von der Haut eines Aussätzigen und eine Tasse Palmwein in ein Bambusrohr, und in dieses wird die Spitze eines Speers, ein Hackmesser, ein Pfeil und eine Fußangel gesteckt; hierauf nehmen die Abgeordneten der verschiedenen Dörfer, die sich vertragen, den Bundestrank zu sich und rufen die Götter zu Zeugen des Friedens an. Andere Stämme hauen einige Katzen von einander und trinken das Blut derselben mit allerlei Ingredienzien gemischt.

Unter den Bewohnern des indischen Archipelagus findet sich, mit Ausnahme der Neger, in Hinsicht auf Gestalt, Sprache, Religion, Gebräuche die auffallendste Aehnlichkeit; es läßt sich daher der Schluß rechtfertigen, daß die Bevölkerung aus einer Quelle stammt und die Abweichungen und Schattirungen in örtlichen Ursachen oder auch in fremden Einwirkungen gegründet seyn müssen. Die Hautfarbe ist mehr gelb als kupferfarbigt und ein reines Gelb macht in dieser Hinsicht den Charakter der Schönheit aus. Auch die Tracht, die Waffen, die Lebensart sind fast überall gleich, wie aus der Vergleichung der mitgetheilten einzelnen Bemerkungen sich ergiebt. Das Eisen und die Kunst es zu bearbeiten, haben die Bewohner des indischen Archipelagus seit undenklichen Zeiten gekannt, sie verfertigten sich selbst ihre Waffen, ihre Ackergeräthe und die Werkzeuge der Haushaltung. Es scheint auch eine Ursprache in dem ganzen Gebiete geherrscht zu haben, von der

wir freilich nur sehr unvollkommen unterrichtet sind; von der Sprache der Haraforas findet sich nicht eine einzige Probe, obgleich durch das schätzbare vergleichende Wörterbuch der javanischen und verschiedener anderer, besonders auf den kleinen Sundinseln, herrschender Mundarten, das der treffliche Raffles in dem Anhang zu seiner Geschichte von Java mittheilt, die Untersuchung über diesen noch sehr dunkeln Gegenstand ungemein erleichtert ist. Aber in dem Verhältniß als einige Stämme in den Künsten des gebildeten Lebens fortgerückt sind, finden wir ihre Sprachen durch einen entsprechenden Zuwachs von Samskritwörtern bereichert, der uns mit einem Mal auf die Quelle weist, aus welcher die Civilisation sich über diese Gegend ausgebreitet hat. An den Küsten und überhaupt im Verkehr herrscht überall das Malaiische, das hin und wieder die alte Sprache ganz verdrängt zu haben scheint. Fr. Buchanan bemerkt, daß alle diese Völker einem Fremden außerordentlich unarticulirt zu sprechen scheinen; er schreibt dies ihrem beständigen Betelkauen zu; kein angesehener Mann spricht anders als wenn er den Mund so voll als möglich von dieser beliebten Mischung hat, und verliert also den freien Gebrauch seiner Zunge; eine unverständliche Aussprache ist daher gleichsam Mode geworden. Ueberraschend ähnlich sind die mythischen Vorstellungen bei allen diesen Stämmen, und sie haben sich selbst neben den neuen und ausgebildetern Religionen erhalten. Ursprünglich erkennt man einen einfachen Fetisch-

mus, den Glauben an mancherlei Schutzgeister verschieden für die Dörfer und selbst für die Einzelnen. Auf allen großen und kleinen Inseln werden die Krokodille verehrt und herrscht die Sage von ihrer Vermählung mit den Töchtern des Landes. Der Cultus ist sehr einfach; die Amboinesen feiern religiöse Feste, bringen Opfer dar und flehen zu den Göttern oder den himmlischen Lichtern um Segen und Gedeihn in schönen und einfältigen Gebeten. Mit den blutgierigen Gebräuchen, die man sonst bei diesen Völkern findet, macht eine schöne auf Amboina herrschende Sitte einen auffallenden Gegensatz; werden die Gebete nicht erhört, oder bleibt der Segen aus, und dauern Krankheiten und andere Unglücksfälle fort, so wird ein Sklave mit einer Halsbinde von Porzellanmuscheln geschmückt auf den Opferplatz geführt und auf den erhabensten Platz gesetzt; er empfängt alsdann die Opfergaben, und wird in Zukunft gleichsam für heilig angesehen, so daß er nicht verachtet noch geschlagen werden darf. Fast überall herrscht die Sitte, das Eigenthum durch Heiligung gegen Beeinträchtigung zu sichern; auch die Art, durch eine Beschwörung das eigne Unglück auf ein anderes Haupt zu leiten, die bei Borneo beschrieben ist *), findet sich etwas modificirt auf den meisten dieser Eilande wieder. Der Glaube an

*) S. das vorige Bändchen S. 313.

an die Geister der Abgeschiedenen, die sich in Einödden, auf unzugänglichen Bergen und unbewohnten Inseln aufhalten, an Zauberer und Vorbedeutungen, so wie die Anwendung mannigfaltiger Mittel zur Erforschung der Zukunft, ist ganz allgemein.

Zwischen diesen ursprünglichen Stämmen fand fast gar keine politische Verbindung Statt, sondern sie lebten zerstreut und hordenweise; hieraus erklärt sich die Leichtigkeit der Fortschritte, die fremde Eroberer machten und auch die auffallende Erscheinung, daß die Gebieter kleiner Inseln sich selbst an den Küsten der großen Eilande bedeutende Besitzungen unterworfen haben, wie z. B. die Suluer auf Borneo, die Ternataner auf Celebes und Gilolo u. s. w., ihre Macht ward früher vereinigt und sie waren dadurch den unverbundnen Stämmen überlegen. Höchst merkwürdig sind die Spuren freier oder repräsentativer Verfassungen und gesetzlicher Beschränkungen der fürstlichen Gewalt, die wir überall finden, wo sich die alten Einrichtungen erhalten haben; der strenge Despotismus scheint zunächst auch hier, wie in der That überall im Orient, die Folge der Religionen zu seyn, die die höchste Gewalt unmittelbar von Gott ableiten und die Inhaber derselben gewissermaßen mit dem höchsten Wesen identificiren. Ob diese freien Staatsorganisationen sich ursprünglich entwickelt haben, ob sie aus andern Gegenden hieher gebracht sind, läßt sich nicht bestimmen, obgleich es allerdings schwierig seyn würde, irgend-

wo ein Vorbild aufzufinden und sie sich grade in den Inseln am reinsten und längsten erhalten haben, die am wenigsten fremden Einwirkungen ausgesetzt waren.

Nimmt man nach dem herkömmlichen Systeme die Nothwendigkeit einer Einwanderung selbst der ursprünglichen Völkerstämme in diese ihre Wohnsitze an, so entsteht die Frage: von woher man sie ableiten soll? Ein neuerer Schriftsteller, der Spanier Zunigas, ist der Meinung, daß sie aus Osten oder Amerika stammen. Sein Hauptgrund ist der Umstand, daß in der ganzen heißen Zone gemeiniglich der Ostwind herrscht, und daß die Auswanderer aus Indien schwerlich mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen gegen den Wind segeln konnten, während der umgekehrte Fall viel eher möglich sey; es sind öfters Einwohner der Peljuinseln, die auf ihren Fahrten verschlagen wurden, bei den Philippinen angekommen, aber man hat kein Beispiel, daß philippinische Einwohner je durch einen ähnlichen Zufall nach Osten getrieben sind. Allein schon ein Blick auf die Charte reicht hin, um diese Ansicht als unnatürlich zu verwerfen; die geringern Entfernungen erklären es, wie von Westen her, selbst den herrschenden Winden zum Trotz, nicht nur der indische Archipelagus, sondern auch die Inseln der Südsee bevölkert werden konnten *). Gestalt der Menschen, Sprache,

*) Eine nähere Untersuchung hierüber bei der Darstellung Australiens.

Sitten widersprechen überdies einer Meinung, wofür sich auch nicht eine einzige factische Bestätigung findet. Zunigas findet zwar Aehnlichkeit zwischen mexicanischen und tagalischen Wörtern, aber eine nähere Vergleichung zeigt die allergrößte Verschiedenheit und nur die bekannten etymologischen Gewaltsstreiche können eine entfernte Uebereinstimmung in wenigen Wörtern erkünsteln. Noch weniger beweisen einzelne Gebräuche, die hin und wieder vorkommen, z. B. die Art zu kochen auf der Insel Sawu und vielleicht noch auf andern Eilanden, die man nach Frezieres auch in Peru findet; es wird nämlich eine Art Sparheerd in einem gegrabenen Loche in der Erde angelegt, wozu sehr wenig Holz erfordert wird. Aber wer weiß nicht, daß das Bedürfniß die Erfindungskraft der allerverschiedensten Völkerstämme auf dieselben Künste und Bequemlichkeiten führt? *)

Natürlich würde es in jeder Hinsicht seyn, die Einwanderung des Urstammes westwärts herzuleiten und der treffliche Raffles **), dem

*) Schon der ältere Forster hat diese Meinung als durchaus unhaltbar verworfen: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, S. 249, und es ist daher auffallend, daß selbst neuere englische Schriftsteller ein Gewicht darauf zu legen scheinen.

**) Ancient population of the islands, As. Journal I, S. 435 und in der History of Java.

wir die neuesten und lehrreichsten Aufschlüsse über diese Gegenden verdanken, nennt den Urstamm, von dem die Bewohner der meisten Eilande abstammen, tatarisch und glaubt, daß er in den Ländern zwischen Sina und Siam einheimisch gewesen sey. Die Züge der Völkerschaften auf Celebes, besonders die der Weiber, sollen der tatarischen Gesichtsbildung sehr ähnlich seyn; auch Spuren in den Sitten deuten auf diese Abstammung. Die Ehrfurcht gegen die gelbe Farbe ist sehr allgemein, wie in Awa, Siam und Sina. Man erweitert die Ohrlappen bis zu einer ungeheuren Länge, wie man es auch an den Darstellungen des Budda bemerkt; der Gebrauch die Zähne zu befeilen und zu schwärzen und den Leib zu bemalen, findet sich ebenfalls in den hinterindischen Ländern wieder. Zufälliger scheint die Anwendung des Pferdefleisches auf Java, Sumatra und Celebes zur Nahrung zu seyn, die Einige auch für tatarisch halten; die Abneigung gegen den Genuß der Milch, wodurch sich die Javaner auszeichnen, herrscht in Tunkin, und selbst die Menschenfresserei findet in Codschin Sina fast unter ähnlichen Umständen wie auf Sumatra, bei den Battas, Statt.

Die höhere Bildung, die man in einzelnen Gegenden erkennt, stammt aus dem westlichen Indien; der Hinducultus ward um das Jahr 600 der christlichen Zeitrechnung auf Java ausgebreitet und scheint von hier auch nach den an-

dern Inseln verpflanzt zu seyn. Auf Celebes sind bis jetzt keine indische Inschriften oder andere Denkmäler gefunden worden, aber doch fehlt es nicht an Spuren, die auf eine ehmalige Verbindung mit Indien schließen lassen, die Einwohner behaupten es selbst und in einigen Gegenden sollen Hindutempel vorhanden seyn; die Namen der Gottheiten sind zum Theil indisch, wie Batara u. s. w., ja in einigen Landschaften kleiden sich die Einwohner auf indische Art. Wahrscheinlich ist sehr früh eine Colonie von Java nach Celebes gekommen, woraus sich denn die Einerleiheit mancher Namen leicht erklären würde. Der ganze vollständige Glanz des Hinducultus ist überall erloschen und nur auf Bali, wohin er bei der Ausbreitung des Islam auf Java geflüchtet zu seyn scheint, hat sich noch ein Widerschein erhalten. Ueberall finden sich Erinnerungen an den Lingamsdienst, orgiastische Verehrungen und Weihungen, die sich selbst einzeln neben dem rohen und einfachen Fetischmus erhalten haben. Viele Künste stammen sichtbar aus Indien, die Schmidte z. B. scheinen eine eigne Kaste gebildet zu haben, die sich aber bei den innern Revolutionen zerstreute und auflöste. Spuren von alten Kastenverhältnissen haben wir an mehrern Stellen bemerklich gemacht.

Java war der Hauptmittelpunct der Cultur unter diesen Völkern; viele Gegenstände einer höhern Verfeinerung und des Handels sind von

dieser Insel aus bekannt geworden und werden daher mit javanischen Wörtern bezeichnet, wie z. B. auf Amboina Gold und Silber. In frühern Zeiten scheinen die Javaner auch einen großen äußern Einfluß ausgeübt zu haben: einer Sage zu Folge haben alle Völker, die den Kris tragen, einst die Herrschaft der Javaner anerkannt und diese jetzt so allgemeine Waffe von ihren ehmaligen Oberherren entlehnt; aber als die Europäer mit ihnen bekannt wurden, hatte er aufgehört, und die von ihnen ausgegangenen Colonien verschmolzen, da der Zusammenhang mit dem Mutterlande aufhörte, mit andern Völkern, obgleich noch überall Spuren javanischer Cultur angetroffen werden.

Die Araber suchten ihren Glauben unstreitig schon bei ihrer ersten Erscheinung in diesen Gewässern auszubreiten, aber erst gegen die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hatten ihre ununterbrochnen Bemühungen einen Erfolg, und stürzten, was auf dem festen Lande unter günstigern Umständen nicht geschah, völlig die indische Hierarchie und den Bramahdienst. Die Ausbreitung des Islam ward hier nicht wie anderwärts durch Gewalt bewirkt, sondern lediglich durch die Ueberzeugung, die die Bekehrer hervorzubringen wußten, und durch die Benutzung der kleinen Künste, wodurch überhaupt Proselyten für eine neue Meinung oder Lehre gewonnen werden. Der Islam hat unstreitig einen großen Einfluß auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse und

die ganze Entwickelung gehabt, er hat überall den Despotismus befördert und an vielen Stellen zuerst begründet; er hat den Charakter mancher Stämme wesentlich geändert, nicht blos die Entwickelung verhindert, sondern den Verfall beschleunigt. Der Islam ist auch eine Hauptursache der vielen Empörungen der einheimischen Fürsten gegen die Europäer. Muhamedanische Priester sind fast immer die eigentlichen Triebfedern und Aufhetzer. Der Einfluß der Sinesen scheint weniger groß gewesen zu seyn, nur der Handel ist von ihnen bestimmt worden und ihre Maaße und Gewichte sind fast auf allen Eilanden herrschend.

Es ist ein sehr allgemeiner Irthum, die einheimischen Völker des indischen Archipelagus für Malayen zu halten, diese finden sich blos an den Küsten, obgleich ihre Sprache gewissermaßen zu allgemeiner Verständigung dient. Die Malayen selbst verdanken ihre höhere Cultur den Javanern, wie an einer andern Stelle näher auseinander gesetzt ist. Sumatra war der Sitz eines großen malayischen Reichs, das aber bei der Ankunft der Europäer schon längst aufgelöst war; aber Colonien hatten sich von demselben nach allen Inseln verbreitet, daher finden sich überall malayische Einrichtungen und Gesetze, die aber wahrscheinlich zuerst in Java entstanden sind. Die malayischen Gesetze Undang-Undang, so verschieden sie auch an Alter und Ansehen sind, stimmen doch dem Inhalte nach sehr mit

einander überein und die Abweichungen haben ihren Grund in örtlichen und andern besondern Umständen. Raffles hat eine Sammlung dieser Gesetze angelegt, deren vollständige Mittheilung für die Völkerkunde wichtige Aufschlüsse verspricht. Das Malaiische Gesetz herrscht auch mit wenigen Ausnahmen auf Celebes, die Entstehung desselben fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; der erwähnte Schriftsteller hat eins der sechs Bücher, woraus es besteht, die merkwürdigen Seegesetze, bekannt gemacht *). Der Nakodah oder Schiffer besitzt eine völlig unumschränkte Gewalt und er kann sogar den Uebertreter der Gesetze mit dem Tode bestrafen, er wird dem Radscha gleich gestellt und die untern Befehlshaber den übrigen hohen Staatsbeamten. Die Gesetze zeichnen sich durch Gerechtigkeit und in vielen Fällen durch eine Milde aus, die gegen die Wildheit, die man den Malayen gewöhnlich zum Vorwurf macht, ungemein absticht; die Strenge wird man meist immer an ihrer Stelle finden, z. B. wer mit dem Feuer nachlässig umgeht, soll von jedem Mitreisenden zwei Streiche erhalten. Die unter dem Namen Malayen vorkommenden Besatzungen von Schiffen, die sich so oft empören und dann gegen die Herren und Eigenthümer die ent-

---

*) M. s. seinen Aufsatz on the Malayu nation, im zwölften Bande der Asiatic Researches.

setzlichsten Grausamkeiten verüben, sind meist aus Java; die Javaner sind bekanntlich ein ansässiges, dem Feldbau ergebenes Volk; gutwillig lassen sie sich nur auf Reisen innerhalb der Gränzen des indischen Archipelagus ein; allein die Schiffer rauben sie mit Gewalt, und zwingen sie zu einem Geschäft, das ihnen nicht angenehm ist, behandeln sie ohne alle Schonung und Rücksicht, schleppen sie auf ewig aus ihrer Heimath und veranlassen sie zur Verzweiflung, die am Ende auf eine so verderbliche Art ausbricht.

Die Vorwürfe, die die Europäer dem Charakter dieser Völker machen, sind offenbar übertrieben oder wenigstens einseitig; es ist wahr, die Malayen sind gewohnt, die kleinste Beleidigung blutig zu rächen, und da sie beständig den Kris an der Seite tragen, sind sie auch im Stande dazu; allein da ein jeder weiß, daß ein anderer die Mittel zur Rache bei der Hand hat, befleißigen sich alle eines abgemessenen und höflichen Betragens, so daß selten unter ihnen Beleidigungen vorfallen, die zu einer blutigen Rache auffordern. Viele andere Laster und schlechte Charakterzüge sind in dem ganzen Zustande ihrer Cultur gegründet, hängen mit ihren religiösen Vorstellungen zusammen oder sind die Folge des äußern Drucks, unter dem sie stehen; wo die menschliche Natur sich selbst und ihrer eignen Entwickelung überlassen ist, zeigen sich auch immer liebenswürdige Eigenschaften,

die Ahndung eines höhern Lebens, Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, Neigung zu den Künsten und andere Tugenden, die den schlimmen Seiten wenigstens die Wage halten. Man muß, wenn man gerecht über sogenannte wilde Völker urtheilen will, niemals vergessen, die äußern Verhältnisse in Anschlag zu bringen, unter denen sie leben und die den Gang ihrer Entwickelung bestimmt haben.

Naturhistorische Bemerkungen.

Wir haben in den hier gelieferten Darstellungen absichtlich nur selten und gleichsam nur im Vorbeigehen der natürlichen Erzeugnisse jedes einzelnen Insel-Gebietes erwähnt, weil die Unsicherheit und Unvollständigkeit der speciellen Angaben nur verstattet haben würde, in allgemeinen Ausdrücken zu wiederholen, was jedes Gebiet mit dem andern gemein habe (nemlich gerade das Bekannte und oft Beschriebene), und nur hin und wieder konnte es vergönnt seyn, solche Wiederholung durch Erzählungen von seltnern und befremdendern Erscheinungen zu würzen, von denen es aber auch dann noch zweifelhaft blieb, ob sie wohl so ganz ausschließlich diesem Orte angehören möchten. Daraus folgt schon von selbst, daß wenn nicht einseitige und unrichtige Vorstellungen durch uns erregt werden sollten, wir unsre sämtlichen Notizen über die Erzeugnisse der einzelnen Gebiete zusammenfassen und verschmelzen mußten zu einem geordneten und zusammenhängenden allgemeinen Berichte über die Naturproducte des ganzen indischen Archipels, wie wir im Folgenden einen solchen mit Hinweglassung der bei Java gemachten Angaben und Betrachtungen zu liefern versuchen.

Was zunächst den Menschen und die zu unterscheidenden Völkerstämme betrifft, so ist davon das Mehrste beigebracht, doch auch noch Einiges nachzuholen, was auf die natürliche Beschaffenheit dieser Länder mehr Licht werfen kann. Eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist nemlich die der sogenannten weißen Mohren oder Kackerlacken. Fast alle ältere und neuere Reisebeschreiber erwähnen derselben aus allen Gegenden Ostindiens unter ziemlich gleichen Ausdrükken. Eine widerlich weiße Farbe der Haut, flachsgelbes Haar und rothgefärbte Iris sind die bekannten Erscheinungen, in welchen sich diese Abweichung zu erkennen giebt; doch ist sie keinesweges nothwendig mit allgemeiner Körperschwäche verbunden, sondern oft sind dergleichen Albinos von sehr robustem Bau, ungewöhnlich starkem Bart und durchaus fester Gesundheit, nur sehr empfindlich gegen den Lichtreiz und von so schwachem Gesicht, daß sie bei der Tageshelle fast gar nichts erkennen, dagegen bei Nacht besser sehen, als Andere. Oft zeigt sich die kranke Beschaffenheit der Haut dieser Kackerlacken auch in schuppenartigen Ausschlägen, warzigen Auswüchsen und Runzeln, die sie nur um so viel häßlicher machen, und manche unter ihnen haben wohl auch noch stellenweise ihre dunkle Farbe behalten und erscheinen weiß gefleckt. Ja man hat diesen lezten Fall zuweilen erst im spätern Alter nach heftigen Krankheiten oder Vergiftungen entstehen sehen und betrachtet ihn gern als durch Bezauberung hervorgebracht. Ueberall

stehen diese Unglücklichen in Verachtung oder sind wenigstens ein Gegenstand des Abscheues, wiewohl Beispiele angeführt werden, daß selbst indianische Fürsten Kackerlacken gewesen und deshalb doch nicht von der Thronfolge ausgeschlossen worden *). Durch solche Beispiele wird denn auch die irrige Meinung, daß diese Albinos Blendlinge von Eingebornen und Europäern seyn möchten, auch für den Unkundigen unwahrscheinlich. Es bestätigt sich aber aus allen Beobachtungen, daß sie nicht nur von schwarzen oder gelben Aeltern erzeugt werden, sondern, daß sie selbst wieder völlig gesund, dunkel gefärbte Kinder erzeugen können. Nicht selten trifft diese Krankheit mehrere Kinder eines Aelternpaars und in der Regel sind weibliche Kackerlacken seltner als männliche. Herr von Wurmb hat in den Verhandlungen der batavischen Societät die Beschreibung eines weißen Mohren von Bali mitgetheilt und durch eine Abbildung zu versinnlichen gesucht, wovon wir unsern Lesern hier eine Copie geben **).

Gewiß hat diese krankhafte Bildung ihre Ursachen in gewissen örtlichen und klimatischen Einflüssen, die unter günstigen individuellen Bedingungen wirksam werden, so gut wie der Cretinismus und Kropf in vielen Gegenden Euro-

*) Wie z. B. der König von Hitu und sein Bruder bei Valentyn II, S. 146.

**) S. das Kupfer.

pa's. Daß aber die Haut bei den Bewohnern eines so warmen und zugleich feuchten Erdstrichs von den Veränderungen der Atmosphäre sehr leicht getroffen und zu mancherlei krankhafter Thätigkeit angeregt werden müsse, läßt sich schon im Allgemeinen schließen, mehr aber noch aus den Angaben über die herrschenden Krankheiten abnehmen und darauf denn auch mit jenes häufige Vorkommen der Kackerlacken beziehen. Fast alle Krankheiten sind nemlich von Hautausschlägen begleitet oder bestehen allein darin, und diese sind bei Weitem die häufigsten Krankheits-Erscheinungen. Außer den Kinderpocken, die auch hier sehr bösartig werden können und in mehrern Arten und Graden unterschieden werden, scheinen fast alle bei uns herrschende hitzige Exantheme auf den indischen Inseln unbekannt zu seyn. Dagegen giebt es sehr viel eigenthümliche Formen, von den mildesten ganz fieberlosen an bis zu den allerheftigsten und bösartigsten. Unter diesen letztern verdient eine mit dem portugiesischen Namen Febri Capialo belegte Krankheit ausgezeichnet zu werden. Sie besteht in den allerheftigsten Fieberzufällen mit Bewußtlosigkeit, Irrereden und so großer Unempfindlichkeit der Haut, daß das Bestreichen derselben mit den nach Art der Brenn-Nesseln das heftigste Brennen erregenden Gatal-Blättern sogar nicht gefühlt wird. An diesem Zeichen wird die Krankheit von den chinesischen Aerzten für das erkannt was sie ist, und nun nach kleinen schwarzen Blattern geforscht, die sich auf Brust

und Rücken meist mit Geschwulst verbunden zeigen. Diese Blattern werden tief ausgeschnitten und die Wunde ausgebrannt, das einzige Mittel den Kranken zu retten, der sonst unfehlba sterben würde *).

Chronische Ausschläge sind noch viel häufiger und auch von besondern Arten, wie die von dem holländischen Arzt Ten Rhyne beschriebene Lazaruskrankheit oder Lepra asiatica, die besonders auf Java herrscht und in großen Beulen besteht, die im Gesicht und an den Händen ausbrechen und die gräßlichsten Zerstörungen zur Folge haben, oder die von Valentyn beobachteten großen blutrothen Auswüchse im Gesicht und auf der Brust u. s. w. Unter den übrigen Krankheiten werden Lähmungen, Gicht, Durchfälle von der heftigsten Art, Augenentzündungen, Wassersucht und in manchen Gegenden aus örtlichen Ursachen entspringende bösartige Faulfieber genannt. Nervenkrankheiten und Krämpfe, so wie Blutflüsse und abzehrende Krankheiten scheinen zu den Seltenheiten zu gehören. Für sehr schädlich gilt es in allen Gegenden Ostindiens, sich der nächtlichen Kühle und dem Mondschein auszusetzen, besonders im Mondschein zu schlafen, welches nach Maaßgabe der besondern

*) Valentyn II. S. 247. Jedem Arzt wird hiebei die von Matthy (Briefe über Gegenstände der Therapie) beobachtete schwarze Blatter einfallen, die viel Aehnlichkeit mit diesem Capialo hat.

Disposition die gefährlichsten Zufälle aller Art soll nach sich ziehen können.

Sehr bezeichnend für die Natur eines Landes sind die Nahrungsmittel, welche es dem Menschen bietet. Darum scheint es nicht überflüssig, die Speisen zu nennen, die theils in täglichem Gebrauche sind, theils als Leckerbissen betrachtet werden, wobei wir freilich das als bekannt voraussetzen müssen, was wir bei Java schon von den eßbaren Früchten und Kräutern beigebracht haben. — Wenig wird im Ganzen, wie dort schon erwähnt ist, von dem Fleische vierfüßiger Thiere Gebrauch gemacht, am meisten aber noch Schweinfleisch genossen. Besonders gilt der Kopf sowohl des wilden als zahmen Schweines auf Amboina, Banda und in allen östlichen Inseln als ein Hauptgericht, das immer mit rothen Blumen verziert und eine Citrone im offenen Munde bei festlichen Schmäusen in die Mitte der Tafel gestellt wird. Außerdem sind die gebratenen großen Fledermäuse oder Vampyre, so wie die Kuskus-Beutelthiere Lieblingsspeisen in dieser Gegend. Nächst diesen erst wählt man Hirsch- und Antilopenfleisch und weiß sich dieser Thiere auf eine sehr einfache Weise zu bemächtigen, indem man sie durch Abbrennen des Grases, dessen Asche sie begierig zu lecken kommen, in Menge auf die zum Fang und Schuß bequeme Stellen lockt. Statt der Butter wird durchgängig das Oel der Kokosnüsse angewendet, das, so lange es frisch ist, einen sehr reinen Geschmack hat, aber auch leicht

ranzig

ranzig und widerlich wird. Eben so wird die Kokosmilch an allen Speisen, die man bei uns mit Milch bereitet, statt derselben gebraucht, z. B. am Reisbrei u. s. w. Unter dem Geflügel sind Hühner am beliebtesten, mit Kerri zur Suppe bereitet oder gebraten, doch schlachten sie die fetten und gesunden nicht gern anders als bei Festen und essen sonst nur die verkümmerten, kranken oder alten, sind auch bei deren Zubereitung nicht sonderlich reinlich. Eier werden auf vielerlei Weise bereitet, doch ist der größte Leckerbissen dieser Art ein schon bebrütetes mit fast reifem Küchlein. Wird ein solches erst an der Tafel entdeckt, so überreicht man es aus Höflichkeit der vornehmsten Person, die gegenwärtig ist, oder Jemand, den man besonders ehren will.

Bei weitem die mehrsten Gerichte bestehen in Seeproducten, Fischen, Schildkröten, Sepien, Krebsen und Würmern. Die Fische werden selten frisch gekocht, sondern gesalzen und an der Luft gedörrt, oder geräuchert. Von Schildkrötenfleisch machen sie ein sehr wohlschmeckendes Gericht, indem sie es in Stücken zerschnitten Schichtenweis mit Gewürzen in ein hohles frisches Bambusrohr stecken, das an beiden Enden wohl verschlossen an einem starken Feuer in einiger Entfernung mehrere Stunden lang gebraten wird. Der Saft des Rohrs mischt sich mit der Fleischbrühe und giebt ihr besondern Wohlgeschmack. Auf den östlichen Inseln wird bei jeder Mahlzeit Bakassam gereicht, dieses be-

steht aus gewissen Muscheln, die, nachdem sie einige Tage in Salz gelegen und wieder ausgelaugt worden, mit Gewürzen gekocht und nach dem Erkalten mit gewürztem Essig übergossen werden. Mit dieser Brühe essen sie dann die mehrsten der übrigen Speisen, vorzüglich die gesalzenen Fische und Porot-Ikan oder die gesalzenen Fisch-Eingeweide, wozu sie noch ein wenig Citronensaft, Ingwer und Pfeffer fügen.

Die Engerlinge der Sago-Käfer (Curculio Palmarum Lin.), die sich häufig in den veralteten Stämmen der Sagobäume finden und sehr fett werden, sind eine vorzüglich beliebte Kost. Man bratet diese großen weißen Maden an hölzernen Spießchen aufgereihet, und selbst Europäer rühmen deren feinen Geschmack. Die umgehauenen und so vermodernden Palmstämme bringen auch große Pilze hervor, die mit unter die Lieblingsspeisen gehören und nicht den letzten Platz in der Reihe dessen einnehmen, was dieser nützliche Baum den glücklichen Indiern Alles liefert. Immer bleibt aber das Mehl aus dem Mark des Stammes das wichtigste Erzeugniß und wird auf nicht minder mannigfaltige Weise als unser Getreidemehl zur Speise bereitet. Die beliebteste aber ist die, welche Papia oder Papedo genannt wird, ein dünner, durch langsame Auflösung des Mehls und fortgesetztes Umrühren bereiteter Brei, der nicht mit Löffeln, sondern mit zwei dünnen spannelangen Stöckchen gegessen wird, an denen immer nur soviel hängen bleibt, als zu jedesmaligem Einschlürfen nöthig

ist. Von diesem Brei nehmen sie auch wohl Vorräthe in Bambusröhren mit auf Reisen, zumal zur See.

Die Getränke bestehen außer dem meist überall vortrefflichem Brunnenwasser und der Kokosmilch hauptsächlich in Palmwein, der von jeder Palmenart in anderer Beschaffenheit und unter andern Namen gewonnen und durch Versetzung mit bittern Stoffen und durch unterschiedne Grade der Gährung auf vielerlei Weise bereitet wird. Die besten Arten sind, im Uebermaaß genossen, berauschend, sonst mehr zuträglich als schädlich, und es ist ein bemerkenswerther Zug in dem Charakter aller dieser Insulaner, daß sie sich in diesen Getränken sehr selten übernehmen. Auch Arrak, der in Menge doch nicht von vorzüglicher Güte überall zu haben ist, wird von den Eingebornen wenig getrunken. Von den europäischen Weinen sind nur die süßen bei ihnen beliebt. Versuche, den Weinstock anzupflanzen, scheinen wenig gemacht, doch die wenigen gut gerathen zu seyn und schon Valentyn rühmt, auf seinem kleinen Weinberge einen angenehmen, dem Hochheimer ähnelnden Wein gewonnen zu haben.

Die neuerlich unter americanischen Wilden *)

*) Die Erde fressenden Otomaken; S. von Humboldts Ansichten der Natur S. 142 u. ff., wo diese Gewohnheit als in mehrern Tropenländern vorkömmlich nachgewiesen wird. Labillardiere fand

angetroffene Gewohnheit des Erde-Essens findet sich auch hier. Die dazu gewählte Erde ist ein feiner fetter Thon, Batu-Poan genannt, der auf vielen Inseln, von vorzüglichster Güte aber auf Itawakka und Ulat gefunden wird und nach welchem besonders die schwangern Weiber sehr lüstern sind, indem die Volksmeinung ist, daß sie nach dem häufigen Genuß desselben weiße Kinder gebähren. Merkwürdig ist, daß man auch hier, wie bei den Otomaken, die Erde erst brennt, oder wenigstens in den Rauch hängt, ehe man sie genießt.

Indem wir nun von den Thieren Ostindiens eine allgemeine Uebersicht zu geben haben, wird es unserm Zweck angemessen seyn, nicht bloß bemerklich zu machen, in welchen Gestalten die belebte Natur hier sich zeige, sondern auch die Eigenthümlichkeit dieses Erdtheils im Gegensatz gegen andere Länder durch das zu bezeichnen, was ihm fremd ist und jene vorzugsweise besitzen. So ist z. B. unverkennbar, daß unter den Säugethieren, Affen, Wiederkäuer und Schweine die vorherrschenden sind. Sehr gering ist dagegen nach unsern jetzigen Kenntnissen noch die Zahl der Nagethiere; Faulthiere und Gür-

---

auch Spuren auf Java. (Voyage à la recherche de la Peyrouse II, p. 322.)

telthiere finden sich gar nicht und von allen den Thieren, welche die höchsten Ebenen großer Continente bewohnen, wie die Einhufigen (das Pferd und seine Verwandte) das Kamel, der Rhinoceros, Hippopotamus, Elephant u. s. w. ist schwerlich auch nur eine einzige Art diesen Inseln ursprünglich eigenthümlich.

Von den Säugethieren des mittlern Europa's, die nicht zugleich Hausthiere und durch den Menschen über den ganzen Erdboden verbreitet sind, kommt wohl kaum ein einziges wild in Ostindien vor. Vom wilden Schwein, vom Hasen, vom Büffel, vom Hirsch, vom Fuchs und vom Bär pflegt man es anzunehmen, allein erwiesen ist die Idendität der Arten keinesweges und im Gegentheil zu vermuthen, daß man bei genauer Untersuchung wichtige Verschiedenheiten zwischen den hiesigen und dortigen entdecken werde, auch hat man bisher wohl zu voreilig von dem Vorkommen eines Thieres im mittlern oder östlichen festen Lande von Asien auch auf seine Verbreitung über die ostindischen Inseln geschlossen.

Die Affen, welche man hier antrifft, gehören meistens den Abtheilungen der sogenannten Meerkatzen und Paviane an; (Cercopithecus und Cynocephalus Illig.) man kennt keine unter ihnen mit wahren Wickelschwänzen, als welche man bis jetzt allein an americanischen Affen bemerkt hat. Dagegen sind, außer im Innern Africa's, nirgends als hier ganz ungeschwänzte Affen zu finden, ja hier scheint

diese Eigenthümlichkeit wahrhaft zu Hause zu gehören, da man troß der großen Dürftigkeit aller Nachrichten doch schon so viele unterschiedne Arten derselben kennt. Die den Affen so nahe verwandte Form der Makis ist dieser Gegend ganz fremd. Beutelthiere kommen nur auf den östlichen schon nach Neu-Guinea den Uebergang machenden Inseln vor. Unter den Nagern ist die einzige Gattung der Eichhörnchen vorstechend, wovon man jeßt schon 10 bis 12 Arten aus Ostindien kennt, alle andern liefern nur eine oder die andere Art, ja viele fehlen ganz, wie die der Springmäuse, Murmelthiere, Biber, Meerschweinchen u. s. w. So fehlt es auch an den unterirrdischen wühlenden kleinen Raubthieren. Man findet nirgends der Maulwürfe und Spißmäuse erwähnt. Unter den wiederkäuenden Thieren, die es hier nicht giebt, ist das Kamel, welches schon durch die gebirgige Beschaffenheit aller dieser Inseln und das feuchte Clima ausgeschlossen zu seyn scheint. Uebrigens sind auch die Hirsche, Rehe und Antilopen, die es hier giebt, durchaus eigenthümliche Bildungen und nur sehr wenige von ihnen mögen zugleich auf Malacca oder in Cochin-China vorkommen. Daß es Bäre gebe, ist nur schwach begründete Vermuthung, wilde Hunde oder Füchse und Wölfe sind gewiß außerordentlich selten und von Mardern ist nur eine einzige Art bekannt. Dagegen sind Zibetkaßen die gemeinste Gattung von mittlern Raubthieren und von den größern aus dem Kaßengeschlecht

sind die bei Java genannten Tiger, Leoparde und Luchse wohl ziemlich über sämtliche Inseln verbreitet.

An Vögeln bringt diese merkwürdige Gegend Schöneres hervor nach Leibesgestalt und Farbenschmuck als selbst die mehrsten übrigen Tropenländer, und nur Südamerica kann sich ihm darin vergleichen. Das viel durchforschte Europa hat kaum 400 Arten von Vögeln aufzuweisen; aus diesen Ostindischen Inseln, die noch so wenig durchsucht sind, kennt man schon jetzt mehr als 500 unter bestimmten Namen, und darf wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß es noch lange nicht die Hälfte der wirklich vorhandnen sey. Viele derselben namentlich die mehrsten Raub- Sumpf- und See-Vögel hat der indische Archipel wohl mit dem festen Lande und den Küsten des östlichen Asiens gemein, die übrigen aber sind bis auf wenige Ausnahmen eigenthümliche Erzeugnisse. Unter ihnen stechen die Gattungen der Papagaie, der Spechte, Eisvögel *),

---

*) Nur unser europäische Eisvogel verdient diesen Namen. Er ist der einzige seiner zahlreichen, ganz dem heißen Erdstrich angehörenden Sippschaft, der so weit gegen die Pole hin vorkommt und doppelt merkwürdig, weil er sogar im Winter nicht fortzieht, wie doch der Kukuk, Bienenfresser und Andre thun, deren Familien in der Nähe des Aequators zu Hause gehören.

Honigsauger, Finken, Rebhüner und Tauben als die reichsten hervor. Von allen europäischen Gattungen fehlt auch nicht eine dieser Gegend ganz, dagegen enthalten Südafrica, Südamerica und Neuholland mehrere Gattungen, von denen hier keine Art vorkommt. Einige wenige unsrer europäischen Vögel sind bis nach Ostindien hin verbreitet; wir haben sie bei Java genannt.

Folgende Tabelle wirft hoffentlich noch mehr Licht auf den verhältnißmäßigen Reichthum dieser Gegend an Vögeln:

Von Papagaien	hat	Europa	keine	Arten,	Ostindien *)	57.
„ Bartvögeln **)	hat	—	keine	—,	— —	13.
„ Kukuken	hat	—	eine	—,	— —	16.
„ Spechten	hat	—	9	—,	— —	15.
„ Eisvögeln	hat	—	eine	—,	— —	12.
„ Bienenfressern . . .	hat	—	eine	—,	— —	6.
„ Wiedehopfen	hat	—	eine	—,	— —	2.

*) Ostindien ist hier nur im engern Sinne zu nehmen, nach welchem Alles, was dem festen Lande Asiens ausschließlich angehört, in der Aufzählung nicht mit berechnet worden. Die Zahlen stimmen daher weder mit den Forsterschen in der Zoologia indica, noch mit den Illgerschen, in dessen Abhandlung über die Verbreitung der Vögel, weil beide ganz Indien umfassen.

**) Bucco und Trogon Lin.

Von Honigsaugern . . .	hat	Europa	keine	Arten,	Ostindien	28.
" Drosseln	hat	—	10	—,	— —	21.
" Bachstelzen u. s. w. *)	hat	—	52	—,	— —	24.
" Fliegenschnäppern . .	hat	—	5	—,	— —	26.
" Würgern	hat	—	4	—,	— —	11.
" Meisen	hat	—	10	—,	— —	4.
" Lerchen	hat	—	9	—,	— —	2.
" Ammern	hat	—	10	—,	— —	6.
" Finken	hat	—	24	—,	— —	40.
" Nashornvögeln . . .	hat	—	keine	—,	— —	12.
" Raben und Krähen . .	hat	—	12	—,	— —	8.
" Racken	hat	—	2	—,	— —	9.
" Paradiesvögeln	hat	—	keine	—,	— —	6.
" Mino's **)	hat	—	keine	—,	— —	5.

*) Motacilla Lin.

**) Gracula Lin.

Von Schwalben	hat	Europa	4	Arten,	Ostindien	7.
„ Eulen	hat	—	16	—,	— —	5.
„ Adlern und Falken .	hat	—	30	—,	— —	20.
„ Geiern	hat	—	4	—,	— —	6.
„ Feld= und Waldhühnern	hat	—	15	—,	— —	23.
„ Tauben	hat	—	4	—,	— —	26.
„ Trappen	hat	—	2	—,	— —	3.
„ Regenpfeifern . . .	hat	—	11	—,	— —	5.
„ Störchen, Reihern u. s. w.	hat	—	13	—,	— —	13.
„ Schnepfen	hat	—	10	—,	— —	9.
„ Strandläufern . . .	hat	—	28	—,	— —	2.
„ Wasserhühnern . . .	hat	—	7	—,	— —	18.
„ Möwen u. Seeschwalben	hat	—	19	—,	— —	5.
„ Enten und Gänsen .	hat	—	38	—,	— —	20.
„ Pelekanen	hat	—	8	—,	— —	10.
„ Tauchern	hat	—	12	—,	— —	2.

Wir enthalten uns der Folgerungen und Betrachtungen, die sich aus dieser Vergleichung ableiten ließen, da sie vielleicht nur für einen kleinen Theil unserer Leser eine gewisse Wichtigkeit haben möchten und eben diesem sich das mehrste von dem, was wir beibringen könnten, schon aus der, hier zum erstenmal versuchten, Zusammenstellung von selbst ergeben wird. Für solche Leser diene denn auch die Bemerkung, daß in diesem Versuche alle die unbedeutendern oder wenig charakteristischen Vögelgattungen weggelassen sind, weil es nur darauf ankam, in klaren Zahlenverhältnissen auszudrücken, wie jene glücklichen Inseln in vielen Abtheilungen unsrer vaterländischen Gegend überlegen sind, in andern wieder von ihr überwogen werden.

Eine so heiße und wasserreiche Gegend wie diese, muß nothwendig eine große Menge von Amphibien erzeugen und bei dem Ueberfluß an Nahrung, der ihnen hier theils in zersetzten organischen Stoffen, theils (soweit es ihre Organisation erfordert) in lebenden Thieren zu Gebote steht, kann die furchtbare Größe, zu welcher viele unter ihnen gelangen, nicht mehr in Verwunderung setzen. Solche Riesengestalten finden sich hier denn auch aus allen Ordnungen der Amphibien, und wie nützlich die mehrsten derselben in der großen Oekonomie der Natur eben durch ihre Gefräßigkeit werden, haben wir

schon bei unsrer Beschreibung von Java angedeutet. Unter den Schildkröten sind die, welche allein im Meer leben und deren Schild mit feinen Hornplatten bedeckt ist, die gemeinsten. Nicht nur als sehr gesundes Nahrungsmittel sind sie beliebt und gesucht, sondern auch eben wegen jenes Ueberzuges, der ein gutes und unter dem Namen Schildpad sehr bekanntes Material zu allerhand künstlichen Arbeiten abgiebt. Neben ihnen ist hier eine andere sehr seltsame Gattung von Schildkröten, deren Schale keine völlig harte Bedeckung bildet, indem die Rippen nicht mit der Unterschale fest verwachsen, sondern nur durch Knorpel und Haut mit derselben verbunden sind. Sie leben im süßen Wasser, haben keine flossenförmige Füße, sondern die Zehen mit weiten Schwimmhäuten verbunden und an jedem Fuße nicht mehr als 3 Krallen. Ihr Schnabel ist auch nicht ganz hornartig, sondern die Häute, welche ihn bedecken, bilden eine Art von Lippe. Aehnliche Thiere hat man auch im Nil und den Flüssen Nordamerica's gefunden, doch sind diese bei weitem nicht so groß als die ostindischen *).

Frösche und Kröten sind in Verhältniß zu den übrigen Amphibien nur wenige bekannt, (vielleicht von den Beobachtern übersehen,) und wahrscheinlich giebt es keine von so ansehnlicher Größe, als in Südamerica.

*) Trionyx javanicus und granosus Geoffr.

Dagegen lassen sich von Eidechsen nahe an 30, und von Schlangen mehr als 50 unterschiedne Arten aus den Berichten der Reisenden und Sammler aufzählen. Was die letzten betrifft, so ist bemerkenswerth, daß die Klapperschlangen hier gar nicht vorkommen, sondern nur in America gefunden werden. Dagegen ist Ostindien das Vaterland der Wurmschlangen und Warzenschlangen, die blind und schuppenlos in der Erde leben und deren widrige Gestalt vielleicht Schuld daran ist, daß sie noch so wenig untersucht worden sind. Uebrigens gehören sie freilich auch nicht zu den alltäglichen Erscheinungen und ziehen die Aufmerksamkeit des Volks wenig auf sich, da sie völlig unschädlich und giftlos sind. — Die Zahl der giftigen Schlangen ist sehr groß, obgleich man vermuthen darf, daß nach der im Volke durchgehends verbreiteten Furcht vor allen Schlangen, auch die mehrsten giftlosen mit unter denselben aufgezählt werden. Man findet wenigstens keine Spuren irgend einer Kenntniß der äußerlichen Merkmale, wonach sich die giftigen von den unschädlichen unterscheiden lassen. Daraus läßt sich auch wohl ableiten, wie so viele augenscheinlich unwirksame Mittel in den Ruf einer besondern Heilkraft gegen den Schlangenbiß gekommen sind. Andre dieser Mittel haben wohl ohne Zweifel ihren Werth, den nur der Aberglaube zu einer übernatürlichen Wunderkraft erhoben hat. Dahin gehört z. B. das Blut und Fett der getödteten Schlange selbst, mit welchem die Wunde einge-

rieben oder das dem Verwundeten eingegeben wird; denn Oel=Einreibungen haben allerdings guten Erfolg in solchen Fällen. Bei weitem das berühmteste Mittel aber ist der sogenannte Schlangenstein, von welchem man zunächst zwei Arten, den künstlich bereiteten und natürlichen unterscheidet. Jener soll von den Braminen in Indostan und auf Zeilon verfertigt und zwar aus den gepulverten Zähnen, dem Kopf, Herzen und der Leber einer gewissen giftigen Schlange zusammengesetzt seyn, welche Ingredienzen mit einem feinen Thon zusammengebacken werden, dem man die Gestalt einer Halbkugel von 1 bis 2 Zoll Durchmesser giebt. Nachdem nun Jemand von einer Schlange gebissen worden, legt man die platte Seite des Steins auf die vorher etwas scarificirte Wunde, auf welcher er sich gleich fest ansaugt. Sobald er nachher von selbst abfällt, ist, wie sie meinen, der Kranke geheilt; man muß nun den Stein sogleich in Milch legen, die davon blau wird und das schreiben sie dem Gifte zu und sehen überhaupt dies ganze Verfahren als eine sympathetische Cur an, ohne die vermehrte Blutung, durch welche das Gift ausgeschwemmt wird, mit in Anschlag zu bringen. Denn so findet man auch nirgends, daß in diesem Theile Ostindiens das Aussaugen des Blutes durch Schröpfköpfe oder auf andere Weise in solchen Fällen angewendet werde. Aber schon die Vorschrift, daß man den Stein nach jedesmaligem Gebrauche sorgfältig trocknen und in Baumwolle eingepackt bei sich tragen müsse,

wenn er seine magische Kraft nicht verlieren solle, beweist, daß es hier nur auf die mechanische Wirkung des Aussaugens ankomme und daß eine jede Thonerde von gleicher Reinheit dieselben Dienste leisten würde.

Der natürliche Schlangenstein steht in einer viel höheren Achtung, nur sind die Kennzeichen schwer zu bestimmen, und wenn einmal ein solcher seine Wirkung zeigt, bleibt immer die Ausflucht, er sey nicht ächt. Auch seine Gestalt soll halbkuglich seyn, doch die Größe soll die einer Erbse nicht viel übertreffen, sein Gefüge strahlig, seine Oberfläche glatt und glänzend sich zeigen. Alles, was wir über diesen Schlangenstein aus vielen Schriftstellern zusammengetragen und verglichen haben, beweist, daß es ein ganz fabelhaftes Wesen sey. Nach einigen kann man ihn aus einer gewissen Schlange gewinnen, wenn man sie am Schwanz aufhängt und ein Gefäß mit Wasser so darunter setzt, daß sie eben an der Oberfläche lecken kann, worauf sie nach einigen Tagen den Stein von sich giebt und in das Gefäß fallen läßt. Nach Andern ist dieser Stein einer Schlange eigen, die ihn jedesmal ablegen muß, wenn sie essen oder trinken will, und dann ihr entwendet, bringt er dem Besitzer am mehrsten Heil. Noch Andere finden ihn in Schlangen, deren Kopf bei Nacht leuchtet, weil dieser Stein, der dann einem Rubinenfeuer gleicht, darin sitzt; kurz von Allen wird die Sache unter gleich unglaublichen Umständen erzählt. Es scheint daher, daß es entweder ebenfalls eine künstliche

Zusam-

Zusammensetzung oder ein seltneres Fossil sey, welches der Eigennutz dem im Aberglauben an Zaubermittel befangnen Volke als ächten Schlangenstein darbietet. Derselbe hat nun aber in der Meinung des Eingebornen nicht bloß den Nutzen eines Heilmittels, sondern er ist wahres Amulet, das gegen Bezauberung schützt, unverwundbar macht, oder wenigstens Muth im Kampfe und eine nie ermattende Kraft einflößt. Hierbei muß man in Anschlag bringen, daß überhaupt alle harte Concremente, die in thierischen Körpern und Pflanzen an ungewöhnlichen Stellen gefunden werden, in einer allgemeinen Verehrung stehen, und im Gegensatz gegen die gewöhnlichern Erscheinungen der Blasen- Nieren- und Bezoarsteine, mit dem besondern Namen Mestica unterschieden werden. So sind z. B. die Verknöcherungen der Gefäßwände bei Säugethieren, die Perlartigen, aber undurchsichtigen Concremente in vielen Muscheln und die Steine, welche sich in den Früchten fast aller Palmen-Arten zuweilen finden *), solche Arten von Mestica, zu welchen denn außer jenem Schlangenstein noch viele andere fabelhafte z. B. Tigersteine, Adlersteine, Basiliskensteine u. s. w.

*) Rumph, der über diesen Gegenstand ausnehmend vollständig berichtet, führt an, daß besonders auf Celebes dergleichen Steine in Früchten sehr häufig vorkommen und will den ganzen Aberglauben daraus mit erklären.

gerechnet werden. Obgleich sie sich nicht durch Schönheit auszeichnen, werden sie von den Menschen aus allen Völkerstämmen, die diese Inseln bewohnen, begierig gesucht, theuer bezahlt und in festem Glauben an irgend einen bestimmten Nutzen beständig am Leibe getragen. Ja Manche drücken sie fest in die Haut ein, daß sie nach und nach darin einwachsen und bilden sich nun etwa ein, daß sie davon unverwundbar werden, wobei es denn auch nicht an Erzählungen fehlt von gefangenen Kriegern, die man nicht eher habe zu Tode bringen können, als bis man diese Steine entdeckt und sie ihnen ausgeschnitten u. s. w. Unter die allgemeinen Kennzeichen dieser Mestica gehört nun auch, daß sie mit Essig oder Citronensaft begossen, Luft-Blasen entwickeln und daß sie im Dunkeln leuchten, welches beides wohl einigen der angeführten zukommen kann. Was aber zur Erklärung dieses, wie es scheint sehr allgemein angenommenen Glaubens an leuchtende Steine *) in den Köpfen der Thiere, zumal der Schlangen, vielleicht Einiges beitragen kann, ist, daß unter den Thieren, in welchen sich Mestica finden soll, auch die Asseln und Tausendfüße genannt werden, indem man dieselben unter den giftigen Schlangen mit aufführt und Beispiele beibringt, in denen ihr Leuchten bei Nacht von glaubwürdigen Personen beobachtet worden. Nun

*) Valentyn nennt sie geradezu Karfunkel.

aber giebt es wirklich aus dieser Gattung giftige Arten in Indien, die in der Dunkelheit einen phosphorescirenden Glanz ausstralen (Scolopendra electrica und phosphorica) und die wohl zu jener Meinung Veranlassung gegeben haben können.

Daß übrigens einige vorzüglich schöne Arten von Schlangen nicht nur als ungiftig unterschieden, sondern an manchen Orten sogar als heilig verehrt werden, ist schon hin und wieder von uns angedeutet worden. Von kleinern Schlangen und Eidechsen, deren Unschädlichkeit völlig anerkannt ist, tragen die Weiber zuweilen welche bei sich, um sich an ihren Farben zu erfreuen und sich an ihrer Kühle zu erfrischen.

Ungemein reich ist das Meer, welches diese Inseln bespült, an Fischen von den seltsamsten Gestalten und Farben. Wir haben zu seiner Zeit nicht unerwähnt gelassen, daß die Nordküste Java's in den mehrsten Jahreszeiten diesen Reichthum aus unbekannten Ursachen nicht theilt, desto größer aber ist er in allen östlichen Theilen dieses großen Inselgebiets, wo die Ruhe des Wassers und die große Menge der bequemsten Laich-Plätze ihre Vermehrung außerordentlich begünstigen. Valentyn zählt schon nahe an 500 unterschiedne Arten von Fischen auf, die an der Insel Amboina vorkommen, und sein Verzeichniß ließe sich aus den neuern Berichten

noch um ein Ansehnliches vermehren. Unter den ostindischen Fischen vermissen wir die Gattungen der Lachse und Störe, denen es wahrscheinlich hier an solchen großen Strömen fehlt, als sie ihrem besondern Naturell und Instinct gemäß, zur Erhaltung ihrer Nachkommenschaft aufsuchen und durchziehen müssen. Ueberhaupt sind der Flußfische nicht viele, wenigstens nicht viele bekannt geworden. Der Aal, einige Arten von Wels und Barsch-ähnliche kleine Fische ist Alles, was man uns nennt. Auch aus der reichen Abtheilung der Karpfen giebt es hier keine einheimisch, denn der Schley und die Goldfischchen, die man in den Gartenteichen findet, sind aus China herbeigebracht. Von Seefischen, die bei uns sehr gemein sind, fehlt auch fast die ganze Gattung der Schollen, denn einige kleine Arten ähnlicher Seitenschwimmer, die man hier findet, haben keine Brustflossen, gehören also zu der Gattung Achirus. Auch Hechte giebt es kaum und die wenigen Arten von Heringen, die einzeln gefangen werden, verschwinden unter den übrigen als eine ganz unbedeutende Erscheinung. Von Rochen wird nur eine Art, der Stachelroche, (Raja Pastinaca L.) genannt, der aber hier zu einer außerordentlichen Größe gelangt. An sonstigen Knorpelfischen fehlt es nun keinesweges, Hayfische sind in vielen Arten und von ansehnlicher Größe überall zu finden, die abentheuerlichen Gestalten der Kugel- Stachel- und Kofferfische sind alltägliche Erscheinungen und die Hornfische (Balistes) scheinen in diesem

Theile des indischen Oceans recht eigentlich zu Hause zu gehören. Die vorherrschenden Formen d. h. die Gattungen, die theils in den mehrsten Individuen, gleichsam gesellig, vorkommen, theils aufs Manchfaltigste in verschiedenen Arten sich wiederholen, sind die Makrelen (Scomber), die Meerbrassem (Sparus), die Lippfische (Labrus), die Stutzköpfe (Coryphaena), vorzüglich aber die mit unserm Barsch an Größe und Gestalt nahe verwandten zahlreichen Seefischgattungen der Bodiane, Lutjans, Anthien und Sogofische. Es ist wahrscheinlich, daß ein kleiner Fisch aus dieser Abtheilung, den Daldorf in Tranquebar beobachtete und den wir als besonders merkwürdig rühmen müssen, auch hier vorkomme. Dies ist der Kletterfisch *), der sich in kleinen Bächen aufhält und die sonderbare Gewohnheit hat, aus denselben (wahrscheinlich bei starkem Regenwetter) an die daneben stehenden Palmbäume hinaufzuklettern, in deren Spalten er sich, mit Hülfe seiner stachlichen Kiemendeckel und Flossen, die er abwechselnd öffnet und schließt, hinaufschnellt, um in dem zwischen den Blattstielen angesammelten Wasser zu verweilen. Es wäre interessant, den

---

*) Perca scandens Dald. — Anthias testudinea Bloch P. — Amphiprion testudineus et A. scansor Bloch S. — Anabas Cuv. — Cephalopholis testudineus nob.

näheren Zusammenhang dieser Thatsache zu erfahren. — Zum Schluß erwähnen wir nun noch der großen Sippschaft der Klippfische (Chaetodon), in welcher die am schönsten gefärbten vorkommen. Ihr gehört namentlich der berühmte Kaiserfisch an (Ch. Imperator L.), dessen platter Leib mit schmalen abwechselnden Streifen der schönsten blauen, rothen und goldgelben Farben gebändert ist. Andre kommen darin vor, deren Rücken und Afterflossen so ungemein lang sind, daß man sie Seeflerdermäuse genannt hat (Ch. Vespertilio L.), und alle haben sie etwas Ausgezeichnetes entweder in ihrem Bau *) oder in ihrer Färbung.

Nicht minder groß ist die Manchfaltigkeit der Formen und Farben der Seekrebse, und man darf sich kaum wundern, daß die Versuche, die ganze Pracht, welche diese und andre indische Meerbewohner, so lange sie noch lebendig sind, zeigen, in farbigen Abbildungen darzustellen, fast immer mißglückt sind **). Alle diese Krebse

---

*) Dahin gehört z. B. die bewundernswerthe Gelenkverbindung der vordern Stralen der Rückenflossen mit den Dornfortsätzen der Rückenwirbel, wie sie einige Arten haben.

**) So zumal in Renards Recueil de figures de Poissons etc. faites aux Indes par des peintres du Pays. Amst. 1754, wo durch eine ungeschickte Anwendung mangelhafter Kunstmittel die Abbildungen den Tarok-Karten ähnlich geworden sind.

sind eßbar, nur die kleinsten werden verschmäht und giftige kennt man darunter gar nicht. Der sogenannte moluckische Krebs ist eins von den berühmtesten Thieren dieser Abtheilung, aber sehr von allen Krebsen verschieden durch die sehr flache Gestalt des ausnehmend breiten Rückenschildes und Schwanzes und durch den langen stachlichen Anhang an letzterm. Er lebt nur auf flachem Meeresstrande im Schlamme und wird immer Paarweise gefunden. Die Eingebornen essen nie von einem einzeln gefundnen und halten solche für höchst schädlich. Uebrigens ist auch nicht viel Fleisch daran und nur die reifen Eier werden viel zu Bacassan *) gebraucht.

Die Ufer aller dieser Inseln sind ferner von unzählbaren Arten von Schaalthieren bewohnt, von welchen die mehrsten eßbar und nur bei dem Ueberfluß an andern leichter zu gewinnenden Nahrungsmitteln weniger allgemein im Gebrauche sind. Das Volk hält die Muscheln und Schnecken mit ganz glatten und nie von fremdartigem Ueberzug bedeckten Schalen für weniger nahrhaft und gesund als die rauhen und unebnen. Nur wenige werden für unbedingt schädlich gehalten, wie z. B. die Bewohner der Pabst-

*) Die oben beschriebene Speise von eingemachten Seethieren, die man häufig dem garum der alten Römer verglichen hat, daher auch z. B. Tellina Gari bei Linné, weil diese Muschel viel dazu gebraucht wird.

kronen und Bischofsmützen, die sogar einen Stachel enthalten sollen, dessen Stich tödlich verwundet. Aber weniger wegen ihres Fleisches, als wegen ihrer artigen Gestalt und ihrer schönen Zeichnungen sind die indischen Conchylien gesucht und berühmt worden, und aus diesem Theil unsrer Erde stammt die durch die Holländer weit verbreitete Liebhaberei am Sammeln bunter Schneckengehäuse, die viel älter ist, als das Bestreben die eigenthümliche Bildung dieser Geschöpfe zu ergründen, und die sich ein ganzes Jahrhundert hindurch in dem steifen Gewande einer wunderlichen Kunstsprache ordentlich wie eine Wissenschaft gebehrdet hat, welche den Werth ihrer Objecte nach den Auctionspreisen abschätzte *). Es liegt außer den Grenzen unsers Taschenbuchs, auch nur die berühmtesten dieser Schalthiere hier namhaft zu machen.

Unter den übrigen Seethieren ist nur noch eins, auf das wir hier zurückkommen müssen, um einige nähere Aufklärung darüber zu geben. Es ist dies der Trepang, dessen bereits an vielen Stellen dieses Taschenbuchs **] als eines der gesuchtesten Nahrungsmittel aller ostindischen Völker gedacht ist. Es ist kaum einer der zahl-

*) — Testaceorum varietates nitidas nobilitavit docta ignorantia, pretiavit quam patiuntur opes stultitia, emtitavit barbara luxuria. Linné.

**) Zuletzt noch im vorigen Bändchen S. 302.

reichen Reisebeschreiber, der desselben nicht erwähnte und manche beschreiben die Art des Fangens, Trocknens und Versendens dieser Thiere nach China und Japan, wo sie einen außerordentlich bedeutenden Handelsartikel abgeben, sehr ausführlich; an allen Inseln, von Java bis Neuguinea, werden sie in Menge gefunden, selbst von den Europäern gern gegessen, und nichts destoweniger sagt uns Keiner, was dieser Trepang eigentlich sey, und vergeblich sucht man in allen selbst den berühmtesten (auch naturhistorischen) Wörterbüchern diesen Namen so wie die gleichbedeutenden Swallo und Bicho do mar. Selbst R. Forster scheint nichts Bestimmtes darüber zu wissen, denn in seiner indischen Zoologie führt er nur den Namen Actinia Swallu unter dem Seegewürm auf, mit dem Zusatz, es sey ein eßbares Thier. Gegen diese Bestimmung streitet aber Alles, was wir über dasselbe sonst noch erfahren, nemlich es sey ein langer dünner Wurm, der tief im Sande stecke und daraus auf sehr künstliche Weise hervorgeholt werde. Wir glauben nicht fehlzutreffen, wenn wir eine Abbildung und Beschreibung, die Pallas *) von einem aus Ostindien erhaltnen eßba-

*) Spicilegia zoologica. Fasc. X p. 10 Tab. 1 fig. 7. Lumbricus edulis. Die Beziehung auf den Tambiloc der Indier ist irrig, denn dies ist eine, ebenfalls eßbare Pholas (vielleicht pusilla). In den jetzigen Systemen findet das Thier seinen

ren Wurm giebt, geradezu auf den Trepang deuten, denn Alles was ihm bei Uebersendung desselben berichtet worden, stimmt vollkommen mit den Eigenheiten unsers räthselhaften Thieres. Demnach wäre es nun ein etwa fußlanger rundlicher Wurm ungefähr von der Gestalt eines Regenwurms und in seiner Lebensart dem Pierwurm *) vergleichbar, den die Fischer an der Nordsee zum Köder gebrauchen, und auch sehr vorsichtig ausgraben müssen, wenn er nicht abreißen soll. Die Art des Fanges, welche Pallas beschreibt, ist noch einigermaßen verschieden von der, welche Marsden angiebt. Die Javaner nemlich machen aus Rotang (Stuhlrohr) ganz feine fußlange Stäbchen, vor deren Spitze in Abstand eines Zolls ein vorstehender Ring ausgeschnitzt ist. Bei Ebbezeit stecken sie diese Stäbchen in die Sandlöcher, in deren Boden der Wurm sich aufhält. Sie wissen mit ungemeiner Geschicklichkeit gerade die offene Mundhöhle zu treffen und stoßen die Nadel so tief hinein, daß jener Ring noch mit von dem Munde umfaßt wird. Dadurch hängt sich nun der Wurm so fest an, daß er nach einiger Zeit beim Ausgraben bequem hervorgezogen werden

---

Platz am besten in der Gattung Sipunculus, zu welcher es Cuvier auch schon rechnet, doch ohne darin den Trepang zu erkennen.

*) Lumbricus marinus Lin. Arenicola Piscatorum Müll.

kann. — Man pflegt die Würmer einzusalzen, auszulaugen und an der Luft zu trocknen. So lassen sie sich weit verschicken und geben bei den Chinesen vielleicht eins der Ingredienzen zur Soja ab.

Noch ein sehr berühmtes Seeproduct, das sich häufig hier findet und vormals ein wichtiger Handelsartikel war, ist das Ambar oder die graue Ambra. Es besteht in größern und kleinern, äußerlich von einer pechartigen schmierigen Substanz umgebenen grauweißen Stücken, deren Gefüge einer Mischung von Wachs und Asche gleicht; auf Kohlen geworfen giebt es einen dem Bibergeil und Moschus ähnlichen Geruch, und ist weder in Wasser noch Weingeist auflöslich. Man gebrauchte es sonst auch als Arznei, doch mit geringem Nutzen, und wendet es jetzt fast nur zum Räuchern an. Meistens wird es vom Meer ans Ufer geworfen, zuweilen in Stücken, die mehrere Centner wiegen. Die pechähnliche umgebende Masse, die bald an der Luft erhartet, wird abgesondert und von manchen unter dem eignen Namen schwarze Ambra unterschieden, ist aber von einem wenig angenehmen Harz- oder Bergöl-Geruch. Das größte Stück grauer Ambra, das in Europa bekannt geworden ist, wog 182 Pfund und konnte auf beinahe 100,000 holl. Gulden an Werth geschätzt werden *). Diese

*) Rumph Amb. Narit. Kammer S. 262 des holl. Originals. Ueberhaupt ist bei diesem, heuti-

Kostbarkeit hat zu häufigen Verfälschungen Veranlassung gegeben und überdies ist die Ambra sehr oft mit dem Bernstein (der sonst auch gelbe Ambra genannt wurde) und vielen harzigen Substanzen, so wie mit manchen Bezoarsteinen verwechselt worden. Ueber den Ursprung dieser Substanz ist man bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz aufgeklärt, doch ist das wahrscheinlichste, daß es von großen Kaschelotfischen *) herrühre, in deren Eingeweiden es sich, wie ähnliche Concremente in andern Thieren, z. B. der Bezoar in den Antilopen, bilde und in einem vielleicht krankhaften Zustande derselben anhäufe. Wenigstens sind viele Zeugnisse anzuführen, daß man diese Substanz in den dicken Gedärmen dieser Fische angetroffen, und der Umstand, daß man so oft die Zähne der Sepien darin eingehüllt findet, ist schon von manchen als Beweis für diese Meinung angeführt, bringt uns aber auch noch auf die bestimmtere Vermuthung, daß die in Ostindien nicht selten vorkommende Sepia moschata **), wenn sie in

---

ges Tages lange nicht nach Verdienst geachteten Schriftsteller noch immer das Genaueste und Vollständigste über diesen Gegenstand zu finden.

*) Physeter macrocephalus und maximus Lin.

**) Es ist dieselbe Art, die von den Chinesen zur Bereitung der besten immer nach Moschus riechenden Tusche gebraucht wird.

Menge von dem gierigen Fisch verschluckt wird, die Anhäufung dieser Substanz verursachen möge, woraus sich auch die unterschiedne Güte der gefundnen Stücke, unter denen manche nur sehr wenig Geruch haben, erklären ließe. Denn diese wären dann vom Verschlucken andrer geruchloser Sepien abzuleiten. Auch die schwarze umhüllende Substanz könnte von dem eigenthümlichen färbenden Stoff, den die Sepien bei sich führen, erklärt werden, wenn gleich damit nicht geläugnet werden darf, daß auf dem Boden des Meers in dieser vulkanischen Erdgegend bituminöse Stoffe vorkommen können, die von den Fischen zugleich oder nachmals in eigenthümlichem Instinct mit verschluckt werden. Selbst der Name Ikan-tay d. h. Fischdreck, den die Bewohner der östlichen Inseln Timor u. s. w. der bei allen Andern Ambar genannten Substanz geben, scheint die angedeutete Meinung zu rechtfertigen *).

Mit dem Namen weißes Ambar belegt man hier die sonst Spermaceti genannte fettige Substanz, die als ein flüssigeres Oel in den großen Schädelknochenhöhlen desselben Fisches gefunden wird und erst beim Erkalten zu der Dichtigkeit des Talges oder Wachses gerinnt, in welcher sie im Handel vorkommt.

---

*) Eben so das Kusura-no-fun der Chinesen, welches Kempfer (Am. exot. p. 635.) Stercus balaenarum übersetzt.

Mehrere große Seethiere aus der Abtheilung der Wallfische, die in diesen Meeren gefunden sind, verdienen noch eine genaue Untersuchung. Unter diesen ist besonders der Dugong (Trichechus Dugong Penn. Halicore Ill.), ein Robbenartiges Thier, das den Manatis sehr nahe verwandt ist, aber sich noch durch seine völlig nackte Haut und ein vor der starkbehaarten Oberlippe vorragendes großes Hautstück auszeichnet. Ob die Thiere, welche Barchewitz *) bei Lethy beobachtet hat und von denen er besonders die Anhänglichkeit rühmt, mit welcher beide Gatten einander anhangen, wirklich solche Dugongs gewesen, wie man allgemein annimmt, ist noch sehr zweifelhaft.

Nur Weniges ist in Hinsicht auf den Charakter der Pflanzenwelt zu dem hinzuzufügen, was wir bereits an einzelnen Stellen beigebracht haben. Die durchaus vorherrschenden Formen sind Palmen und sogenannte Scitamineen **). In den Wäldern wiederholt sich der Lorber in den manchfaltigsten Arten, die alle von reichem Gehalt an heilkräftigem ätherischem Stoffe sind. Neben ihm sind Bäume, unsern Eichen

*) Ostind. Reise S. 382.

**) Der Pisang, die Ingwerstaude und eine große Menge andrer Gewürzpflanzen gehören dazu.

und Buchen an Höhe und Kraft vergleichbar, aber meist alle eigenthümlich indischen, bei uns unbekannten Gattungen angehörig. Auch das Nadelholz fehlt nicht und diese Inseln erzeugen eigne Fichtenarten, deren Harz ausgedehntere Anwendung in den Gewerben und der Heilkunst findet, als das der unsrigen. Wenn gleich die natürlichen Familien der Liliengewächse, der Heidekräuter, der Ranunkeln, der Asperifolien, der Farrenkräuter und mehrere andere auf den ersten Anblick hier zu fehlen scheinen, so sind dennoch aus allen diesen Abtheilungen vergegenwärtigende Arten vorhanden und die hiesige Flora vereinigt in sich sämtliche Hauptformen von Pflanzen, die unsre Erde hervorbringt. Doch nicht alle, die von hieraus berühmt geworden sind, gehören hier ursprünglich zu Hause. Die Gewürznelken sind, wie uns Sonnerat lehrt, ein Erzeugniß von Neu Guinea und wurden erst vor 200 Jahren hieher verpflanzt, und aus eben dem Lande stammt der Baum, mit dessen gepulverter Rinde sich alle Bewohner des indischen Archipels den Leib einreiben, wie der Hindus mit Sandelholz, der Missoy oder Massoybaum nemlich, der auch zu der reichen Gattung des Lorbers gezählt wird.

Druckfehler-Verzeichniß.

S. 3 Z. 3 v. u. lese man dem fremden statt den Fremden

S. 4 Z. 1 v. o. l. m. ihrem st. ihren

S. 8 Z. 5 v. o. l. m. Bonthain st. Bontant

S. 9 Z. 10 v. u. l. m. es st. er.

S. 17 Z. 15 v. o. l. m. Mougoz st. Mongor

S. 20 Z. 14 v. o. l. m. gehörigen st. zugehörigen

S. 21 Z. 5 v. o. l. m. denen st. dem

S. 26 Z. 3 v. o. l. m. diese st. dieser

S. 27 Z. 5 v. o. l. m. Java ist. st. Java

S. 28 Z. 10 v. u. l. m. Rhythmus st. Rhytmus

S. 34 Z. 16 v. o. l. m. allen andern Theilen st. allen Theilen

S. 35 Z. 17 v. o. l. m. Sachawer st. Sachawein

S. 36 Z. 9 v. u. l. m. seine st. seinen

S. 38 Z. 9 v. u. l. m. Bei st. Von

S. 38 Z. 2 v. u. l. m. Soach st. Soad

S. 40

S. 40 Z. 23 v. o. lese man Rupie statt Rupin
S. 41 Z. 2 u. 3. v. u. l. m. Flinders statt Flieders
S. 42 Z. 10 v. u. l. m. einhandeln statt verhandeln
S. 42 ebenda über st. aber
S. 43 Z. 6 v. u. l. m. papyrifera st. papyri
S. 45 Z. 4 v. o. l. m. Seekühe st. Seefische
S. 49 Z. 5 v. u. l. m. brittischen st. brittische
S. 50 Z. 2 v. u. l. m. Besetzung st. Besatzung
S. 51 Z. 5 v. o. l. m. Bantam st. Bontani
S. 52 Z. 1 v. o. l. m. Einländer st. Engländer
S. — Z. 2 v. u. l. m. Schilderung st. Darstellung
S. 62 Z. 2 v. o. l. m. Badis st. Vadis
S. 68 Z. 10 v. o. l. m. konnte st. kann
S. 69 Z. 1 v. u. l. m. Bnd st. Brf
S. 70 Z. 13 u. 28 z. überall, Barchewitz statt Barchevitz
S. 72 Z. 5 v. o. l. m. Himmelsstrichs st. Handelsstrichs.
S. 80 Z. 9 v. o. l. m. Orangkais statt Orangkons
S. 82 Z. 7. v. u. l. m. Orangkai st. Orangkon
S. 85 Z. 7. v. o. l. m. Fischreich st. volkreich
S. 99 Z. 7 v. u. l. m. Sumibawa st. Semkawa
S. 117 Z. 11 v. o. l. m. Timorlaut statt Timorkaut
S. 117 Z. 4 v. u. l. m. ist st. sie ist.
S. 122 Z. 2 v. u. l. m. Ternate st. Terente.
S. 124 Z. 7 v. u. l. m. sich st. sie

S. 129 Z. 9 v. o. lese man alle statt allein

S. 134 Z. 1 v. u. l. m. zweiten Hälfte st. Hälfte

S. 140 Z. 4 v. o. l. m. verschreien st. verschrieen

S. 150 Z. 10 v. u. l. m. zuzogen st. zugezogen

S. 152 Z. 6 v. u. l. m. Kenguru st. Ranguru

S. 167 Z. 15 u. 21 v. o. l. m. Hunongtello statt Gorontolo

S. 168 Z. 1 v. u. l. m. das Seewesen st. Seewesen

S. 171 Z. 2 v. u. muß das Wort: waren, erst nach: umgekehrt folgen.

S. 175 Z. 1 v. o. lese man Nordwestlich statt Oestlich

S. 183 Z. 17 v. o. l. m. Kauries st. Kanrins

S. 189 Z. 2 v. u. l. m. Trepang st. Tropang

S. 203 Z. 3 v. u. l. m. zwar nicht st. aber nicht

S. 217 Z. 19 v. o. l. m. gegen st. durch

S. 222 Z. 12 v. u. l. m. vor st. von

S. 227 Z. 8 v. u. l. m. Carreri's st. Caviçri's

S. 229 Z. 9 v. o. l. m. Batangas st. Balangas

S. 250 Z. 13 v. u. neuen st. neue

S. 272 Z. 3 v. o. l. m. bersten st. borsten

S. 310 Z. 7 v. u. Bären st. Bäre.

Begebenheiten
des Kapitäns von der Russisch-Kaiserl. Marine
Golownin
in der Gefangenschaft bei den Japanern

in den Jahren 1811, 1812 und 1813, nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk und einem Anhange des Capitäns Rikord. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. C. J. Schultz. Mit sechs Karten und Planen und einem Portrait.

2 Thle. gr. 8.

Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. J. 1817 u. 1818.

Preis 4 Thlr.

Der Kapitän Golownin erhielt im Jahr 1811 den Befehl von Kamtschatka aus die geographische Lage der südlichen kurilischen Inseln zu bestimmen. Das Unternehmen, erforderte einen Mann von Kenntnissen und Ausdauer; denn es ist bekannt mit welchen Schwierigkeiten die Navigation im Süd-Ocean verbunden ist; und die Expedition konnte keinem Würdigern anvertraut werden. — Feindseligkeiten, die früher von Seiten zweier russischer Schiffe gegen die Japaner verübt waren, hatten diese mit Recht erbittert. Golownin wollte das Andenken derselben wo möglich zu vertilgen suchen und ließ sich auf der Insel Kunaschir mit den Japanern in Unterhandlungen ein, wurde aber ein Opfer seines zu großen Vertrauens. Er, zwei Officiere und vier Matrosen fielen in die Gefangenschaft und mußten über zwei Jahre im Kerker schmachten. —

Golownin ist nicht blos interessanter und lebendiger Erzähler, sondern auch treffender Beobachter. Der zweite Band enthält seine Bemerkungen über das japanische Reich und Volk, die man mit Recht eine Statistik des japanischen Reichs nennen kann. Wir erhalten hier Aufschlüsse über die geographische Lage, Clima und Größe dieses Landes; über die Abstammung des japanischen Volks; Nationalcharacter und Sprache; Religion, Verwaltung, Gesetze und Sitten; Naturerzeugnisse, Gewerbe und Handel; Bevölkerung und Kriegsmacht, und endlich über die Völker welche den Japanern Tribut bezahlen müssen. Den Beschluß des Ganzen macht ein sehr unterhaltender Bericht des Kapitäns Rikord über die Mittel, die er zu Golownins Befreiung anwandte. — Ein sehr competenter Richter, Hr. v. Krusenstern, äußerte dem Uebersetzer, daß unter allen über Japan geschriebenen Werken, Golownin den Preis davon trage. Dieser Name wird ohne Zweifel in den Annalen der Reisen unter den berühmtesten Männern glänzen! —

Reise
durch
Italien und Sicilien
von
A. W. Kephalides.

2 Thle. Mit sechs schönen Kart. u. Planen. gr. 8.
Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. J. 1818. Pr. 4 Thlr.

Herr Professor Kephalides zu Breslau rühm-

lichst bekannt durch seine Geschichte des Kaspischen Meers, giebt hier die Beschreibung seiner im Jahre 1815 nach Italien und Sicilien unternommenen Reise. Fern von jener Beschränktheit, welche fremde Länder, Menschen und ihre Gebräuche nach dem eignen Wohnorte, den nächsten Umgebungen, und Sitten des Vaterhauses beurtheilt, wird Italienisches Leben u. Treiben hier in seiner tiefsten Eigenthümlichkeit aufgefaßt und mit den lebendigsten Farben gezeichnet. Alle Stände, vorzüglich aber das Volk, besonders in seinem öffentlichen Leben, werden hier oft mit wenigen, aber treffenden Pinselstrichen dem Auge des Lesers vorgeführt. Genährt von dem Geiste des classischen Alterthums, dessen Anklänge auf jeder Seite wiedertönen, durchmustert der geistreiche Verfasser die Reliquien desselben in Italien und Sicilien, und der Antiquar wird in seinen Erläuterungen u. Beurtheilungen aller Kunstwerke nicht minder den Geist, als die tiefe Kenntniß und den Scharfsinn ihres Urhebers bewundern. Vier Plane von Capitolin, von Girgenti, Siracus und dem Theater zu Taormina, endlich eine Charte vom Aetna erleichtern das Verständniß der Schrift. Kein Freund des Alterthums, keiner den warmes Interesse für die Menschheit beseelt, kein Liebhaber dichterisch-lebendiger, aber nichts desto weniger auch treuer Naturschilderungen wird dieses Werk ohne hohen Genuß lesen. Eine Beilage giebt noch einen Abriß der im Jahre 1812 entworfenen Verfassung Siciliens, von der Deutschland bis jetzt so gut wie gar nichts Bestimmtes wußte. Von Seiten des Verlegers ist nichts unterblieben, um auch durch ein elegantes Aeussere diese interessante Schrift den Lesern zu empfehlen.

Allgemeine Uebersicht der Staatskräfte

von den sämmtlichen

europäischen Reichen und Ländern

mit einer

Verhältnis = Karte von Europa,

zur

Uebersicht und Vergleichung des Flächen = Raums, der Bevölkerung, der Staats = Einkünfte und der bewaffneten Macht;

von

Dr. A. F. W. Crome.

gr. 8. Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. J. 1818.

50 Bogen nebst 7 Tabellen. Preis 5 Thlr.

Als die Frucht mehrjähriger Arbeit, das Resultat der mühevollsten Sammlungen, tritt dies höchst wichtige Werk dem Publikum entgegen. Früher war die Herausgabe desselben nicht thunlich, da Europa in politisch = statistischer Hinsicht erst seit Jahr und Tag in einem solchen Beharrungszustande sich befindet, daß man mit Bestand eine Verhältnis = Karte der dazu gehörigen Länder entwerfen konnte; wenn sie nämlich der Erwartung eines Jeden entsprechen und die Wißbegierde, auch für einen längeren Zeitraum, befriedigen sollte. — Auf einem großen Imperialbogen giebt diese sinnreich entworfene, schön gestochene und geschmackvoll illuminirte Karte, nicht

nur einen trefflichen Ueberblick, und eine vergleichende Uebersicht von der gegenwärtigen Größe und Bevölkerung der europäischen Länder, sondern sie legt zugleich die Verhältnisse unserer Staaten, sowohl durch Zeichnung als durch Zahlen, lebendig vor Augen; so wie die auf dem Rande der Karte angebrachten statistischen Tabellen, die Data dazu bestimmt angeben — Zur Erklärung dieses Blatts sowohl, als zur Entwickelung und Darlegung einer vollständigen Uebersicht der Staatskräfte unserer europäischen Länder, ist dann das beigefügte Buch, welches nach den neuesten und besten Quellen gründlich ausgearbeitet wurde, als ein willkommener Commentar dieser Karte, von vielem Werth; da es gerade das Wesentlichste und Wissenswürdigste der Statistik eines jeden Landes, in einer fruchtbaren Kürze enthält, mit Uebergehung alles dessen, was jeder Staatskalender und jede Geographie dem Leser darbietet. — Dagegen ist Alles, was auf die National-Oeconomie und Staatswirthschaft unserer Staaten Bezug hat, vorzüglich herausgehoben, und mit der bekannten Gewandtheit, Klarheit und Gründlichkeit des Verfassers — dieses Veterans in der Statistik — vollständig und lebhaft dargestellt worden.

Die Verlags-Handlung glaubt übrigens, nichts gespart zu haben, um durch S t i c h und Illumination, so wie durch D r u c k und Papier auch diejenige äußere Zierde diesem gemeinnützigen Werke zu verschaffen, welche der geschmackvolle Leser nur immer erwarten kann.

Verzeichniſs

einer

sehr groſsen Sammlung

von

neuen und älteren zum Theil seltenen und kostbaren chorographischen, topographischen, hydrographischen und militärischen

Karten

so wie auch von

Grundrissen und Prospecten

von

Städten, Festungen und Schlössern

und einer sehr bedeutenden Anzahl

von

Schlachten u. Belagerungsplänen,

welche

um beigesetzte billige Preise verkauft werden sollen, bei

Gerhard Fleischer d. Jüngern

in Leipzig.

Ist in allen Buchhandlungen für den Preis von 8 Gr. zu erhalten.


Batany
Geby
Waygiou
Dammer
Bazania
Cuti
Salwatti
Mysol
Sabuda
New Guinea
Serulaw
Savou
Ceram
Ceramlaut
Banda I.
Amboina
Pulo Rhun
Pulo Ay
Rosingeyn
Lonthoir
Neira
Laut
Temurbar
Bonoa
Kay Watela
Mose
Cera
Nila
Roma
Postillons I.
Dama
Baber
Sermatten
Timor Laut
Sumba
0
5
10
125
130
Leutemann sc. Leipz.


UNIV. OF MICH.





